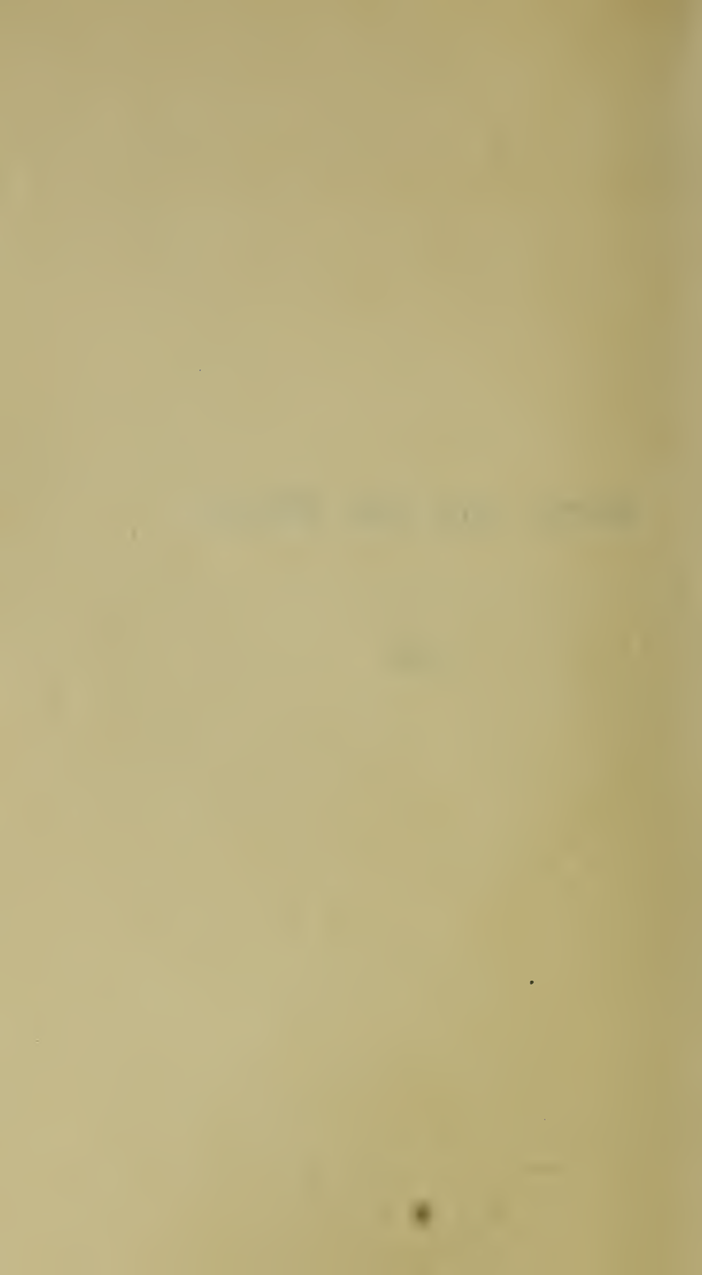
Bilder aus dem Westen





Bilder aus dem Westen

Von

E. Below



Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1894



Meinem lieben Freunde

Philipp Scharwenka

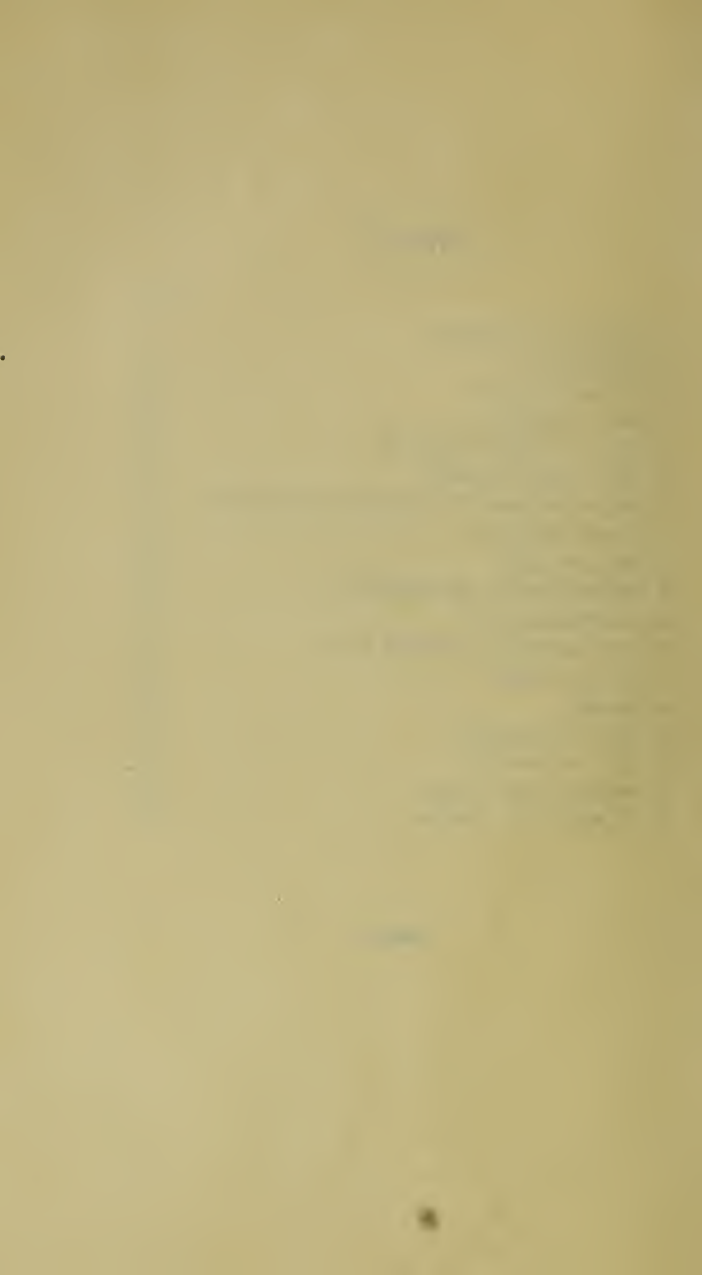
gewidmet

E. B.



Inhalt







1

An Bord der Dania

Wir hatten uns glücklich durch das Treibeis durchgearbeitet. Deshalb war unser braver Kapitän Behrens von der Dania heute abend ganz besonders gut aufgelegt. Während ihm sein Diensteifer sonst selten Zeit zu einem Plauderstündchen ließ, blieb es heute am obern Ende unsrer Tafel noch lange lebendig. Die „scharfe Ecke,“ die wir auf jener winterlichen Meerfahrt oft nach den Mahlzeiten bildeten, hielt fest zusammen; waren wir doch die „Schiffbrüchigen der Suevia.“

Schon der Anfang unsrer Reise war verhängnisvoll gewesen. Unmittelbar nachdem wir Ende Januar 1890 mit der Suevia Hamburg verlassen hatten, lief das Schiff auf eine Sandbank in der Elbe. Als wir wieder flott geworden waren und die Reise durch den Kanal fortsetzten, brach während eines Sturmes die Schraubenwelle, und wir mußten vorsichtig in den Hafen von Southampton zurückkehren, um dort den nächsten Hamburger Dampfer, die Dania, abzuwarten. Aber selbst als wir von diesem Schiffe aufgenommen waren, hatten wir mit neuen Unbilden zu kämpfen.

Mancher macht Dutzende von Seereisen, ohne das geringste zu erleben; wir hatten eine ganze Reihe von

Gefahren zu bestehen. Die ersten Tage ging alles glatt auf der Dania. Da plötzlich versagte die Maschine den Dienst. Mit roter Notlaterne am Vordermast trieben wir, Wind und Wellen preisgegeben, hilflos auf dem Ozean. Wir waren an dem Punkt, den die Seeleute das „Black Hole," das schwarze Loch, nennen. Diesen Namen hat er bekommen, weil das Wasser hier, an der tiefsten Stelle des atlantischen Ozeans, eine schwarze Farbe zeigt, und von dieser Stelle geht die Sage, daß die meisten auf den Fahrten spurlos verloren gegangnen Schiffe hier in die unergründliche, schwarze Tiefe versunken seien.

Es gelang aber, die Maschine wieder notdürftig auszubessern, sodaß sie ihr gewohntes Stampfen wieder ertönen lassen konnte. Schon atmete Kapitän Behrens zufrieden auf, da befanden wir uns am nächsten Morgen — es war einer der ersten Tage des Februar — mitten im Treibeise.

Selbst für den, der schon häufig Seereisen gemacht hatte, war der Anblick, der sich uns bot, überraschend, ja überwältigend. Als ich die Gardine vor dem runden Kajütenfenster zurückzog, glitzerte es gelbrötlich, soweit das Auge reichte.

Wir können aussteigen und Schlittschuh laufen, sagte ich zu meiner Frau, die schon zum Frühstückstisch fertig an der Thür stand. Im ersten Augenblick glaubte ich, wir seien an eine Insel verschlagen worden. Aber ich erinnerte mich schnell, daß es zwischen dem Black Hole und dem nördlich davon gelegnen Neufundland keine Insel gäbe. Es mußten weite Eisfelder sein, die sich vor uns bis zum Horizont ausdehnten. Ein raschelndes, polterndes Geräusch verriet, daß sich die Schollen an den Schiffsplanken brachen.

Wunderbar war das Bild, das sich unsern Augen bot, als wir das Deck betraten. Vergeblich kämpfte die Sonne, eine dunkle Wolkenwand siegreich zu durch-

brechen. Nur hin und wieder stahl sich ein Strahl durch eine kleine Lücke und spiegelte sich auf der eisigen Fläche, die uns rings umgab. In solchen Augenblicken leuchteten tausend Eiskrystalle glitzernd auf, aber schon im nächsten wieder lag ein verschleiertes Graublau auf den starren Massen. Am westlichen Horizont, dem wir zusteuerten, tauchten hunderte von verschiednen, riesigen Formgebilden auf: schlanke Obelisken, mächtige Pyramiden, weißbeschneite Dorfkirchtürme, gewaltige Kastelle und wildzerrissene Alpengletscher. Langsam lösten sie sich aus dem Graublau des Hintergrundes ab und zogen majestätisch an uns vorüber, von Walfischen umspielt. Wenn sie für einen Augenblick ein Sonnenstrahl traf, erglänzten sie grün wie Malachit. Neue Eisgebilde folgten ihnen, Tafelberge, wilde Felsen mit Höhlen, in denen die Eiszacken hingen, dunkelblau bis die Sonne sie plötzlich grüngoldig durchschien, und ihre Strahlen an ihnen brach wie an tausend glitzernden Diamanten. Dabei rings um uns her, am Rumpf des Schiffes zerschellend, kreisend, sich überstürzend große, meterdicke Eisplatten, gewaltige Schüsseln mit schneeigem Schaum, hunderte von Stücken des königlichen Hausrats von der Tafel des Meerbeherrschers Neptun und seiner Nereiden.

Stundenlang waren wir in den Anblick des herrlichen Schauspiels so versunken, so eifrig im Austausch unsrer Gedanken über das Niegesehene, daß wir kaum auf die polternden Stöße des Schiffes achteten, und daß es den meisten entging, wie am Hinterdeck in regelmäßigen Zwischenräumen ein Eimer, in dem ein Thermometer angebracht war, in das Wasser gelassen wurde, und unser braver Kapitän ungeduldig auf der Kommandobrücke hin und her ging, ja sich nicht einmal am Mittag die gewohnte Pause zur gemeinsamen Mahlzeit gönnte.

Kurz vor Sonnenuntergang waren wir endlich

wieder in freies Fahrwasser gekommen. Ruhig schoß die Dania durch die Fluten des Ozeans. Wir aber hatten das Vergnügen, den pflichtgetreuen Führer des Schiffes, das Urbild eines wackern deutschen Seemanns, bei der Abendmahlzeit seinen Platz am Ende der Tafel einnehmen zu sehen und ihn wieder in unsrer Mitte begrüßen zu können.

Die Beklommenheit der Damen war schon einige Zeit vorher unter den Tröstungen von Frau Schrubstock, der stets barmherzigen und hilfsbereiten Stewardeß, gewichen. Von den Offizieren hatten wir bisher nichts über die Gefahr, in der wir geschwebt hatten, erfahren; desto freigebiger war dafür die freundliche Wärterin mit ihren Bemerkungen gewesen. Wir sind noch glücklich mit ein paar Püffen davongekommen, hatte sie kurz vor der Abendtafel erzählt; die können die dicken Eisenplatten der Dania schon vertragen.

Froh und heiter verlief das Mahl und als die Damen später die Kajüten aufgesucht hatten, rückten wir Herren an dem langen, weißgedeckten Tischen zusammen. Auch der Kapitän war heute in freudiger Stimmung, und so dauerte es nicht lange, daß ein paar dickbauchige Flaschen erschienen und die Korken munter knallten. Zu uns „Schiffbrüchigen“ gehörte auch ein Berliner Zeitungskorrespondent, der eine Touristenfahrt von Hamburg nach New York für sein Blatt machte, und ein Professor der Geschichte, der einen Ruf an eine der bedeutendsten Universitäten Amerikas erhalten hatte. Das Gespräch drehte sich bald um ein nach Europa zurückfahrendes Auswandrerschiff, dem wir kurz vor Sonnenuntergang begegnet waren.

Da sieht man es, die Amerikapassion ist schon im Abnehmen, bemerkte der Journalist, für den die ganze Welt außerhalb Berlins nur ein Posemuckel war. Der Professor opponierte ihm; der Zug nach dem Westen habe sich keineswegs überlebt. Amerika blühe von Tag

zu Tag mehr auf. Mehr als eine der neu entstandnen Metropolen hätten ein gutes Recht, sich ein Paris der neuen Welt zu nennen, so groß und bedeutend sei in vieler Beziehung ihr Aufschwung.

Da ergriff der Kapitän das Wort. Gerade weil er als wortkarg bekannt war und bei den Abendunterhaltungen in der Regel mehr zuhörte, als daß er selbst in die Diskussion eingriff, machten seine Bemerkungen einen tiefen Eindruck auf mich.

Meine Herren, hub er in seiner breiten, behäbigen Hamburger Mundart an, ich bin kein Gelehrter und kein Politiker und kann über so wichtige Dinge, wie Sie da behandeln, kaum mitsprechen. Mir kommt es aber so vor, als ginge es Ihnen dabei gerade so, wie es heute unsern Passagieren gegangen ist, als das Schiff durch das Treibeis fuhr.

Wie ich das meine? Nun, Sie hatten Ihren Spaß an den großen Eisbergen und den kleinen Schollen und betrachteten sie neugierig mit Ihren Operngläsern; Sie wußten nicht recht, was Sie aus ihnen machen sollten. Ich stand indessen auf der Kommandobrücke, ängstlich darauf bedacht, das Schiff durch die vielen Fährnisse hindurchzuleiten. Ich kannte die Gefahr, in der wir schwebten; ich wußte aus den Temperaturmessungen, daß wir in der unmittelbarsten Nähe gewaltiger Eiskolosse waren, und daß, wenn es mir nicht gelang, das Schiff am Rande der größern Schichten, die an uns vorbeizogen, zu halten, wir leicht erdrückt werden konnten. Sie hatten während aller der Stunden der Gefahr keine Ahnung von der Größe dessen, was uns mit Untergang und Tod bedrohte, und ich fühlte eine gewisse Befriedigung darüber, daß es so war. Nur wer sich auf eigene Verantwortung und Gefahr selbst durchzuarbeiten hat, weiß, wie leicht sich die Menge täuschen läßt. Sie sehen zufällig auf einer Ozeanfahrt ein Schiff in die Heimat zurückkehren; mit ihren Gläsern

gewahren Sie die Passagiere da drüben, wie sie mit Tüchern winken; und gleich sind Sie zu dem Schlusse bereit, es müsse alles wieder nach Berlin zurückkehren, es gehe doch nichts über die alte Welt; die neue Welt erscheint Ihnen von weitem ganz interessant, aber höchstens bedeutet sie für Sie ein neues Paris oder dergleichen. Ich aber glaube, die europäischen Staatsschiffe treiben gerade so, wie wir es heute morgen thaten, einer großen, erdrückenden Naturgewalt entgegen, und es wird die höchste Zeit, daß die, die auf der Kommandobrücke einen verantwortlichen Posten einnehmen, sich endlich klar von der Größe dessen bewußt werden, was sie umschließt und zu erdrücken droht. Mit Touristenweisheit kommt man aber über die alten Selbsttäuschungen und Vorurteile nicht hinweg; da heißt es: sich selbst durcharbeiten. Die Männer, die sich zur Leitung der europäischen Staatsschiffe berufen fühlen, sollten einmal ein oder einige Jahre nach der neuen Welt gehen und sich dort mit eigner Arbeit einen Weg bahnen. Dann würde es manchem klar werden, daß das, was da drüben im Werden begriffen ist, nicht nur allerhand niedliche Sächelchen sind, sondern daß dort Größres entsteht, als sich die meisten träumen lassen. Mit einem Wort: Die europäischen Staatsschiffe können leicht aus dem Treibeis ins Packeis kommen, wenn sich der Mann auf der Brücke nicht der Größe dessen, was er vor sich hat, bewußt wird.

Nicht nur ein neues Paris ist da entstanden; für mich ist es eine neue Weltmacht, ein neues Rom, das sich aus den überschüssigen und verlornen Kräften des alten Europa gebildet hat und sich weiter entwickeln muß.

Dieses Wort des Kapitäns, das von den verschiednen Seiten mit sehr verschiednen Empfindungen aufgenommen wurde, rief eine lebhafte Diskussion hervor,

und es wurde an jenem Abend spät, bis wir unser Lager aufsuchten.

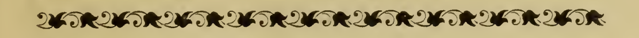
Mir aber ging es nicht aus dem Sinn. Wieder und wieder mußte ich über das nachdenken, was ich da gehört hatte, und so beschloß ich denn, mich bei meinem diesmaligen, zweiten Aufenthalt in der neuen Welt durch eignen Augenschein zu überzeugen, wie weit der Kapitän recht hätte. Schon vor neunzehn Jahren war ich in der neuen Welt gewesen und hatte mir mehrere Jahre lang in New York als Arzt mein Brot verdient. Meine frühern Erfahrungen mußten mir den Schlüssel zu Vergleichen der damaligen und der jetzigen Verhältnisse liefern. Der Zweck meiner Reise war, mir den Westen mit den großen Weltfleischmärkten und das dortige Leben anzusehen, sowie liebe Verwandte zu besuchen. So fehlte es mir weder an Zeit noch an Gelegenheit, Land und Leute zu studieren. Was ich gesehen und erlebt habe, teile ich im folgenden mit; möge jeder sich daraus ein Urteil bilden, wie weit die Bezeichnung unsers Kapitäns: „Ein neues Rom“ auf die neue Welt etwa jetzt schon paßt oder nicht.

Sind meine Beobachtungen auch vielfach lückenhaft, mag mir auch manches entgangen sein, so war ich doch immer bestrebt, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und nicht nur so, wie sie mir gezeigt wurden; und dabei zu forschen, warum sich die Verhältnisse da drüben so und nicht anders entwickelt haben, und ich war bemüht, mich von der einseitigen Touristenweisheit frei zu machen, die Ludwig Fulda so trefflich mit den Worten geißelt:

Vieles schauen,
Wenig verdauen;
Ohne Bemühen
Rasch erglühen,
Rascher erkalten;
Standhaft verweilen
Bei den alten

Vorurteilen;
Nichts ganz verstehen;
Immer nur sehen
Die gleichen Leute
Aus gleichen Kreisen:
Das nennt man heute
Die Welt bereisen.





2

Kansas City

Hoch dort oben, wo Sie die Zinnen der vierzehnstöckigen Geschäftspaläste sehen, dort hatte ich vor acht Jahren noch mein Kartoffelfeld, sagte der Stadtchemiker Dr. Hunter zu mir, als er mich durch das Geschäftsgewühl des belebtesten Straßenviertels und Mittelpunktes von Kansas City führte. Aber geben Sie Acht, setzte er hinzu, indem er meinen Arm ergriff, sonst werden Sie gleich von dem Kabelbahnwagen überfahren werden!

Dicht vor meinen Fußspitzen, die schon fast die Straßenschienen berührten, fuhr ein mit Leuten gefüllter Wagen vorbei, der weder von Pferden, noch von Dampf, noch von Elektrizität bewegt wurde. Dem ersten folgte, als ich mich kaum von meinem Schrecken erholt hatte, ein zweiter ebenso geräuschlos und dabei so schnell, daß zwischendurch kaum ein Mensch von dem einen Trottoir auf das andre hinüberschlüpfen konnte. Dann noch ein dritter, dessen Kondukteur die Klingel zog, züm Zeichen, daß man nun wieder die Straße überschreiten könne. Ungeschoben und ungehoben glitten sie dann alle drei hinter einander eine bergige Straße hinauf, wo die Fußgänger an den Seiten treppenförmige Trottoirs benutzen mußten. Nach etwa zwei

Minuten kamen wieder drei Wagen, und so ging es fort.

Als wir eine Pause benutzt hatten und glücklich hindurch geschlüpft waren, atmete ich tief auf, trotz des dichten Haufens übelriechender Fässer und Kisten, die vor den Kellerhälsen lagen, trotz des Geruches von fettigen Negern und opiumduftenden, schlitzäugigen Chinesen, von tabakkauenden Irländern und zugeknöpften Yankees, die an mir vorbeistürmten. Ich atmete tief auf und mußte lachen, denn jetzt fiel mir erst ein, daß ich vor lauter Straßengewühl und Qualm noch gar nicht nach oben, nach dem Himmel und dem Wetter hatte ausschauen können, geschweige denn nach den Gesimsen der Dächer, die sich hinter allerhand Krimskrams verbargen.

Der Maler, der ein Straßenbild einer dieser vielen neu erstandnen Städte des Westens malen will, kann sich den Himmel ganz sparen. Denn man kommt wirklich vor lauter Gewühl nicht zum Aufblicken, man sieht auch selten weiter als höchstens dreißig, vierzig Schritt, und was darüber etwa noch vom Himmel übrig sein sollte, ist verhängt durch die quer über die Straßen gespannten, bunt bemalten Segeltücher mit Suppenterrinen, Schaukelstühlen, Schuhen, Stiefeln und allen nur denkbaren marktschreierischen Malereien der Geschäftsfirmen.

Ja, Sie mögen staunen, und doch ist es wahr, fuhr mein Chemiker fort, wenn ich Ihnen sage, daß vor acht Jahren dort oben noch ein paar vereinzelte Holzbaracken mit einigen Kartoffelgärtchen über dem Straßengewirr thronten, das, unerbittlich vordringend und Höhen und Tiefen nicht scheuend, schließlich auch diese letzten Felsenbrüche und Sandhügel in Beschlag nahm.

Die Stadt ist ja nicht älter als fünfundzwanzig bis dreißig Jahre, wenn wir von dem Vorstädtchen

Westport*) absehen und von einigen kleinen Ansiedlungen unten am Missourifluß, die um die Mitte des Jahrhunderts hier die ersten Anfänge von Niederlassungen bildeten. Stadt wurde diese Niederlassung erst vor dreißig Jahren, und Weltstadt erst vor fünfzehn Jahren durch den Anschluß an die Pacificeisenbahn, wonach sich Börse, Weltfleischmarkt und Kabelbahn dazu fanden.

Als ich mich einige Tage zuvor von New York her über den Niagara und Chicago diesem Mittelpunkte der großen Republik des Westens mit dem steppendurchrasenden Dampfroß näherte, war ich allerdings trotz der immer ärmlicher ausschauenden Bahnstationen, trotz der immer primitiveren Ansiedlungen darauf gefaßt, endlich einmal wieder etwas imponierendes zu sehen; schon von meinem frühern fünfjährigen Aufenthalt in New York her kannte ich ja nordamerikanische Verhältnisse und die Gewalt des dortigen Fortschritts in Handel und Industrie. Aber etwas so verblüffendes hatte ich doch nicht erwartet.

Um den berühmten Weltfleischmarkt, besonders die Armourschen Schlachthäuser (Packing-houses) vom hygienischen Standpunkt aus kennen zu lernen und zugleich Verwandte, die seit kurzem in Kansas City wohnten, zu besuchen, hatte ich Ende Januar 1890 in Begleitung meiner Frau die Reise unternommen, nachdem ich fünfzehn Jahre vorher diese Länderstrecken zum letztenmale bereist hatte. Wer die alte Welt in Zwischenräumen von fünfzehn oder sechzehn Jahren durchreist, findet dort wenig Veränderungen vor. Wer aber die Vereinigten Staaten wiedersieht, nachdem er sie zehn bis fünfzehn Jahre lang nicht gesehen hat, der findet des Unerwarteten und Neuen kein Ende. Nichts

*) Westhafen, so genannt, weil es im Anfang am Missouri den Hauptverkehrsort mit dem wilden Westen bildete. Diese Bedeutung als Haupthandelsplatz des Südwestens hat Kansas City noch jetzt.

interessanteres von Länderbeschreibungen könnte ich mir denken, als eine vermehrte und verbesserte Auflage eines Werkes über Amerika wie des Cronauschen, fünfzehn Jahre nach der ersten Reise wieder herausgegeben nach einer zweiten Reise zu denselben Punkten und Stationen.

Wie wir in dem bequemen Schlafwagen vom Osten her diese weiten Länderstrecken durchflogen, da gewahrte ich, wo vor fünfzehn Jahren nur ein Bretterhaus mit blau und weißem Schilde (Western Union Telegraph) gestanden hatte, ganze Städtchen mit stattlicher elektrischer Beleuchtung, mit Omnibus und Pferdebahn, auch elektrischer Bahn; da wo Wald und Gestrüpp gewesen war, standen jetzt wohlumzäunte Fabrikgebäude; wo früher lange Felswände mit der meilenweit leuchtenden Inschrift: Delmonico Little's Syrup Pectoral geprangt hatten, da war die Reklameinschrift von dem Felsenufer verschwunden, denn der Fels hatte den neuen Schienensträngen oder dem Steinmetzen weichen müssen, der Paläste daraus geschaffen hatte, und ein langer Segeltuchzaun prangte mit Blookers Cacao, Mondamin u. s. w. in haushohen, nachts elektrisch angestrahlten Lettern oft sogar mitten in scheinbarer Präriewildnis, auf tagemarschlangen öden Heiden. Keine Heide aber war öde genug, daß nicht die Heilsarmee wenigstens zur Reklame einige Zelte darauf zurückgelassen oder eine Temperenzgesellschaft ihre Traktätchenreklameschilder darauf angebracht hätte, sei es auch nur die Bepinselung eines Steines in einem Sumpf etwa mit den Worten: The Lord lives in this rock. Derart waren die Veränderungen, die überall wahrzunehmen waren — von den großartigen Verbesserungen, den staunenerregenden Fortschritten in den großen Städten ganz zu schweigen.

Je mehr wir uns aber, nachdem wir bei Fort Madison mit seinen schönen terrassenförmigen Missis-

sippiufern vorüber waren, durch die frühern Indianergebiete Kansas City näherten, um so mehr erinnerten die letzten Stationen am Nachmittag und Abend unsers Ankunftstages an die primitiven Einrichtungen, die ich auf meiner Reise vor fünfzehn Jahren in Arkansas und Illinois hatte kennen lernen. Hie und da zeigte sich noch eine leidliche Farm, wo ein einspänniger Buggy einen Arzt durchs Gefilde fuhr, hie und da stand noch neben dem bekannten Stations- und Telegraphenhäuschen ein Bretterhaus mit Materialwarenladen, mit großen Buchstaben „Groceries" anpreisend.

Daß wir uns allmählich einer großen Stadt näherten, verriet sich durch das zahlreicher einsteigende Publikum. Aber was für ein Publikum! Alles kaute, und zwar, wenn sie erst einmal richtig im Wagen saßen, genau im Takte der Eisenbahnrädermelodie. Es waren Farmer und Viehhändler, die diesen Bummelzug der letzten Strecke benutzten, um nach den Schlachthöfen von Kansas City zu kommen. Mit welcher verachtungsvollen Miene sie die Rotweinflasche ansahen, aus der ich mir den Reisebecher füllte, um den Staub hinunterzuspülen! Es waren wohl alles Temperenzler, denn die eine der Bauernfamilien brach sogar, Mann, Weib und Kind, in lautes Hohngelächter aus, als sie sahen, wie ich meiner Frau, die sehr unter dem Staub und Qualm der Eisenbahn litt, einen Becher Rotwein reichte. Daß eine Lady so etwas an den Mund brachte! Entsetzlich!

Als es zu dunkeln begann, beleuchtete ein ferner Präriebrand die platte Hochfläche, über die wir dahin fuhren. Kein Baum, kein Strauch, nur verdorrtes Gras war rings zu sehen. Dann wieder eine triste Bahnstation, deren bretterne Plattform braun getigert war von dem Tabak der dort sich streckenden knochigen Unholde. Ein seltsamer Typus, der sich da aus dem europäischen Auswandrervolk, Iren, Engländern und

Deutschen gebildet hat! Man mußte, wenn man diese Menschen betrachtete, wie sie sich dort bei den Stationen herumtrieben, und wie sie hier im langen Durchgangswagen vor uns saßen, an die Überschüssigen der griechischen Zivilisation denken, die auch einst eine neue Welt im Westen gründeten, die ersten Ansiedler Italiens, die später den Grund zu dem alten, großen Rom legten. Ob diese Auswürflinge der Gesellschaft wohl auch wie jene durch ihren Kräfteüberschuß zum zweitenmal, nur in vergrößertem Maße ein zweites Rom, eine neue Welt gründen werden, die dann die alte verschlingen wird?

Was kann aus dem Zwischendeck Gutes kommen? denkt wohl mancher. Nun, wir werden ja sehen. Wir fahren eben in eine der ersten Großstädte des Westens hinein, die sie gegründet haben mit ihrer Verachtung europäischen Wesens, aber auch mit ihrem amerikanischen Kraft- und Selbstbewußtsein. Da lag Kansas City vor uns: ein Meer flimmernder Lichter auf hohen Felswänden am Ufer des Missouri an einem trüben Winterabend! Geheimnisvoll unentwirrbar streckte es sich vor uns aus, in Rauch und Ruß gehüllt.

In dem Gewühl des ungeheuern, mangelhaft erleuchteten Bahnhofs mit seinen vielen güterschuppenähnlichen Wartesälen wollte es uns nicht gelingen, die ersehnten bekannten Gesichter derer wahrzunehmen, die uns hier nach jahrelanger Trennung empfangen wollten, und nach langem Hin- und Hersuchen mußten wir ein hack, eine Droschke, für zwei Dollars mieten, die uns nach der Locust Street, dem Wohnsitz unsrer Verwandten, brachte.

An steilen Felswänden, an deren Rande oben Holzhütten, auch hübsche Holzvillen standen, fuhren wir in der Dunkelheit auf langen Umwegen endlich in eine mit Bäumen bepflanzte Straße ein. Rechts und links standen im Villenstil gehaltne meist ein- oder

zweistöckige Wohnhäuser, die mit ihren Lichtern in der dunkeln Regennacht anheimelnd winkten. Sollte eins davon die Wohnung unsrer Lieben im fernen Westen sein? Das Herz geschwellt vor Erwartung, trat ich in das Haus ein, vor dem jetzt der Wagen hielt. Durch ein hellerleuchtetes, breites Erkerfenster gewahrte ich unter einem brennenden Kronleuchter einen strahlenden Marienglasofen mit nickelplattiertem Eisen. Ein Dienstmädchen, das sich mühte, ein weinendes Baby mit dem beliebten Wiegenliede Rock abye Baby in Schlaf zu bringen, bestätigte mir auf meine Anfrage, daß wir uns wirklich in der Wohnung unsrer Verwandten befänden, die gegangen wären, uns vom Bahnhof abzuholen.

Wir traten in das hübsch mit durchgehendem Teppich belegte Vorderzimmer mit dem breiten Erkerfenster ein, ließen uns unter dem Gaskronleuchter in den beiden Schaukelstühlen nieder und freuten uns, daß wir unter Dach und Fach waren, und bald nachdem wir das Kleine, das nicht einschlafen wollte, bewundert hatten, kamen die Guten, die so viel Veranstaltungen für unsern Empfang nach langer Trennung getroffen und uns nun auf dem Bahnhofe verfehlt hatten, durchnäßt und ermüdet an.

Noch an demselben Abend hatte ich Gelegenheit, über die Stadt und ihre Umgebung aus der Vogelschau einen Blick zu werfen, denn wir fuhren noch einmal zurück nach dem Bahnhofe, um unsre Koffer abzuholen und wegen nachfolgender Kisten das nötige anzuordnen. Mein lieber Wirt, Herr Karl F., bei einer der größern deutschen Zeitungen als Redakteur und Berichterstatter angestellt, zeigte mir den viel kürzern Weg mit der Kabelbahn. Er hatte als Berichterstatter einen Freipaß für sie. An der nächsten Straßenecke sahen wir einen Wagen von weitem die bergige Straße herunterkommen. Auf einen Wink

hielt der Führer kurz an. Er kann auf Entfernung von fünf Schritt halten, erklärte mir mein Begleiter, aber nicht auf geringere Entfernungen, darum kommen die meisten Unglücksfälle vor, wenn einer, nachdem der Wagen schon wieder in Gang gekommen ist, vorn abspringt und quer vor dem Wagen vorbei auf die andre Seite der Straße laufen will.

Das Halten geschieht durch das plötzliche Loslassen des Drahtseils und Anwendung von Bremsen, von denen einige auf die Räder, andre direkt auf die Schienen wirken. Die Straße ist in der Mitte zwischen den Schienen gespalten; durch den Spalt faßt eine Greifzange, die vom Führer des Wagens mit einer einfachen Hebeleinrichtung gehandhabt wird, das Drahtseil, das über kleine Räder in dem ovalen Schacht zwischen den Schienen läuft. Sobald die Zange sich an das Kabel geklammert hat, setzt sich der Wagen in Bewegung; selbst beim Hinuntergleiten in stark abfälligen Straßen kann die Bewegung des Wagens, die lediglich von der Bewegung des Drahtseils abhängt, nicht schneller werden. Auf der andern Seite erklimmt der Wagen steile Anhöhen mit genau derselben Leichtigkeit, wie er sich auf ebnen Straßen fortbewegt. In bergigen Städten sind die Kabelbahnen die einzig rationellen Verkehrsmittel, obwohl fast drei Viertel der Kraft, die das Seil bewegt, auf seine fortwährend gleichmäßige Spannung verwandt wird.

Das glatte, geräuschlose Fahren war nach der langen Eisenbahnfahrt eine wahre Erquickung. Wir saßen auf der vordersten der kleinen, zweisitzigen Querbänke, die rechts und links von dem mittlern Längsgange angebracht sind. Plötzlich faßte mich Karl an beiden Armen. Wirst du etwa leicht schwindlig, dann setze dich lieber zurück auf die zweite Bank, denn es geht gleich steil bergab! sagte er. Aber ich wollte nichts von dem Schauspiel vor mir einbüßen, hielt

mich fest an die Seitenlehne, und nun ging es hinab durch die Lüfte über die Dächer einer Riesenstadt, die sich in elektrischer Beleuchtung zu unsern Füßen ausdehnte. Jetzt erst übersah ich, welch ein bergiges Flußufer wir durchfuhren. Wir befanden uns auf einer steil abwärts führenden Brücke, die die obere mit der untern Stadt verbindet. Aber es war ein weit angenehmeres, ruhigeres Abwärtsgleiten als auf den Zahnradbahnen Außerdem wird man nicht durch Rauch, Qualm, Pferdegetrappel oder das markdurchbohrende Schnarren wie bei den elektrischen Bahnen belästigt. Wie in einer Hängematte, wie in der Gondel eines Luftballons flogen wir über die Stadt dahin.

Jetzt, beim Überblick dieses ravinenartig eingeschnittenen und durchfurchten Flußthales, zu dem die Hochebne steil abfällt, wurde mir auch klar, was die Felskegel und Felswürfel mitten im Gewirr der zehn- und zwölfstöckigen Geschäftspaläste bedeuteten, an denen wir vorher mit der Droschke vorübergefahren waren. Diese seltsamen Lehmkegel mitten in dem Großstadtgetriebe waren offenbar die inselartigen Überbleibsel der von dem Andrange der gewaltsamen Nivellierungsarbeiten noch verschonten Stückchen der alten Hügel, die sich zu dem Flußthal des Missouri hinlaufend früher über die Hochebne hinzogen, auf der jetzt die obere Stadt erbaut ist.

Unabsehbar dehnten sich die Lichterreihen der Straßen, teils den Thälern zwischen den Hügeln folgend, teils sie bergauf, bergab durchkreuzend.

Mein Staunen wuchs, als ich am nächsten Morgen durch das Zentrum der Stadt eilte, um den mexikanischen Konsul, Herrn von Rahden, einen frühern Bekannten von mir aus der Hauptstadt Mexiko, aufzusuchen, der mich bei dem Chef der Schlachthäuser des Weltfleischmarktes, Mr. Armour, einführen sollte. Auf meinem

Wege dorthin, nach dem Hotel, dem Metropolitan House, mußte ich unter Leitung meines ortskundigen Zeitungsmannes wegen meines Gepäcks nach der Börse, dem Telephonamte und dem Postamte, wo sich auch die Zollbehörde befindet. Was ich in diesen Gebäuden sah, überstieg alle meine Erwartungen.

Ich gebe zu, daß die allmähliche Abnahme der Zivilisation auf der letzten Wegstrecke nicht dazu angethan war, meine Erwartungen von der Zivilisationsströmung, die das Zwischendeckspublikum hier verbreiten würde, sehr hoch zu schrauben. Auch gebe ich zu, daß das Reklamemachen der Yankees etwas betäubendes hat für den, der unmittelbar aus einer anständigen Stadt wie Berlin hineingeschleudert wird in das sinnverwirrende, unanständige Durcheinander, das einen in den ganzen Schmutz gegenseitiger Übervorteilungssucht ungehindert hineinblicken läßt. Aber trotz alledem ringen mir diese Fahrstuhlaufzüge, zu sechsen neben einander und ebensoviel einander gegenüber, diese großartigen Telephonverbindungen für das gesamte Publikum, diese Börsen- und Geschäftsräume das Geständnis ab: der Geschäftsteil der Stadt Berlin ist wie eine Kinderstube im Vergleich zu dem Geschäftsteil von Kansas City.

Die Börse, wo ich den Spediteur aufzusuchen hatte, ist ein riesiges Rotsteinbauwerk, stellenweise nur fünf bis sechs Stock hoch, stellenweise aber auch sich bis zu vierzehn, fünfzehn Stockwerken versteigend, so zusammengewürfelt aus maurischen Thorgewölben, gotischen Hallen, Nürnberger Spitztürmen mit Schrägdächern und Erkern, daß man den Eindruck erhält: hier hat man dem wahrscheinlich aus Europa bestellten Baumeister gesagt: Geld genug ist da, nur etwas augenfälliges um jeden Preis! Dieses Gebäude, auf dem die Fahne des meteorologischen Instituts immer die kommende Witterung für die nächsten sechs bis zwölf

Stunden anzeigt, ist schon durch seine hohe Lage und seine seltsamen Giebel und Verkröpfungen auffallend genug, aber schön sieht es nicht aus. Die Absichtlichkeit des Gesuchten macht sich zu herausfordernd geltend.

Geht man durch den breiten maurischen Bogeneingang, dessen große Thüren sich auf glatten Eisenschienen gleitend bewegen, die Stufen hinan und tritt durch die Riesenglasthür in den Vorsaal der Eingangshalle, so umfängt einen sofort ein Geruch von Apfelsinen, Kautabak, Stiefelwichse und Parfüm, denn rechts und links ziehen sich elegante Verkaufsstände hin, marmorne Ladentische der Cigarrenhändler, der Frucht- und Süßigkeitshändler, ja sogar Polsterstühle für die des Schuhwichsens beflißnen Negerjungen, die jeden hereinkommenden umdrängen mit ihrem Shine? shine, Sir? (Blankmachen? blankmachen, Herr?). Da werden Couverts, Schreibgerätschaften aller Art, Bücher und Zeitungen dem hastig vorbeischreitenden zum Verkauf entgegengestreckt. In krassem Widerspruch zu der kalten Pracht der von Marmorsäulen getragnen maurischen Halle, zu dem endlosen getäfelten Fußboden aus schwarzem und weißem Marmor, zu den breiten weißmarmornen Freitreppen und den herrlichen elektrischen Glühlichtbouquets wird man hier umdrängt von den nichtigsten Kleinlichkeiten des Menschenlebens.

Auch der Gutmütigste, der mit der festen Absicht hierher kommt, alles schön und großartig zu finden, muß sich seltsam berührt fühlen, wenn er nach schneller Fahrstuhlreise in einen der langen prächtigen Korridore tritt, wo sich — in jedem Stockwerk — Dutzende von Geschäftszimmerchen für Notare, Spediteure, Techniker, Kommissionäre u. s. w., alle numeriert, rechts und links in langen Reihen hinziehen. In jedem dieser Gänge sieht man in der Mitte eine Reihe dicker, braungelber Töpfe stehen, in deren Umkreis der schwarz und weiß getäfelte Marmorfußboden braun gesprenkelt erscheint,

und überall an den Wänden steht die Inschrift: Don't spit at this floor! Man merkt, daß man sich unter Auswurf befindet, und alle Pracht und Vornehmheit ist dahin.

Oben im vierzehnten oder fünfzehnten Stockwerk befindet sich ein großartiges Restaurant mit warmem und kaltem Lunch, ein ungeheurer Eßsaal, Billardsäle u. s. w. Von den Fenstern aus überblickt man einen guten Teil des Missourithales, man sieht hinüber über die Brücke in die Gefilde des Staates Kansas, wo die berühmte State-Line, dem Meridian folgend, die biertrinkenden Wölfe des Staates Missouri von den wassertrinkenden Lämmern des jenseitigen Teils von Kansas City scheidet, der zum Staate Kansas gehört. Heimlich trinken freilich die Lämmer desto mehr Schnäpse in den kleinen, schmutzigen Budiken, die in jeder Straße hinter harmlos aussehenden Kolonialwarenläden, Schreibmaterialienhandlungen, Cigarrenläden und andern Verkaufslokalen versteckt und nur für den Eingeweihten zugänglich sind; und wollen sie am hellen Tage einen Blick in den Höllenpfuhl der Biertrinkerei thun, so brauchen sie bloß jene Grenzstraße zu überschreiten, und sie finden Kneipe an Kneipe, meist von Deutschen oder Irländern verwaltet.

Drüben bei den Wassertrinkern kann man tagelang in Geschäften umhereilen, ohne etwas andres als Limonade oder Selterswasser mit Eis zu bekommen. Daher der stets verdorbne Magen der meisten der Temperenzlerei huldigenden Yankees. Sie gönnen sich keine Zeit zum Essen in der halben Mittagsfreistunde. Sie setzen sich kaum dazu, sie kauern in langen Reihen auf hohen Stühlen an der bar, dem Ladentisch, dann stürzen sie hastig ihr Eiswasser hinunter, und in kurzer Zeit ist der chronische Magenkatarrh fertig, den man fast allen schon von fern anmerken würde, wenn sie nicht fortwährend wohlriechenden Gummi oder Tabak kauten. Noch haben die Temperenzler in dem dies-

seitigen Teile der Stadt nicht die nötige Gewalt, darum können wir uns hier auf dieser schwindelnden Höhe gütlich thun. Oft begegnet es einem ja nicht, daß man im fünfzehnten Stockwerk über allen Türmen der Stadt seinen Frühschoppen genießt, im Mittelpunkt der Vereinigten Staaten Nordamerikas in deutschem Bier und deutschen Würsteln schwelgend.

Ähnlich großartig sind die andern öffentlichen Geschäftsgebäude der Stadt angelegt. Besonders angenehm empfindet der Deutsche, der an den Post- und Telegraphenschaltern seines Vaterlandes nicht gerade verwöhnt wird, hier die wortkarge Zuvorkommenheit und Schnelligkeit, mit der er überall bedient wird. Da giebt es kein Warten, ans Fenster klopfen oder abgewiesen werden wegen Weißbier und Schrippe der Herren Verwaltungsbeamten. Alles geht schnell und fast wortlos von statten. Guten Tag, ich wollte mir die Anfrage erlauben, ob Sie mir vielleicht sagen könnten — dergleichen kann man sich hier sparen. Ob man dabei den Hut auf dem Kopfe behält oder abnimmt, ist dem Beamten ebenso gleichgiltig. Eine einzige Höflichkeitsbezeigung während des Geschäftsverkehrs gilt stillschweigend überall als zu Recht bestehend: das Hutabnehmen vor Damen, die in den Fahrstuhl treten. Dann bleiben die Herren entblößten Hauptes bis zu dem Stockwerk, wo die Dame den Fahrstuhl wieder verläßt. Ebenso gilt es für selbstverständlich, daß, wenn eine Dame in den Straßenbahnwagen oder in den Fahrstuhl tritt, ein Herr ihr einen Platz frei macht. Vergißt man das, so fordert sie es von dem ersten besten der Fahrgäste, meist nur durch einen Blick.

Als ich vom Telephonamte, wo ich mit einem gerade in Sedalia (Staat Missouri), hundert Meilen von hier, befindlichen Spediteur ein paar Worte gewechselt hatte, in dem überfüllten Fahrstuhl wieder herabfuhr, fiel mir der einzige, fast immer leere Fahr-

stuhl in Berlin an der Ecke der Leipziger- und Wilhelmsstraße im Lebensversicherungsgebäude ein, der doch ziemlich regelmäßig in Thätigkeit erhalten wird. Als ich den das erste mal benutzen wollte, kam der Wärter, der mich eintreten sah, vom Zietenplatz herüber und erklärte mir, daß ich es ihm nur zu sagen brauchte, wenn ich hinaufgezogen sein wollte, er sei stets hier in der Nähe. Ja ja, Berlin wird Weltstadt.

Nur wenige Gebäude sind von außen getüncht. Die meisten haben Fundamente von Rotsteinquadern, und darüber erhebt sich Rohziegelbau. Das giebt der von Rauchwolken überlagerten Handelsmetropole etwas düsteres. Die meisten der großen schwarzen Wolken, die alle Hemdenkragen und Manschetten in kurzer Zeit mit Ruß überziehen, kommen von den Dampffahrstühlen der Geschäftspaläste und Hotels und von den Maschinenhäusern der Kabelbahn. Die obern Zehntausend wohnen außerhalb und oberhalb dieser den untern Teil der Stadt umlagernden schwarzbraunen Rauchwolken, sie haben heitern, blauen Himmel über sich auf den Höhen, wo ihre Villen stehen. Wenn sie aber ihre Geschäftslokale in der Stadt aufsuchen, müssen auch sie fast immer in dieses trübe dunkle Gewölk untertauchen, wo man oft tagelang die Sonne nicht zu Gesicht bekommt.





3

Ein alter Freund

Verblüffend großartig sind die Hotels von Kansas City angelegt. Marmor, Glas, Nickel, wohin man blickt, Spiegelscheiben, Nußbaumgetäfel, elektrische Glühlichtrosetten an allen Ecken und Enden, fliegende Verkaufsstände, Prachtbüreaus für alle Nachfragen, Sammetlehnsessel zum Sitzen und Liegen, zum Kleiderreinigen und Stiefelputzen, zum Barbieren und Frisieren in allen Ecken der weiten, marmorgetäfelten Eingänge, die an Geräumigkeit oft unsern Bahnhofswartesälen nahe kommen. Als ich in das Metropolitan House trat, kam ich von einem Prachtsaal in den andern durch Flügelglasthüren, die sich beim Eintritt geräuschlos wie von selbst öffneten und ebenso wieder schlossen, Thüren von der Höhe des säulengetragnen Saales. Alles war groß und hoch und weit; es wäre auch vornehm erschienen, hätten nicht dort in den Sammetpolsterstühlen weit zurückgelehnt Männer gesessen, die ihre Füße wagerecht ausgestreckt an die Eisensäulen gestützt hatten, und die fortwährend tabakkauend die vor ihnen stehenden übelaussehenden Thon- oder Nickelnäpfe benutzten. Auf der einen Seite waren prächtige marmorbelegte Verkaufstische für Cigarren,

Süßigkeiten und Früchte, auf der andern Comptoirtische verschwenderisch mit solidem Schnitzwerk ausgestattet, wo fortwährend zwei oder drei Kellner und Sekretäre herumhantierten, mit nichts weiter beschäftigt, als Bestellungen zu empfangen und abzugeben, die elektrischen Glocken drückend und in Kontobücher Notizen machend. Die eine Wand dieses Eintrittssaales zeigte oben unter dem Plafond einige Bogennischen, deren Gardinen dann und wann gelüftet wurden. Das war der Treppengang nach den Damensälen, von wo aus die Ladies jederzeit den Eintrittssaal und deren Insassen mustern konnten.

Nachdem ich Herrn von Rahden begrüßt hatte, zeigte er mir die übrigen Säle, den Speisesaal, das Lesezimmer u. s. w. und erbot sich dann mit der größten Freundlichkeit, am nächsten Morgen mit mir zu Armour und zu den Schlachthäusern zu fahren und mich dort vorzustellen.

Herr von Rahden hatte seiner Zeit in Mexiko die erste deutsche Zeitung begründet, daher unsre Anknüpfungspunkte. Hier werden Sie es aber ganz anders finden, wenn Sie — da Sie doch vielleicht ein paar Wochen oder Monate hier bleiben — sich Zeit nehmen, die Dinge kennen zu lernen, sagte er zu mir. Land und Leute hier sind in allen Stücken das entschiedne Gegenteil von Mexiko, und das gilt auch vom Deutschtum!

Nun, dann ließe sich ja annehmen, daß manches, was den Deutschen dort fehlt, hier vorhanden sei, erwiderte ich.

Das ist richtig, erwiderte der Konsul, es ist eben dort kein Zwischendeckspublikum, während das hier überwiegt. Freilich giebt es auch andre Elemente, setzte er nach einer kleinen Pause wie beruhigend hinzu.

Halten die Deutschen hier nach außen hin mehr

zusammen, oder halten sie mit ihrer Nationalität auch so zurück wie in Mexiko, wo sie bei der geringen Zahl ihren Geschäften das schuldig zu sein glaubten? fragte ich neugierig.

Nach außen allerdings; da giebt es Turner-, Schützen-, Sängerfeste, Aufzüge u. s. w., aber sie erringen sich damit nicht das Ansehen, das die deutsche Geschäftssolidität ohne Chauvinismus nach außen den Deutschen in Mexiko errungen hat.

Ich fange an, Sie zu verstehen. Also scheinen die Deutschen hier im Westen, wo die Temperenzler und „Tootatler" das Szepter schwingen, nicht das Ansehen zu genießen, das sie sich doch in Newyork anscheinend errungen haben? fragte ich weiter.

Das Deutschtum besteht im Osten allerdings zum großen Teil aus Zwischendecklern, aber auch zu nicht geringem Teil aus soliden, reichgewordnen, festansässigen Kaufleuten und Gelehrten. Hier nach dem Westen hat die Auswanderungswelle eine andre Sorte von Menschen hergespült. Es sind nicht die armen Teufel, die nur ihr nacktes Leben und ihre Arbeitslust gerettet haben, sondern die mit etwas Geld in der Tasche gleich von der Küste bis tief ins Innere geflüchtet sind.

Ich verstehe, sagte ich, als er das letzte Wort mit besondrer Betonung sprach und dazu mit den graubuschigen Augenbrauen bedeutungsvoll zwinkerte.

Und mit diesem Element will der bessere Teil des Amerikanertums nicht gern etwas zu thun haben, fuhr er fort. Unter uns gesagt: diese eben gekennzeichneten Deutschen stehen, obwohl sie vielfach bemittelt und sogar auf Einfluß in der Politik bedacht sind, leider auf einer Stufe mit Irländern und Negern als der weniger ansehnliche Teil der Bevölkerung des Westens, namentlich in den Temperenzstaaten und deren Umgebung.

Nachdem sich Herr von Rahden telephonisch erkundigt hatte, ob der Chef des ersten Schlachthauses, der fortwährend auf Reisen zwischen Kansas City und Chicago war, gegenwärtig anwesend und zu sprechen sei, meldete er meinen Besuch für den folgenden Tag an und widmete mir den heutigen Tag, um mich in der Stadt etwas heimisch zu machen. Sie werden, wenn Sie sich einige Zeit hier aufhalten, bald sehen, wie weit ich Recht habe, fügte er seinem freundlichen Anerbieten hinzu, indem er mit mir in den Barbierladen eintrat, der im Erdgeschoß eines größern Hotels nie fehlen darf, sich in einen der großen rotsammetnen Barbierstühle sinken ließ und mich einlud, ein gleiches zu thun.

Während wir warteten, bis die Reihe an uns kam und zwei von den hemdsärmligen Negerjünglingen unsre Köpfe in Bearbeitung nahmen, waren zwei Wichsjungen mit unserm Schuhwerk beschäftigt. Für fünfundzwanzig Cent (= eine Mark) erhebt man sich mit gründlich rasiertem, parfümiertem und gepudertem Gesicht und mit einem durch alle diese Prozesse so erfrischten Kopf, daß man sich ganz verjüngt und zu jedem noch so schwierigen Geschäftsunternehmen aufgelegt fühlt. Dabei ist das eine Behandlung, der sich hier nicht nur der Swell, der Ladiesman, der Gigerl unterwirft, sondern auch der Arbeitsmann, der aus dem Maschinenhause kommt, leistet sich, wenn ers irgend kann, diese Erfrischung wenigstens einmal die Woche.

Der Inhaber des Barbierladens war ein geborner Deutscher, der ihn mit den Niggern in Partnerschaft, das heißt auf deutsch als Geschäftsgenosse, gemietet hatte. Obwohl der Deutsche erst etwa zehn Jahre in den Vereinigten Staaten lebte, war doch sein Deutsch so von halb englischen, halb deutschen Worten durchsetzt, daß es für den, der dieses dem

Pigeon-English auf der östlichen Halbkugel entsprechende Pennsylvania-Dutch der westlichen nicht gewohnt war, oft unverständlich blieb.

Der Marktplatz, über den wir schritten, war noch ungepflastert. An einer Ecke erhob sich ein roter Backsteinbau, ein provisorisches Polizeigebäude. Die eigentliche City-Hall, das Rathaus, wurde auf einem seitwärts etwas nach dem Fluß zu gelegnen Platze aus großen Quadern errichtet. Große Krahnen aus Stahlschienen überwölbten, kuppelartig oben zusammenlaufend, den freien Platz, wo nur das fertige Fundament, in riesigen Maßen angelegt, zu sehen war. Wir drängten uns durch die Stände der Geflügel- und Gemüseverkäuferinnen, wo einige Polizisten anrüchige Sachen beiseite schafften, und kamen gerade am Ausgange des Polizeigebäudes vorbei, als Freund Karl mit dem Richter Boland, einem alten, freundlichen Irländer, die Treppe herunter kam; sie wollten die Pause in den Verhandlungen benutzen, um schrägüber beim Deutschen Buschmann schnell einen Trunk auszuwürfeln. Wir folgten ihrer Einladung und traten in eins jener Trinklokale zu ebner Erde, wo jalousienartige Vorsätze am Eingang das Hineinschlüpfen der Vorbeigehenden verbergen sollen.

Kansas City zählt etwa 200 000 Einwohner, darunter 15 000 Deutsche, wohl an 30 000 Irländer und 50 000 Neger. Von den 15 000 Deutschen beschäftigt sich bei weitem die größere Hälfte mit dem Bier; entweder arbeiten sie in einer der größern deutschen Brauereien oder in Bierwirtschaften, deren die Stadt mindestens dreihundert deutsche zählt. Die am Markt gelegne kleine Wirtschaft, die wir betraten, glich den meisten übrigen: abgesehen von einigen wenigen eleganten mit Nußbaumtäfelung an den Wänden und großartigem Nußbaumladentisch und

=Spiegel ausgestatteten rooms*) unterscheidet sich die Mehrzahl nur wenig von den bekannten Berliner Destillen, den Kutscherkneipen. Sie haben einen Ladentisch, dahinter den Spiegel mit den obligaten Geweihen oder Hirschköpfen, einige Bilder und große bunte Anschlagzettel, auch wohl einen automatischen Kassierer, der dazu dient, den Kellner zu kontrollieren, wenn sich der Wirt einen hält. Sie sind auch wie die Destillen meist auf das im Stehen trinkende Publikum, nicht auf das sitzende angewiesen; trotzdem stehen hie und da im Hintergrunde ein paar einfache Tische und Stühle, wo sich dann wohl ein übernächtiger Gast tabakkauend streckt, bis ihn der Wirt mahnt, sein Nickerchen zu unterbrechen.

Der Wirt, nachlässig gekleidet, im Sommer meist hemdsärmlig hinter seinem Ladentisch stehend, ist gewohnt, den meisten Gästen gegenüber ein freundlich protegierendes Wesen anzunehmen, er weiß, daß die meisten, die zu ihm kommen, außer dem Glase Bier noch etwas andres von ihm wollen; bald möchten sie eine Auskunft über Vereins= oder Logenverhältnisse haben, bald führt sie der Wunsch, bei der Wahl berücksichtigt zu werden oder irgend eine sonstige geschäftliche Kleinigkeit hin. Unter den Deutschen pflegt jedes Geschäftchen beim Bierwirt mit einem Trunk besiegelt zu werden. Herr Buschmann war heute besonders gut aufgelegt; da er einen neuen deutschen Landsmann vor sich hatte, so zeigte er mehrere seiner Taschenspielerkünste, ließ beim Geldwechseln Thaler verschwinden, falsche Thaler statt der richtigen in die Höhe springen, ja sogar volle Biergläser verschwinden, die

---

*) Lunch-Room oder Sample-Room nennt man schüchternerweise dem Temperenzlerwesen zuliebe die feinern Bierwirtschaften zum Unterschiede von den gewöhnlichen Saloons, den Bierstuben.

dann aus seiner Westentasche auftauchten, während Richter Boland den ersten Treat all round, die erste „Runde" ausgab. Darauf folgte die zweite von meiner Seite, und statt der dritten ein Cigarren-Treat vonseiten Karls. Zuletzt gab der Wirt, der stets mit eingeladen wurde, auch aus seinem Diminutivseidel zum Schein stets mittrank und dafür Bezahlung nahm, auch noch eine Runde aus, und als wir eben gehen wollten, füllte sich der Raum auf einen durch das Fenster nach der Straße zu gegebnen Wink des Wirts mit etwa vier bis fünf Gestalten, die auch noch etwas abhaben wollten. Tritt nämlich eine in politischen Ämtern befindliche Persönlichkeit, die womöglich bei der nächsten Herbstwahl etwas Berücksichtigung beim Janhagel wünscht, in ein Trinklokal, so kann man sicher sein, daß alsbald einige schmunzelnde Eckensteher bereit sind, ein Trinkgeld für die nächsten Wahlen vorweg zu nehmen.

Was trinkst du, Jack? war natürlich die Frage des Honorable Judge an die Neuangekommnen, und mit unnachahmlicher Fixigkeit ließ der fingerfertige Wirt mehrere Whiskey-Toddies auf dem Ladentische antanzen, als ob er das Eintreffen der neuen Gäste schon geahnt hätte.

Jack, Bill, Freddy u. s. w. waren natürlich alles der Geburt nach Deutsche, die ein scheußliches Englisch zu dem Richter sprachen, mit Ausnahme des einzigen Pat, des Irländers. Jeder Irländer heißt nämlich Pat (Patrick), wenn er auch Tom oder Gustav heißt. Diese Gentlemen rochen so nach allen denkbaren Dingen, daß ich froh war, als ich aus dem niedrigen kleinen Raum wieder heraus war. Herr von Rahden, der nicht zum treat gekommen war, nötigte uns dann noch in ein andres derartiges Lokal, wo sich fast dieselbe Szene wiederholt hätte, wenn nicht Richter Boland um Entschuldigung gebeten und

sich aufs Gericht begeben hätte, wo er seines Amtes zu walten hatte.

Das Straßenleben einer solchen Stadt kann den, der an die Ordnung und Sauberkeit Berlins gewöhnt ist, zur Verzweiflung bringen. Alles stürmt und jagt ohne andre Rücksichten auf den Nächsten als die, die die Achtung vor der Arbeit und der Respekt vor der schwieligen Faust gerade erheischt. Die Bürgersteige sind mit Trottoirs belegt, aber niemand kommt es in den Sinn, daß das einen Schönheitszweck hat, denn die Trottoirs sind wieder in so großen Lettern mit Geschäftsanzeigen verunziert, und aller Unrat von Verkaufsständen (Obstschalen, Papierfetzen) liegt überall so massenhaft umher, daß von Schönheit und Gleichmäßigkeit beim Anblick dieser Trottoirs nicht die Rede sein kann, geschweige denn beim Anblick des Fahrdamms und der Häuserfronten, die mit den lächerlichsten und häßlichsten Sachen geradezu überladen sind. Hier hängt ein drei Stockwerke langes nacktes, bunt angestrichnes hölzernes Bein zum Fenster heraus und weht im Winde über den Köpfen der Vorübergehenden; dort ist es ein Riesenbruchband oder eine Riesenbrille, die die Fernsicht versperrt. Alle Fenster, bis hinauf zum zehnten, zwölften Stockwerk, sind mit großen, in die Augen fallenden Buchstaben verunziert. Und dabei um uns her die seltsamsten Gestalten. An Trachten freilich giebt es hier außer denen der chinesischen Wäscher und chinesischen Ärzte nichts außergewöhnliches. Höchstens fällt in den kältern Monaten die Vorliebe der Neger für Opossumpelzbesatz auf, der meist ein sehr ruppiges Aussehen hat, oder die Vorliebe der Herren für Schlapphüte, mit Ausnahme der Pastoren, der höhern Gerichtsbeamten und der Bankiers u. s. w., die dem seidnen Cylinder huldigen. Die Damenkleidung ist geschmackvoll und dabei kühn. Unter den geöffneten Mänteln der vor den Läden in

den Kutschen haltenden Ladies sieht man viel Brillanten, viel kostbare Kleider und viel grelle Seide und Spitzen. In allen Blicken ist etwas hastiges, unstätes, selbst in den Blicken der Kinder; selten zeigen sie etwas sinniges oder träumerisches. Aber nicht nur das hastige, auch das mißtrauische, feindselige, das der ausbeuterische Geschäftsbetrieb unsrer heutigen Gesellschaft mit sich bringt, prägt sich deutlich auf den meisten Gesichtern aus, nur mit Ausnahme jener Eckensteher, die, nach Arbeit lungernd, sich dort am Geländer des Baues aufhalten, teils stehend, sich streckend und wenn sie gähnen, mit Armen und Beinen dem Vorübergehenden entgegenfahrend, teils auf dem Geländer des Baues sitzend und derartig mit den Beinen baumelnd, daß man beim Vorbeigehen einen Bogen machen muß, um nicht von ihren Füßen einen Schlag ans Schienbein zu bekommen. Auch aus andern Gründen ist es ratsam, womöglich bis zum Straßendamm vor diesen tabakkauenden Irländern und Negern auszubiegen, denn wo sie sitzen, ist das Trottoir ringsum braungesprenkelt. Diese scheußliche Unsitte ist in ihren Augen der Ausdruck des amerikanischen Unabhängigkeitsgefühls, und die Polizei weiß recht gut, warum sie gegen dies „Stimmmaterial" nachsichtig ist. Denn es ist die Knüppelgarde, die zur Zeit der Wahl überall auf dem Posten ist und nötigenfalls das Unmögliche möglich zu machen versteht, das Gas ausdreht, die Stimmkasten durcheinanderwirft und schließlich mit Pistolen bewaffnet bei der Wahl den Ausschlag giebt — d. h. wenn es sein muß, wenn es gar nicht anders geht! An einer andern Ecke, in der Nähe eines Möbelauktionslokals, wo Küchengeschirre und Schlafstubengerätschaften die Straße verbauen, treiben sich Neger herum, die einen Auftrag oder eine Bestellung suchen, Kragen und Ärmel des Überziehers mit abgeschabtem Opossum-

pelz geziert. Gelbgrau bis gelbschwarz von Gesichtsfarbe, mager, immer schwitzend, verschmitzt um sich schauend, versperren sie, in politische Unterhaltung vertieft, die Trottoirs vor diesen und ähnlichen Verkaufsläden zweiter Klasse, wo alte Sachen feilgeboten oder verauktioniert werden, oder vor den Barbiersalons und Whiskeysalons, wo etwas für sie abfallen könnte.

Die untern Zehntausend, die überall bei jedem größern und kleinern neuen Unternehmen geschäftig mit dabei sind, diese tausend fleißigen Hände, die sich trotz aller anscheinenden Müßigkeit hier auf dem Trottoir sofort, wenn es verlangt wird, „in munterm Bund regen," sie sind es aber doch, die die Zivilisationsarbeiten nach Westen vorwärts schieben im Verein mit den Zwischendecklern, die auf einem der letzten Dampfer ihr letztes aus dem alternden Europa gerettetes Scherflein mit herübergebracht haben. Darum sind sie nicht geringer anzuschlagen als die obern Zehntausend, die draußen an den prachtvollen Boulevards in malerischen Villen wohnen und nur auf ein paar Stunden in das Gewühl der Geschäftsstadt untertauchen.

Mit den obern Zehntausend werden Sie bekannt werden, wenn Sie die großen Schlachthäuser besuchen und der Firma Armour und Co. vorgestellt werden, bemerkte Herr von Rahden.

Zu welchen fühlen sich nun im allgemeinen unsre Landsleute mehr hingezogen, fragte ich, zu den obern oder zu den untern? Oder bilden sie einen vermittelnden Stand in der Gesellschaft? Nach dem, was Sie vorher im Hotel äußerten, verkehren unsre Landsleute wohl weniger mit den „Spitzen" der Gesellschaft?

Wie Sie wissen, erwiderte er, giebt es in den Vereinigten Staaten keine Gesellschaftsklassen und

Ständeunterschiede nach Art derer im alten Europa, da sich hier eben eine neue Welt ausbildet aus den Trümmern und Überschüssen der alten. Nur die Geldaristokratie bildet hier einen bevorzugten Stand; diese wechselt aber dank dem hiesigen lebhaften und gewagten Geschäftsspiel sehr schnell. Kommt einer durch einen Glückszufall in die Höhe, so leistet er sich für eine Reihe von Monaten oder auch Jahren den Luxus einer Villa und einer Equipage mit Dienerschaft, wobei er es nicht verschmäht, gelegentlich auch selbst ein Buggy zu kutschieren oder mit dem Marktkorb unter dem Arm vom Fisch- oder Geflügelmarkt heimzukehren, ja selbst im Winter den Schnee höchst eigenhändig vor seiner Gartenthür beiseite zu schaufeln. Natürlich giebt es auch hier wie in andern größern amerikanischen Städten des Westens eine fast aus allen Gattungen der Bevölkerung sich rekrutierende Geistesaristokratie, die Sie am besten werden vertreten sehen, wenn ich Sie in den Bellamistenklub führe, der hier unter dem Namen der National Union besteht und die neue Ära Bellamys herbeiführen möchte.

Der Überdruß an der übertriebnen Geldjagd, warf ich ein, mag denkende Leute wohl zu solchen Zukunftsträumen verlocken; aber wie das mit dem praktischen amerikanischen Wesen zusammenzubringen ist, kann ich mir nicht erklären.

Sie werden es an einem der nächsten Abende sehen: Bellamy selbst ist ja Amerikaner, und er, der Vater dieser von Ihnen vielleicht utopistisch genannten Idee, wird hier hoch verehrt und gefeiert. Sie finden sein Bild im Schaufenster jedes Musik- oder Kunstladens. Die Gesellschaft der Bellamisten hält monatlich einmal Sitzung in einem der prächtigsten Gesellschaftssäle. Ich werde Sie einführen. Doch da kommen wir gerade an der Offizin eines Ihrer

deutschen Kollegen, Herrn Dr. Brand, vorbei; wenn es Ihnen recht ist, mache ich Sie mit einander bekannt, da er jetzt gerade seine Sprechstunden abhält, wie an dem Schilde hier zu lesen ist.

Mit Dank nahm ich das an.





4

Beim Kollegen

Es kostete mich Mühe, das Erstaunen zu verbergen, das mich beim Anblick dieses Gebäudes, beim Eintritt und beim Hinaufsteigen in immer wachsendem Maße ergriffen hatte, als ich nun dem Kollegen vorgestellt wurde und die ersten üblichen Worte mit ihm wechselte, nachdem sich der Konsul von uns verabschiedet hatte; denn ein solches mitten im Straßengewirr und in dem Lärm der Frachtwagen und Bahnklingeln gelegnes ärztliches Etablissement war mir selbst in New York nicht vorgekommen. Hier praktizierte nicht e i n Arzt, sondern ein halbes Schock Ärzte. Hier hingen von einem Balkon Bruchbänder herab von der Größe des Balkons selbst; dort schlotterten künstliche Gliedmaßen von Riesengröße aus den Fenstern. Die Wände zwischen den Fenstern waren mit Inschriften bedeckt, und jede Fensterscheibe war wieder mit einem andern Doktorschilde aus Glas mit Goldbuchstaben geschmückt. Es schien ein Nest von Ärzten zu sein, dieses Haus.

Das Parterre nahm eine Apotheke ein, darunter war im Souterrain eine Bierstube, ein Whiskeysalon und ein Barbiersalon mit den obligaten davor herumlungernden Gestalten, Deutschen, Iren, Niggers, den Vertretern von Bier, Whiskey und Stiefelwichse.

Drängte man sich an ihnen vorbei und betrat den Hausflur, so las man an jeder Treppenstufe die von zeigenden Händen begleiteten Inschriften, die einen entweder zu dem berühmten elektrischen Arzt mit den elektrischen Gürteln verwiesen, oder oben hinauf zum Homöopathen, oder auch zum „Eklektiker.“ Dabei zog sich quer über die Straße eine Rieseninschrift auf Segeltuch, die von den dreißig neu angekommnen internationalen Ärzten zeugte, die dreißig Tage freie Behandlung gewährten, keine unheilbaren Fälle kannten und keinen ungeheilt entließen. Doch die hausten, Gott sei Dank, in dem gegenüberliegenden Gebäude. Wie man aus den Fenstern sah, schien drüben ein großer Zudrang von Publikum zu herrschen, während es in dieser Doktorenkaserne hier augenblicklich etwas stiller zuging.

Aber, sagen Sie mir, verehrter Herr Kollege, wie können Sie bei diesem entsetzlichen Lärm auf der Straße Herz und Lunge behorchen? fragte ich, als ich neben einem eben frisch gebrauchten Kehlkopfspiegel auf dem Schreibtisch des Kollegen ein Hörrohr stehen sah.

Daran gewöhnt man sich wie der Müller ans Mühlrad, antwortete Dr. Brand, indem er mir eine Cigarre bot, sich mir gegenüber in seinen drehbaren Armstuhl niederließ und sich anschickte, mir noch weitere Auskunft zu geben, denn sein volles Herz drängte ihn augenscheinlich dazu, sich einmal zu einem deutschen Kollegen, der eben aus der alten Heimat kam, über die wunderlichen, neu entstandnen Verhältnisse hier auszusprechen, in die er sich, nach ein paar schwierigen Jahren, glücklich hineingefunden hatte.

Ja, die alte Welt, sagte ich, kommt einem hier in mancher Beziehung recht überlebt vor; dabei deutete ich auf das Gewirr von Schildern mit Anpreisungen, die man durchs Fenster sah.

O, was Sie da sehen, erwiderte er, ist noch lange

nicht das schlimmste von geschäftlicher Ausbeuterei im ärztlichen Stande. Das widerlichste ist die geheime Mache, das Agentenwesen, das Faktoren- und Kolportagewesen, das Treiben der von den Ärzten und ärztlichen Firmen ausgeschickten Geschäftsreisenden auf dem flachen Lande, im Umkreise der großen Städte. Sie machen sich keinen Begriff, was ich unter diesem mir ganz fremden Treiben anfangs auszustehen gehabt habe. Ich verwünschte den Kopf, der aus der ärztlichen Kunst zuerst ein Gewerbe gemacht hat, und dachte oft bei mir: wenn doch die Deutschen in der Heimat öfter ihre Blicke nach dem Westen lenken wollten, um hier ihre eigne Zukunft zu sehen! Denn die neue Welt zeigt die Karrikatur der alten, wenn sich die alte überhaupt noch weiterentwickelt.

Nun, daran zweifeln Sie doch nicht, Kollege?

Der reiche Amerikaner, erwiderte er, schickt seine Kinder nach Europa, um sie einen Blick in die abgelebte, wenn auch noch immer schwach lebensfähige Vergangenheit thun zu lassen, ehe sie sich in den Strudel dieses sinnbetäubenden Erfolghaschens hineinstürzen, aus dem sie vielleicht nie wieder recht zu sich kommen. So abgethan ist in den Augen der reichen Amerikaner die alte Welt. In meinen Augen freilich noch nicht ganz so; der neue geistige Antrieb kommt doch immer von drüben, hier wird er nur durch die Technik ausgebeutet. Aber wenn man des Geschäfts halber so untertauchen muß in den Strudel der ausbeuterischen Gesellschaft, dann schwindelt es einem oft, und man fürchtet, das bischen Halt an dem herübergebrachten alten Idealismus zu verlieren. Wenn Sie hören werden, wie es mir hier zuerst gegangen ist, werden Sie das, was Ihnen jetzt vielleicht übertrieben scheint, begreiflich finden.

Er erzählte mir nun die Leidensgeschichte seiner ersten Praxisjahre in Kansas City. Während der Erzählung

wurde er mehrfach unterbrochen durch Leute, die, ohne anzuklopfen, eintraten und nach verschiednen Ärzten, Elektrikern, Homöopathen und Mind-Cure-Doctors*) fragten. Er ließ sich durch alles das nicht ein einziges mal aus seiner Gemütsruhe bringen, sondern wies jeden einzelnen mit der weltmännischen Liebenswürdigkeit, die ihm zur zweiten Natur geworden zu sein schien, zu Dr. X, Y, Z, hinauf in den vierten, fünften, sechsten Stock, wo der betreffende Charlatan sein Office hatte.

Dr. Brand war der angesehenste von den vier in der Stadt praktizierenden deutschen Ärzten. Bei der Niederlassung hatte er nur sein Doktorschild zu befestigen brauchen, keine Behörde behelligte ihn, nicht einmal mit Steuerzahlen wurde er belästigt. Er hatte ausgezeichnete Zeugnisse, und sein Name hatte einen gewissen Klang in der wissenschaftlichen Welt, aber darnach fragte weder das Publikum noch die Kollegen, denen er sich bei seiner Niederlassung vorgestellt hatte.

Als kurz nach seiner Ankunft eine Stelle im deutschen Krankenhause frei wurde, glaubte er sicher, als deutscher Arzt von gutem Ruf von seinen Landsleuten berücksichtigt zu werden und auf diese Weise in der Praxis Fuß fassen zu können, denn bis dahin hatte sich noch kein Mensch bei ihm sehen lassen. Aber nach den Statuten wurde ihm ein junger Amerikaner vorgezogen, weil dieser schon zwei Jahre Mitglied des ärztlichen Vereins war.

Wovon sollte er sich nun aber die ersten beiden Jahre mit Frau und Kind ernähren? Wie machten es denn die andern während der ersten zwei Jahre Wartezeit?

Auf drei verschiedne Weisen konnte das bewerkstelligt werden. Dazu war aber nötig, daß man nicht

---

*) Eigentlich Geistes-Kur-Arzt; gemeint sind Leute, die besprechen, hypnotisieren u. s. w.

nur seinen äußern, sondern auch seinen innern Menschen preisgab. Das thut selbst der Kaufmann für ein gewinnbringendes Geschäft nicht gern, geschweige denn der Gelehrte.

Die drei Wege zum Glück aber heißen: Politik, Kirche und Reklameschwindel.

Wer einflußreiche Vettern hat, läßt sich durch deren politischen Einfluß in eine der öffentlichen Polizeiarztstellen hineinbringen. Wer keine hat, versucht es mit dem Sekten- und Temperenzlerwesen, das alle amerikanischen Verhältnisse so beherrscht, daß durch seine Pforten überall Eingang zu finden ist.

Man kann in Amerika kaum über eine größere Verkehrsstraße einer mittlern oder größern Stadt gehen, ohne daß man geschäftig hin- und hereilenden schwarzgekleideten, zugeknöpften Herren begegnete, die eben dabei sind, als Ushers (Festordner) das Publikum zu einer Missionsversammlung, einem Kirchenpicknick oder einem Spelling-Match (Buchstabierfest) in ein Lokal zu bitten, wo dann jedem, der sein Scherflein für die Zwecke der betreffenden Sekte erlegt, sofort Sitz und Stimme angeboten wird — natürlich unter der Voraussetzung, daß er demnächst seinen Beitritt erklären werde. Die blassen geistlichen Herren veranstalten alle möglichen Feste, Erdbeerfeste, Limonadenpicknicks, Camp-Meetings u. s. w. Wer kommt, steht unter ihrer Protektion und wird den betreffenden Kreisen sofort aufs wärmste empfohlen, ähnlich wie bei den zahlreichen geheimen Orden, nur mit dem Unterschiede, daß diese statt der kirchlichen weltliche Formeln und Ausdrücke gebrauchen.

Die Temperenzlerei, die nichts weiter ist als eine verkappte politische Wühlerei gegen das immer mehr überwiegende deutsche Arbeitertum (keine deutsche Arbeit ohne Bier!), das Wasseraposteltum, hat Hand in Hand mit dem Bostoner Missionswesen so um sich

gegriffen und eine solche Macht gewonnen, daß mit Hilfe der von den Bostoner Blaustrümpfen gesammelten Fonds ein wohlgeleitetes Heer über die sämtlichen vierundvierzig Staaten verteilt ist, das zusammen mit den Methodisten und der Heilsarmee dahin arbeitet, alles gesellschaftliche Leben, wo es sich auch entwickelt, zu kontrollieren, kurz einen Einfluß ähnlich dem römischen anstrebt.

Wer es nun als junger Arzt über sich gewinnen kann, sich unter der Maske des schwarzen Temperenzjüngers Eingang zu verschaffen, wer die damit verbundne Heuchelei nicht scheut, der ist bald überall Hahn im Korbe. Solche Leute werden dann bald Kirchenvorstände, trösten Witwen und Waisen und helfen dem Pastor in seiner Gemeinde sein Ansehen befestigen, und dafür bekommen sie Kundschaft. Solch ein Arzt lacht dann die Kollegen aus, die auf ihrer Office vor langer Weile Grillen fangen.

Während mir das der Kollege schilderte, war ein Herr mit hohem Cylinder, den man etwa für einen Weinreisenden halten konnte, ein paarmal an der halb geöffneten Thür vorbeigegangen, nachdem er im Nebenzimmer beim Ohrenspezialisten eine kurze, laute, erregte Unterhaltung gehabt haben mußte, denn er wischte sich mehrmals den Schweiß von der Stirn und pustete vor sich hin: Keine Geschäftsmanier! No business!

Wenn man nur den Teufel an die Wand malt, so ist er auch schon da, sagte Dr. Brand. Eben wollte ich Ihnen den Agenten schildern, wie er uns hier überläuft mit seinen Geschäftsvermittlungen und seinen Bitten um Aufträge, da sehe ich ihn schon in höchsteigner Person. Er wird gleich erscheinen. Mr. Clark, do you want me?

Auf diese in verbindlichem Ton zur Thür hinaus gesprochnen Worte entlud sich ein Ungewitter von

einem Geschäftsanpreisungswortschwall, der seines gleichen suchte.

Mit der heitersten Miene kam der Unhold zur Thür herein, stellte seinen Cylinderhut auf den Tisch und machte sichs in dem Schaukelstuhl so bequem, daß ich jeden Augenblick erwartete, er würde auch noch seinen Rock ausziehen.

Diesmal haben Sie die beste Gelegenheit, Ihre Praxis auszudehnen, begann er. Diesmal sagen Sie nicht nein, wie sonst immer. So werden Sie nie eine ordentliche Kundschaft bekommen. Da habe ich dem Bandagisten oben fünfundzwanzig neue Kunden besorgt, Kinder vom Lande mit Klumpfüßen, mit Brüchen, was weiß ich, alles muß zu ihm, und wenn Sie wollen, verschafft er Ihnen wieder mindestens ein halbes Dutzend davon zur Weiterbehandlung. Kompagniegeschäft! Aber es ist auch nicht jedermanns Sache, die Leute in den Landstädtchen aufzutreiben. Man muß wissen, wie es gemacht wird. Kommt ein andrer hin, so sieht es wohl aus, als ob es gar nichts für einen in dem Neste zu thun gäbe. Mich aber kennen sie schon von früher, wie ich noch mit den zwölf Doktoren zusammenreiste, auch als Doktor. Ich heiße dort nur „der Doktor.“ Als wir in Kompagnie reisten und den Leuten Patentmedizinen aufschwatzten, da machten wir sogar Operationen; wenn es nichts nützte, so schadete es doch auch nicht viel, und Geld hats gekostet, so viel, daß sie noch lange an uns dachten. Darum mußte es doch auch was wert sein. Denn das gestehen sie sich nicht ein, daß sie so dumm gewesen sind, ihr Geld für reinen Unsinn zum Fenster hinaus zu werfen. So wirds gemacht! Nun habe ich jedesmal, wenn ich von Argentine oder von Sedalia komme, Kunden für die berühmten Zwölf an allen Fingern, und ich bin erbötig, auch Ihnen, wiewohl Sie noch kein Spezialist sind, Kunden zuzuführen, aber Sie müssen sich schnell mit

Ihren Aufträgen entschließen, denn übermorgen geht es schon wieder auf die Reise. Ich kann mich hier nicht länger aufhalten. Zeit ist Geld.

Dabei machte er aber keine Miene, uns von seiner Gegenwart zu befreien, wie wir bei den letzten Worten gehofft hatten, sondern stopfte sich gemächlich einen neuen Prim zwischen Zähne und Backen, und indem er eine Liste aus der Brusttasche zog, zeigte er uns, welche Tour er diesmal zu machen und wo er für den Chirurgen chirurgische Fälle, für den Nervenspezialisten Epileptiker und Hysterische, für den Augenarzt Staare und für den Ohren- und Rachenarzt Polypen aufzutreiben gedächte.

Als ihm aber Kollege Brand deutlich machte, daß er leider keine Aufträge für ihn habe, da er sich überhaupt auf derartige Sachen nicht einlasse, so hieß es: Dann können Sie hier nie Geschäfte machen. Nur so, durch Agenten, treiben sich die Doktorgesellschaften ihr Publikum zusammen, wie Sie es seit vierzehn Tagen hier gegenüber sehen. Solch einer Gesellschaft hätten Sie sich schon längst anschließen sollen, wenn Sie nicht für sich allein einen Geschäftsreisenden anstellen wollen. Diese Gesellschaften haben eine Zukunft. Wie manche Universität ist schon aus solchen ärztlichen Kompagniegeschäften hervorgegangen, die jetzt, über jede Konkurrenz erhaben, alljährlich neue Ärzte ernennt und Doktordiplome ausstellt! Jedenfalls überlegen Sie sich die Sache noch einmal, ehe Sie mich mit ganz negativem Bescheid entlassen; denn wenn Sie auch vielleicht augenblicklich meine Hilfe nicht nötig zu haben glauben, könnte sie Ihnen doch binnen kurzem erwünscht sein, wenn der deutsche Pastor seine medizinischen Studien beendet haben und sich als Ihr Konkurrent hier niederlassen wird.

Dr. Brand lachte und fragte ungläubig: Der Pastor Fischer?

Natürlich, wer sonst? Er hat sich vor drei Semestern unter der Hand zum medizinischen Studium gemeldet und ist jetzt so gut wie fertig damit.

Grüßen Sie ihn, und ich wünsche ihm gute Verrichtung! rief Dr. Brand dem Abgehenden nach.

Der kam wie gerufen, sagte der Kollege, als der Agent zur Thür hinaus war, Sie hätten kein besseres Beispiel dafür sehen können, wie es in der dritten Kategorie gemacht wird.

Nun, und was blieb Ihnen denn für die ersten zwei Jahre übrig, um sich durchzuhelfen, wenn ich so geradezu fragen darf?

Was so nebenbei abfällt, erwiderte er.

Aber da waren doch in New York, wenigstens vor zwanzig Jahren, für den Arzt die Verhältnisse günstiger, und so dachte ich mir es auch hier im Westen. Die zahlreichen deutschen Ärzte hatten dort eine Vereinigung zu geistiger Anregung und gegenseitiger Aushilfe. Die wissenschaftlichen Abende dort werden mir unvergeßlich bleiben, dazu die Hilfe, die die Apotheke und das Hospital der Deutschen dem Praktiker gewährte, und der Rat, der einem sofort bei jeder sich zeigenden Vakanz zu teil wurde.

Davon haben Sie hier das Gegenteil, erwiderte Dr. Brand: Kollegialität, die über Brotneid erhaben wäre, und wissenschaftliches Interesse, das über die Konkurrenzinteressen hinaushöbe, sind hier nicht zu finden, denn der Kampf ums Dasein ist hier im Westen verschärft, auf die Spitze getrieben. Übrigens fällt für den, der sich mit der nötigen Geduld zu wappnen weiß und den Liebhabereien seiner Landsleute etwas entgegenkommt, immer etwas ab. Der Deutsche singt, turnt, tanzt, trinkt, schießt, kegelt und bildet für das alles Vereine, und solchen Vereinen anzugehören, hat mich nicht so viel Selbstverleugnung gekostet, als die geheime Ordenswirtschaft, mit der sie einen hier sofort

umgarnen, wenn sie merken, daß man noch frei ist. Wie oft wurde ich gefragt: Gehören Sie denn nicht zu den Harugaris? zu den Druidenpriestern? zu den Pythiasrittern? Da müssen Sie beitreten, Doktor, wenn Sie Praxis haben wollen, mindestens zu den Odd-Fellows und Masons. Dann erwiderte ich: Da müßte ich sehr viel überflüssiges Geld haben, und wer wechselt denn sein Ich wie einen Schlangenbalg? Ich bleibe deutscher Arzt, deutscher Akademiker, die Philister sollen mich nicht unterkriegen; höchstens trete ich einem unsrer deutschen Vereine bei. Und dabei blieb es.

Und damit ging es auch? fragte ich einigermaßen gespannt.

Wie Sie sehen und sich selbst überzeugen können, wenigstens nach und nach so ganz erträglich.

Während wir die Office verließen, um in den unten wartenden Buggy zu steigen, setzte sich unsre Unterhaltung über das angeschlagne Thema fort, und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß hier jeder, Arzt oder Kaufmann, was er auch sei, zu mehreren weltlichen und kirchlichen Gemeinschaften gehöre, einige sogar zu mehreren einander gegenüberstehenden. Ja es kommt sogar vor, daß sich ein spekulativer Yankee, der es besonders gut zu machen meint, gleich auf einmal in mehreren Kirchen „einkauft." So kam neulich, erzählte der Kollege, eines freudestrahlend mit zwei Kirchenstuhlbillets nach Hause und legte sie seiner Frau auf den Tisch mit den Worten: Da ist ein Pew für die Baptisten- und hier eins für die presbyterianische Kirche. Als die Frau etwas betreten war und nicht wußte, was für ein Gesicht sie zu dieser Überraschung machen sollte, meinte er, Geschäft sei Geschäft, Baptist oder Presbyterianer, das sei ganz gleich, Geschäft sei beides, und für sein Geschäft sei es das beste, er gehöre zu beiden, dann kämen ihm die Kunden von beiden Kirchen. Wie es endete, weiß ich nicht. Prinzipiell wird man

sich wohl dagegen verwahrt, die eingezahlten Gelder ihm aber schwerlich zurückgegeben haben. Übrigens ist es hier mit den Gegensätzen geheimer und öffentlicher, weltlicher und kirchlicher Orden und Gemeinschaften nicht so etwas großes, wie Sie vielleicht mit Ihren deutschen und europäischen Anschauungen meinen. Das Unmoralische, zu zwei einander widersprechenden oder gar sich befehdenden Gemeinschaften zu gehören, schrumpft sehr zusammen, wenn man bedenkt, daß schließlich bei der Gründung aller das Geschäft das Maßgebende war.

Dr. Brand wurde unterbrochen durch die Kapriolen des Pferdes bei dem Trommel- und Trompetenlärm einer großen Prozession mit vielen Fahnen und Bannern. Es war ein Festzug einer der vielen kirchlichen Kongregationen, dem sich die Fahnen einiger Gewerke und auch einiger geheimen Orden angeschlossen hatten.

Das geht dir gegen den Strich! rief er, indem er das Pferd leicht mit der Peitsche berührte, an diesen Unsinn solltest du dich doch endlich gewöhnt haben. Dann schossen wir wieder dahin durch die frische Winterluft die rechts und links mit Villen geschmückte Straße entlang auf das deutsche Hospital zu, das rechts auf einer Höhe schon von weitem sichtbar war.

So bereit übrigens der Amerikaner ist, fuhr der Kollege fort, in alle möglichen derartigen Korporationen einzutreten, weil sie ihm Geld bringen können, so wenig bereit ist er, einen Cent auszugeben für kirchliche Gebräuche. Im Anfange meiner Praxis fragte ich einmal, wann denn das Kind, das ich behandelt hatte, getauft werden solle. Die Mutter — es war eine Amerikanerin, deren Mann Ingenieur war, und die zu den gebildeten und bemittelteren Leuten gehörte — sah mich erstaunt an und sagte: Aber Doktor, wer läßt denn heute noch seine Kinder taufen? — Ich glaubte, alle thäten es. — Es fällt keinem vernünftigen Menschen

mehr ein, sagte sie. — Sie sollten es aber doch thun, erwiderte ich. Wissen Sie, was sie mir antwortete? Dadurch wird doch das Kind um nichts reicher!

Damit waren wir vor der Terrassentreppe des Hospitals angelangt, und der Doktor befestigte, nachdem wir ausgestiegen waren, sein Pferd durch ein Metallgewicht, das im Buggy gelegen hatte, und das er nun mit einer Kette an das Gebiß des Pferdes hakte, sodaß das am Boden liegende Gewicht bei jeder stärkern Bewegung den Pferdekopf leicht niederzog. Diese praktische Einrichtung erspart hier allgemein Kutscher und Pferdejungen. Daß Gefährte gestohlen werden, kommt hier ebenso selten vor, wie daß etwa die des Nachts auf den Verandas stehenden Milchkannen, worin oft ein Dollar und mehr für schuldige Milch liegt, gestohlen würden. Der Milchmann kommt morgens zeitig, steckt sein Geld für die vergangne Woche ein, macht einen Strich in seinem Buch und füllt wieder die Kanne. So geschieht es auch mit Fleischwaren, Gemüse, Brot, Eiern u. s. w. Ein armer Teufel, der etwa arbeitslos herumstreicht, sagt sich, wenn er in Versuchung kommen sollte: Finde ich morgen Arbeit, so habe ich einen bis zwei Dollar für den Tag, was soll ich mich da wegen eines Diebstahls von einem Dollar aus der Stadt jagen lassen? Seinen Hunger kann er von den fünf Cents, die er etwa noch hat, in der ersten besten Stehbierstube stillen von der Wurst, den Radieschen und den Butterbroten, die er für sein bezahltes Glas Bier überall frei hat. Darum kann ich auch mein Pferd hier ruhig und getrost stehen lassen, sagte der Kollege.

Wir traten in das Haus, wo uns eine Diakonissin in saubrer schwarz und weißer Amtstracht empfing und in das ärztliche Sprechzimmer geleitete. Ihr frisches und dabei feines Gesicht leuchtete wie Milch und Blut aus der tadellos saubern Haube hervor — ein Gesichtchen zum Küssen. Was diese „Braut Christi“

wohl zur Weltentsagung getrieben haben mochte? Denn daß es nicht eine protestantische Diakonissin, sondern eine katholische Schwester war, ging aus dem Rosenkranz und den Kruzifixen, womit sie behängt war, hervor.

Sie kannte die Wünsche und Gewohnheiten der hier verkehrenden Ärzte, ging an einen kleinen Wandschrank, auf dem sich ebenfalls ein Kruzifix befand, öffnete ihn und stellte zwei Spitzgläschen und eine medizinisch aussehende Flasche mit der Aufschrift Spiritus frumenti auf den Tisch. Dann entfernte sie sich, um den Morgenbesuch des Arztes in den verschiednen Zimmern anzumelden.

Daß dieses zarte Gesichtchen zu dem Dynamitattentat hier, von dem noch immer in unsern Zeitungen die Rede ist, in Beziehung stehen soll, werden Sie wohl kaum glauben, sagte Dr. Brand. Noch weniger, daß sie in dem Verdacht stand, selbst die Bombe, womit die junge Frau des reichen Barron getötet wurde, in der Dunkelheit in die Veranda gelegt zu haben. Das Geld des verwitweten, aber vor weitern Enthüllungen besorgten Verführers mußte das weitere Verfahren niederschlagen. Das junge Mädchen, die früher der Baptistenkirche angehörte, zu deren „prominentesten" Mitgliedern eben jener Barron gehört, hat sich unter den Schutz der katholischen Kirche gestellt und durch deren Vermittelung Beschäftigung als Krankenpflegerin in unserm Hospital erhalten.

Während wir die Hospitaleinrichtungen im Operations- und Sektionszimmer, in Küche und Waschraum in Augenschein nahmen, die sich denen jedes Berliner Hospitals an die Seite stellen können, erfuhr ich, daß das Mädchen früher in New York als Lehrerin thätig und mit einem jungen Chemiker verlobt gewesen sei. Nachdem dieser durch Geschäftsunglück sein Vermögen verloren hatte, fand er den Mut, im Sonnenschein

dieser jungen Liebe wieder frisch anzufangen. Um schnell ein kleines Vermögen zu erwerben, schloß er sich einem Trapperzug nach dem Westen an, und das Mädchen nahm eine Stellung hier im Hause des alten Barron als Erzieherin an, um ihren eignen Hausstand nicht ganz mittellos zu beginnen. Da verliebte sich der schon mit einer Millionärserbin versprochne, als Wüstling bekannte Sohn des Hauses in sie. Um seinen Verfolgungen zu entgehen, verließ sie das Haus. Gleich darauf geschah das Dynamitattentat. Inzwischen hatte auch ihren Bräutigam das Unglück weiter verfolgt; auf einem seiner Jagdausflüge zog er sich eine böse Verletzung zu. Der größte Teil des wenigen, das er erworben hatte, ging bei seiner Pflege drauf; dann kam die Verhaftung der Braut. Der Rest der Ersparnisse der beiden jungen Leute wurde die Beute des Advokaten. Der arme Kerl war dem Wahnsinn nahe. Er hatte allen Mut, alle Schaffenskraft verloren. Nun hat er sich draußen in den Bergen in die Einsamkeit zurückgezogen, zwischen Felsen und Klüfte, wo er Kräuter sammelt, Schlangen ausstopft und eine heiße Quelle entdeckt hat, die er behütet. Er will nichts mehr von der Welt sehen!

Als wir wieder in das Arztzimmer traten, fand Dr. Brand dort eine Sendung des Kräutersammlers vor. Dieser hatte sie, während wir oben waren, abgeliefert.

Der Ärmste! sagte lächelnd Dr. Brand, es treibt ihn noch immer hierher, nur um einen Blick zu erhaschen, trotz allem, was vorgekommen ist! Ich fürchte, das nimmt für beide Teile kein gutes Ende.

Schwester Magdalena konnte bei einem flüchtigen Blick auf die abgelieferten Pakete eine gewisse Unruhe nicht verbergen; sie war ans Fenster getreten, wohl um dem Überbringer nachzublicken.

Jedenfalls eine seltsame barmherzige Schwester,

dachte ich bei mir, als wir wieder in den Wagen gestiegen waren, und ich noch einmal die weißen Bänder der Nonnenhaube am offnen Fenster flattern sah.

Der Mann, von dem wir gesprochen hatten, ging langsamen Schrittes, den Kopf geneigt, vor uns her. Bald hatte ihn unser Buggy erreicht. Bei flüchtigem Gruße sah ich in ein interessantes Gesicht, das augenscheinlich einem Menschen gehörte, der viel erlebt, viel gedacht und viel gehofft, den aber trotzdem das Schicksal noch nicht gebeugt hatte. Ich hätte ihn gern näher kennen gelernt.

Wenn Sie einmal hinausfahren, sich die Leuchtgasquellen anzusehen, sagte der Kollege, indem er nach dem Höhenzuge drüben deutete, haben Sie vielleicht Gelegenheit, einen Blick in dieses Gemüt zu thun! Wie der Gaul wieder scheut!

Ein leichter Peitschenschlag brachte das Pferd wieder zur Ordnung und an dem Bierwagen, vor dem es sich fürchtete, vorbei.

Wie viel Pferde müssen Sie sich als Arzt hier halten?

Eins genügt, und das wird mir für fünfundzwanzig Dollar monatlich jeden Morgen aus dem Leihstall geputzt, gefüttert und angeschirrt samt dem Buggy durch einen Pferdejungen entgegengeschickt. Es ist billiger so und macht weniger Ärger, als wenn man sich selbst Futter, Stallung und Bedienung hält, wie ich es anfangs that. Man ist oft ohne Kutscher, dann muß man für einen oder zwei Tage das Pferd selber besorgen, und Stallgeruch paßt nicht zur Praxis. Das ist übrigens ein Mißgeschick, unter dem bei den hiesigen Dienstbotenverhältnissen sogar Millionäre manchmal zu leiden haben.

Giebt es auch Ärzte, die ihre Pferde immer selber besorgen?

Viele, noch dazu sehr anständige. Sie haben ihre

Stallpantoffeln, ihren Stallrock und gehen, sowie sie vom Wagen steigen, an die Stallarbeit; wenn sie Söhne haben, lassen sie sich von denen dabei helfen. Ich kenne sogar einen, dem seine heranwachsende Tochter, ein allerliebster Backfisch, dabei hilft, und draußen spielt sie die feinste Lady.

Aber bei der Menge von Straßenbahnen sollte man doch meinen, daß sich fast alles in der Praxis ohne Geschirr abmachen ließe?

Nein, trotz der sogenannten Transfer-Tickets, der Übertragungsbillets, kommt das bei guter Praxis teurer zu stehen als eignes Geschirr und ist auch zeitraubender. Die wohlhabendern Leute, die nicht gern wegen der Dienstbotenschwierigkeiten den Sport des Kutschenfahrens entbehren wollen, sind deshalb schon auf ganz besondre Ideen verfallen: mehrere Familien steuern zu einer Art von Aktienunternehmen bei, das immer für die betreffende Dienstbotenklasse, hier also für Kutscher, Sorge trägt, sodaß immer genügende Kräfte vorhanden sind. Diese Familien bilden dann eine Art Sportklub, der gemeinschaftliche Ausfahrten und Picknicks veranstaltet in großen und kleinen Wagen, die dem Klub gehören, über die aber auch jeder einzelne Verfügungsrecht hat. So giebt es auch gemeinsame Waschküchen und Restaurationen. Die Familien, die zu den Klubs gehören, können sich im Fall eines Dienstbotenmangels Kutscher, Köchin oder Waschfrau nach Bedarf auf einige Tage in ihr Haus bestellen.

Das sind ja Einrichtungen ganz im Sinne des Zukunftsstaats von Bellamy, warf ich ein.

Sie sind auch vom Nationalklub ins Leben gerufen worden; der macht sichs zur Aufgabe, die Bellamysche Idee zur Grundlage der gesellschaftlichen Neubildung der neuen Welt zu machen. Sie wollen ja morgen, fuhr der Kollege fort, nachdem er die Zügel dem vor seinem Wohnhause wartenden Negerjungen

übergeben hatte, die Schlachthäuser besuchen. Sie werden auch da ähnliche Bestrebungen sehen, nämlich Aktienunternehmen, die das Schlachten so gut und billig besorgen, daß es keiner Familie mehr einfällt, im Hause zu schlachten. Unser ganzes Arbeiterpersonal wird nach und nach aufgesogen von diesen großen Instituten, daher der Mangel an Dienstboten, von dem Ihnen meine Frau ein Lied singen könnte, wenn Sie uns mit Ihrem Besuch beehren wollen.

Aber ich störe jetzt!

Freilich stören Sie jetzt, aber gerade darum werden Sie am meisten das gewahr werden, woraus man in einer Haushaltung in Deutschland noch ein Hehl macht, was man aber hier gar nicht mehr zu vertuschen sich bemüht.

Nun, auf Ihre Verantwortung hin, Herr Kollege! Damit traten wir ein.

Es war ein niedliches Cottage mit Vorgärtchen, Veranda, Holzschnitzwerk an dem säulengetragnen Vordach, alles gelbbraun bemalt. Das Häuschen lag etwas abseits von dem Gewühl, wo die Straße einmündete, und bot eine hübsche Fernsicht über die welligen Vorstädte mit ihrem bunten architektonischen Durcheinander, das zwischen Gärten und freien, noch brachliegenden Plätzen zerstreut war, auf denen hie und da noch hohe, alte Eichen, Überbleibsel des Urwaldes, zwischen Gestrüpp und Steinbrüchen hervorragten.

Daß du nicht erschrickst, Frau, der Gast, den ich mitbringe, ist ein Kollege, der von Deutschland besonders zu dem Zwecke herüber gekommen ist, hinter die Kulissen einer deutsch-amerikanischen Haushaltung zu sehen. Also keine konventionellen Lügen!

Mit diesen Worten lief Dr. Brand die Treppe zum Kellergeschoß hinunter, wo die Küche war, während ich es mir oben in seinem Empfangszimmer bequem machte und seine anatomischen Abbildungen

in Buntdruck bewunderte, die in Boston und Philadelphia sehr geschickt, zu verhältnismäßig billigern Preisen als in Europa, hergestellt werden.

In der jungen Frau des Kollegen lernte ich die sehr liebenswürdige und rührige Tochter eines Hamburger Arztes kennen, die sich seit sechs Jahren hier im Westen allmählich eingewöhnt hatte in den deutsch-amerikanischen Haushalt und in das ewige Weh und Ach der immer noch ungelösten Dienstbotenfrage. Wir plauderten bei Tisch, obwohl sie darum gebeten hatte, von diesem hier so geläufigen Gesprächsstoff abzusehen, über die Kunst, alle Wochen, mindestens alle Monate, manchmal auch alle Tage mit dem Dienstpersonal zu wechseln, von den Leuten betrogen oder böswillig verlassen zu werden, und doch dabei sein Haus in Ordnung zu halten und die gute Laune nicht zu verlieren.

Wie ich sehe, stehen da Mendelssohns Lieder aufgeschlagen auf dem Klavier, daneben steht das Kinderstühlchen, und mit Hilfe des Aufzugs befördern Sie eigenhändig die Gerichte aus der Küche in die Eßstube, weil gerade wieder einmal das Mädchen fortgelaufen ist — das ist mehr, als man von einer deutschen Hausfrau erwarten darf. Aufrichtig: ich bewundre Sie!

Ja, wenn ich auch noch das Klavierspielen eingehen ließe, erwiderte sie, dann würde mir um meinen Humor bange! Sie müssen aber auch die vielen Erleichterungen in Betracht ziehen, die die amerikanische Hausfrau vor der deutschen voraus hat. Unsre kleinen tragbaren Petroleumöfen und die neuen Gasolinöfen, die wie eine Nähmaschine aussehen, und in denen man sofort ein starkes Feuer fertig hat, die Aufzüge im Hause, namentlich zwischen Küche und Eßzimmer, die Luftheizung, die praktischen Wascheinrichtungen, das alles sind Sachen, die allein schon ein oder zwei Dienstmädchen ersetzen können. Fühlen Sie meine

Hände an, ob sie weich sind. Nicht wahr, sie könnten mit den Händen jeder deutschen Salondame wetteifern, und doch thun sie alles selber, das danken wir unsern praktischen Neuerungen. Ich stecke selbst die Wäsche, wenn ich einmal ein Stück nicht den Chinesen übergeben will, an die Wäschleine, die hier am Fenster über die Rolle läuft und dort am Nußbaum über eine andre Rolle; ich kann sie ohne Leiter und Stützen befestigen. Hier die Röhren unter dem Fensterbrett sind meine Stubenheizung, die eine Zentralanlage liefert, die Waschvorrichtungen im Keller ersparen mir Hausmädchen und Waschfrau, und die elektrische Klingel vor der Hausthür den Portier, da Milchmann, Bäcker, Fleischer und Grünhändler alles stillschweigend auf der Veranda abliefern je nach dem Bestellzettel oder dem Geldstück, das sie vorfinden. Ja ich behaupte sogar, manche deutsche Hausfrau geht leichter in ihren kleinen Alltagssorgen und Alltagsverrichtungen unter, trotz billigerer Dienstboten, als wir Deutschamerikanerinnen, wenn wir uns erst einmal in dieses Getriebe eingewöhnt haben, und vorausgesetzt natürlich, daß wir uns ein bischen Lust und Liebe für etwas Höheres bewahren.

Ich gestand der kleinen, hübschen Frau, daß sie mir bei all meiner Bewundrung ihres Haushalts doch nur eine rühmliche, seltne Ausnahme zu sein scheine.

Kommen Sie nur öfter, sagte Dr. Brand beim Abschied, Sie werden sehen, daß Geschwindigkeit auch in Amerika keine Hexerei ist, daß in einem Lande, wo es heißt: Time is money, praktischer Neuerungssinn einem über vieles Veraltete hinweghilft, und daß wir Wilden auch Menschen sind.

Bessere Menschen, berichtigte ich, denn sie gründen eine neue Art von Zivilisation in einer neuen Welt, ohne auf etwas Altem zu fußen, was sie vorgefunden hätten.

Das ists ja, was die Sache erleichtert und zugleich steigert, setzte der Doktor hinzu, indem er mich hinausbegleitete; für solche Straßen, wie wir sie haben, so breit, so schön, für solche Bahnnetze, solche Parkanlagen ist in dem alten Europa gar kein Platz mehr.

Und für solch einen neuen Gesellschaftsaufbau erst recht nicht.

Damit trennten wir uns.



5

Auf dem Weltfleischmarkt

Raum, Ellenbogenweite, Bewegungsfreiheit — damit ist es leicht, neue Welten, neue Reiche und neue Gesellschaftsordnungen zu gründen. Das waren so die letzten Worte des Doktors, als ich ihn verließ, und daran mußte ich den nächsten Tag bei der Besichtigung des großartigen Weltfleischmarktes von Kansas City wieder lebhaft denken.

Der Berliner Zentralviehhof ist ja ein Muster von vorschriftsmäßiger Ordnung und Reinlichkeit gegenüber den Stock-Yards von Kansas City; die hübschen wohlgeordneten Straßen des Berliner Viehhofs, wo die einzelnen Fleischer ihr Vieh abliefern und abholen, die reinlichen Wartesäle der zu schlachtenden Schweine, Schafe und Rinder stellen ja alles derartige in Amerika in den Schatten, wo Angebot und Nachfrage kein Warten erlauben und alles dreifach so rasch gehn muß, als in Deutschland. Aber während der Berliner Zentralviehhof ein Muster dessen ist, was polizeiliche Ordnung vermag, ist der amerikanische Weltfleischmarkt ein Beispiel davon, bis zu welchen ungeahnten Graden der Lieferungsfähigkeit sich eine auf gemeinsame Interessen aufgebaute Einrichtung steigern kann, auch ohne viel polizeiliche

Regelung, auch ohne Gängelung und Eingreifen des Staates, nur durch den Instinkt des Bedürfnisses und der Gegenseitigkeit.

Eine große Halbinsel oder Landzunge des Missouri, ein ganzer Stadtteil ist gefüllt mit den vierzehn Schlachthäusern und deren zugehörigen Fabriken, Düngerwerken, Eishäusern, Kisten- und Blechbüchsenwerkstätten, Butterfabriken u. s. w. Je mehr wir uns diesem Gewirr von hochstöckigen, kastenförmigen weißen Häusern, von Bahnzügen, Fabrikschloten und Viehtransporttreppen näherten, um so zudringlicher umfing uns der Geruch von altem Talg und frischem Dünger, vermischt mit dem verbrannten Horns. Alles, wo wir gingen und standen, atmete Fettduft. Man kam sich beinahe selbst wie mit einer Fettschicht überzogen vor. Der Konsul ging mit mir über ein halbes Dutzend Bahnstränge, wo große Güterwagen mit Gefriereinrichtung in langen Zügen der Füllung harrten, um dann auf die Flußbahn gebracht zu werden. Die Bahnsteige standen offen wie überall in Amerika. Ungehindert gingen wir durch bis in das Allerheiligste des Herrn Armour. Es war ein großer Komptoirsaal, der in sich etwa dreißig bis vierzig Abteilungen barg, so eingerichtet, wie man jetzt allgemein die großen Geschäftshäuser in England und in den Vereinigten Staaten einrichtet: ein großer, hoher Oberlichtsaal, mit langen Mittel- und einigen Seitengängen, von denen jeder rechts und links mehrere Sitz- und elegante Stehpulte nebst Sesseln und der nötigen Sprechzimmereinrichtung birgt. Alle sind durch lautlose Telegrapheneinrichtungen mit mehreren der Hauptpulte verbunden, sodaß es kein Kommandieren giebt; Depeschen und Briefe zum Registrieren oder Abschreiben werden nicht herumgetragen, sondern bewegen sich oberhalb der Pulte an Schnüren und Drähten wie in kleinen Drahteisenbahnen ähnlich wie

bei den Paket- und Geldbeförderern in den großen Verkaufsgeschäften. Man hört nur gedämpfte Stimmen hier, wo hunderte von Menschen angestrengt arbeiten. Selbst das Ticken der Schreibmaschinen klingt gedämpft, leiser als das Kreischen der Federn, die es hier nur ausnahmsweise giebt. Wer nicht Schreibmaschinen benutzt, bedient sich meist des Tintenstifts. Die Zahlplatten sind aus Glas oder Marmor, die Drahtgitter um die einzelnen Komptoirabteilungen zierlich bemalt und vergoldet. Alles ist solid und geschmackvoll. Man sieht keine altfränkischen Schränke, nur höchst elegante eiserne Geldschränke, die nachts in die Erdgeschosse versenkt werden, wo sie unter Wasser gesetzt werden können. Das Uhrwerk ihrer Schlösser ist so eingerichtet, daß selbst der Vertrauensmann den Schrank nur um die Stunde öffnen kann, auf die er es selbst am Abend vorher eingestellt hat.

An einem der Pulte saß Mr. Armour. Herr von Rahden führte mich bei ihm ein und stellte mich dem „Alten" vor.

Der Alte, the old man, das ist in Nordamerika wie bei uns der Ehrentitel jedes Prinzipals. Aber er entbehrt des mitleidigen Beigeschmackes, den wir ihm im Deutschen zu geben geneigt sind. Er kommt Alten wie Jungen zu, wenn sie Chefs sind.

In diesem Falle war der „Alte" ein wirklich schöner, ältlicher Herr mit interessantem, klugem Gesicht, etwas graugemischtem Haar, noch dunkeln buschigen Augenbrauen und tiefliegenden, dunkeln, scharfen Augen. Er trug nur den börsenmännisch zugeschnittnen Backenbart, der Mund war scharfgeschnitten, die dünnen Lippen, einem Sparbüchsenschlitz gleichend, wurden trotz ihres verbindlichen Lächelns, wenn sie nicht zum Sprechen geöffnet waren, festgeschlossen gehalten. Die Sprache war

leise, gemessen, verbindlich, bestimmt, kurz, ohne Umschweife. Man hätte diese schöne, vornehme Sechzigergestalt mit ihrem leicht vorgeneigten Denkerkopf eher für einen Börsenfürsten oder Diplomaten als für einen Fleischereidirektor halten können.

Auf meinen Wunsch, nachdem ich die Einrichtung des Berliner Zentralviehhofs studiert hatte, nun auch dieses Zentrum des Weltfleischmarktes kennen zu lernen, ging Herr Armour mit der größten Bereitwilligkeit ein, nachdem ich ihm von der Berliner Musteranstalt einiges, das ihn interessierte, hatte erzählen müssen. Ich wurde der Führung eines jungen Engländers, des Inspektors der Schlachtsäle, anvertraut.

Wir traten in einen großen, halbdunkeln, von Blutgeruch erfüllten Raum. Doch halt: nur der, dessen Nerven stark genug sind, trete mit uns ein! Auch dem abgehärtetsten, der sich plötzlich in diese Blutatmosphäre versetzt sieht, können seltsame Gedanken durch den Kopf gehen beim Anblick dieses schrecklichsten aller Handwerke, auch einem, der jahrelang auf den Leichensälen einer Universitätsanatomie gearbeitet und zweiundzwanzig Schlachten und Gefechte als Schwadronarzt mitgemacht hat, kann dabei merkwürdig zu Mute werden.

Zumal wenn ein neugieriger Gast mit hereinschlüpft und allerhand Kreuz- und Querfragen aufwirft, die gar nicht zur Sache gehören! Das war der erste milde Frühlingssonnenstrahl, der sich durch den Thürspalt hereingestohlen hatte in diesen halbdunkeln, von Blut und Todesröcheln erfüllten Raum, in einer Lache hellroten Arterienblutes am Boden spielte und das brechende Auge eines eben geschlachteten großen Wiederkäuers beschien, als ob er fragen wollte: Laßt sehen, ob wirklich das Sterben für Tiere leichter ist als für Menschen! Zudringlich blickte er

mir über die Schulter, als ich nun alle die praktischen Einrichtungen bewunderte.

Dort in der Mitte der großen Halle werden die zum Schlachten hereingeführten Ochsen mit dem Kopf an den Boden gefesselt, durch einen Hammerschlag an die Stirn betäubt; im nächsten Augenblick ist des Tieres Kehle durchschnitten; es wird dann in die Höhe gezogen und hängend entblutet. Alles geht mit fast geräuschloser Geschäftsmäßigkeit vor sich in diesen von Blut dampfenden und täglich von dem letzten Lebensodem von mehr als fünfhundert großen Vierfüßlern erfüllten Räumen.

Wie viel Minuten wohl das Gehirn nach dem Augenblick des Schlachtens noch den Schmerz empfinden mag? fragte der Sonnenstrahl an meiner Seite. Wie der Kopf des Enthaupteten noch minutenlang nach den vorher verabredeten Zeichen den Fragenden mit den Augen nach rechts und links verfolgt — auch ohne Sprache und Luftröhre —, so ist gewiß auch bis zur völlig eingetretnen Blutleere des Hirns, auch nach dem letzten Todesschrei, Schmerz vorhanden. Und wie lange mag das bei so großen Tieren dauern?

Ich wendete mich von dem unbequemen Frager ab, meinem freundlichen Führer, Mr. Twain, zu, der uns aus der Liste seines Taschenbuchs mitteilte, daß hier im vorigen Jahr, d. h. vom 1. November 1888 bis zum 1. November 1889, nicht weniger als 150377 Stück Rindvieh geschlachtet worden seien.*)

*) Das macht auf die Woche über 3000, auf den Tag über 400. Kälber wurden in derselben Zeit 3341 geschlachtet und Schafe 41912. Am meisten wurde unter den Schweinen aufgeräumt: 600526 wurden in dem einen Jahre hier getötet. Diese Zahlen sind übrigens noch nicht das höchste, was diese Anstalt täglich und jährlich leisten kann. Wenn alle gegebnen Möglichkeiten bis zum äußersten ausgenutzt werden, können täglich 8000 Schweine, 1200 Ochsen und 500 Schafe geschlachtet

Wenn Sie die handliche und äußerst praktische Art ansehen wollen, wie hier sechstausend Schweine täglich (d. h. sechshundert in einer Stunde, den Tag zu zehn Arbeitsstunden gerechnet) geschlachtet, gebrüht, zerteilt und zu Wurst verarbeitet werden, so bitte ich die Herren, sich mit mir unter der Hochbahnbrücke hinweg in dieses Gebäude dort zu begeben, sagte Mr. Twain.

Wir schritten mit ihm über Schienen hinweg, die noch rasselten von dem Gewicht eines Schweinefleischzuges, der sie gerade verlassen hatte. Über unsern Köpfen polterte auf der von eisernen Pfeilern getragnen Hochbahn ein endloser Wagenzug mit hunderten von quiekenden Schweinen beladen heran, und dort, jenseits der großen Rotunde, zog über die Dächer der vielen Schuppen wieder eine schwarze Schlange von etwa vierzig Güterwagen, die, wie uns Mr. Twain versicherte, nichts weiter enthielten als neugefertigte Blechbüchsen.

Bald standen wir vor dem Eingange zum Schweineschlachthause.

Wir sahen, wie oben Schweine aus einem eben angelangten Zuge auf eine geräumige hölzerne Plattform ausgeladen wurden. Arglos und fröhlich ließen sich die Tiere das gefallen. Sie ahnten auch nichts böses, als sie die anfangs recht breite Holzbrücke entlang getrieben wurden. Sie drängten sich sogar förmlich nach vorn, um aus dem größten Gewühl heraus in die geträumte Freiheit zu kommen. Aber die Brücke wurde immer enger, bis sie schließlich nahe am Eingange zur Todespforte nur noch ein Schwein begehen konnte. Der von den Ankömmlingen, der

---

werden. Denn die Anstalt nimmt ein Areal von 12 Acres ein, wovon 8 Acres allein mit Fabrikgebäuden bedeckt sind. Die Schuppen erstrecken sich über ein Areal von 18 Acres. Die Hofräume nehmen 30 Acres ein.

sich unter Grunzen und Quieken am meisten nach vorn gedrängt hatte, kam zuerst aus dem frohen, arglosen Diesseits in das schreckliche Jenseits, dessen Inneres wir nun betraten.

Wir mußten uns eine enge, schlüpfrige Holztreppe hinaufzwängen und kamen nun aus dem halbdunkeln Erdgeschoß in ein etwas höher gelegnes ziemlich enges Gelaß, den Raum, wo jene enge Brücke mündete. Hier waren zwei starke Neger beschäftigt mit folgenden, sich stets wiederholenden Handgriffen. Der eine legte dem in dem schmalen Gange ihm zugetriebnen Tiere die von der Wand herabhängende Eisenkette um einen der Hinterfüße, der andre stach das plötzlich durch eine unsichtbare Maschinerie an der Wand in die Höhe gezogne Schwein ab und ließ es, während das Blut in den großen Kasten floß, vor dem er stand, langsam an der um einen schräg herablaufenden Mastbaum geschlungnen Kette herabrutschen bis an die Ausgangsöffnung dieses Gelasses, wo schon zehn bis zwölf eben geschlachtete Schweine an den Hinterfüßen hängend dieselbe Rutschpartie im Verbluten durchgemacht hatten. Dort unten verschwand dann eins nach dem andern durch ein Loch in der Mauer und glitt hinein in eine Art langgestreckten Trogs in einem Nebenraum, wo sich wiederum sieben Neger in folgende Arbeiten teilten, von denen jede auch nur aus ein paar Handgriffen bestand und ebenfalls nur immer höchstens einige Sekunden in Anspruch nahm. Am Boden des Trogs war eine eiserne Kette, die die Schweine von einer Station zur andern zog, in stetig abwärts gleitender Bewegung. Sie stand in Verbindung mit jener ersten unheimlichen Kette, die dem Tier beim Empfang um seinen Hinterfuß gelegt worden war. Der lange, schräg abwärts laufende Trog war der Brühtrog, in dem die Toilette des Schweins bis zum Zer-

teilen vollendet wurde. Der erste Neger tauchte das Tier, das zwei Minuten vorher noch gelebt, aber meist nach dem Fesseln des Fußes keinen Laut mehr von sich gegeben hatte, in das kochende Wasser zum Abbrühen der Borsten. Der zweite, mit einer großen Scheere bewaffnet, entfernte die groben Borsten, die gesammelt wurden. Der dritte rasierte das entborstete Schwein glatt und kahl. Der vierte umschnitt dem von der Kette weitergezognen Tiere den Kopf kunstgerecht, daß der fünfte den zum Kochen fertigen Schweinskopf mit einem Beilhiebe abtrennen konnte. Der sechste besorgte das Öffnen und Entfernen der Eingeweide, und der letzte spaltete mit einem langen, rechteckig geformten Beil das ganze Tier der Länge nach meist nur mit einem gewaltigen Hiebe in zwei völlig gleiche Hälften. Das letzte geschah auf einem großen Schlachttisch. Sofort nach jedem Hiebe senkte der Neger dies meterlange Beil in kochendes Wasser, das beste Mittel, es scharf zu erhalten. Fast in demselben Takt, womit in dem vorigen Raume die Tiere an der Kette in die Höhe gezogen wurden, geschah hier der spaltende Beilschlag, und während ich, das scharfe Beil bewundernd, die sechs Sekunden von einem zum andern Schlage zählte, wanderten im Nebenraume schon die Fleischstücke unter die Wurstmaschine, sodaß man sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, das Wurstfleisch müsse nach den paar Minuten, die seit dem Töten des Tieres verflossen waren, noch Körperwärme haben.

So ging ununterbrochen das taktmäßige Klappklapp. Die Schneide des haarscharfen langen Beils funkelte in dem Sonnenstrahl, der sich auch hier wieder durch einen Fensterritz in den halbdunkeln Raum verirrt hatte und das der Länge nach gespaltene rosig schimmernde Rückenmark weißgolden aufleuchten ließ.

Was ist kunstvoller, dachte ich, als der Bau der

wunderbar verschlungnen Nervenleitungsbahnen von Hirn und Rückenmark, und hier werden sie mit einem Schlage vernichtet! Wie viel Millionen von Jahrtausenden hat Mutter Natur unermüdlich gearbeitet, dies nach Milliarden von fehlgeschlagnen Versuchen endlich zu Wege zu bringen! Wie viel solcher Versuche vom ersten kleinen Zellentierchen im Urschlamm des Meeresgrundes bis zur ersten richtigen Nervenzelle! Und welche Ewigkeit von Geduld gehörte erst dazu, aus den Uranfängen der Hirn- und Rückenmarksbildung der niedersten Wirbeltiere diese Verschlingung von zweckmäßig angeordneten Fasern und Strängen zu schaffen, die sich kreuzen, sich vereinen, sich trennen, Leitungen und Nebenleitungen herstellen und schließlich im Hirn das vollendetste Kunstwerk zeigen! Wer gab dem Menschen das Recht, hier so zerstörend einzugreifen? fragt man sich unwillkürlich. Nicht die Natur. Denn es ist wider unsre Natur. Das Recht des Stärkern ist nicht immer dem Gesetz der Natur entsprechend. Wird sich wohl die Natur für diese Widernatürlichkeit einst am Menschengeschlecht rächen? Beginnt vielleicht schon mit den Seuchen wie Trichinose und Aktinomykose im stillen dieses Rachewerk für die Abirrung von dem richtigen, natürlichen Instinkt in unsrer Nahrungs- und Lebensweise?

Doch wohin gerate ich wieder von dem im Sonnenschein schimmernden Rückenmarksstrange? Aufgemerkt! Mr. Twain teilt uns eben aus seinem Notizbuch mit, daß sich in diesen Tagen die Zahl der täglich wirklich geschlachteten Schweine auf 6664 belaufen hat, also über sechshundert in der Stunde (bei Zehnstundenarbeit), zehn in der Minute, was genau den sechs Sekunden entsprach, die ich nach dem Sekundenzeiger meiner Taschenuhr zwischen den Beilschlägen abgemessen hatte.

Wo bleibt da Berlin? fragte ich mich und dachte

an die gemütliche Art, wie sich dort ein Mann mit einem Beil des Schlachtgeschäfts entledigte, indem er an den Koben ging, wo vier oder fünf Tiere beisammen waren, einem davon einen Schlag vor den Kopf gab und, wenn es nicht umfallen wollte, einen zweiten; wo dann das Tier rite, wie sichs für Deutschland gehört, geschlachtet wurde, wobei sechsunddreißig Fleischproben auf Trichinen gemacht wurden, und zwar so, daß jeder der sechs Fleischprobenbringer sie an die Direktion ablieferte und diese sie so an die am Fenster sitzenden Mikroskopiker verteilte, daß keiner wissen konnte, von welchem Schwein die Proben waren, die er untersuchte.

Nachdem ich die riesigen Massen bewundert hatte, die von Armours täglich zu Markte gebracht werden, war ich nun doch neugierig, wie es hier mit der ärztlichen Untersuchung des Fleisches stünde. Ich beschloß, mir darüber bestimmte Aufklärung zu verschaffen. Ehe ich jedoch mit Herrn Armour darüber verhandeln konnte, mußte ich alle die mit den Schlachthäusern verbundnen Fabriken in Augenschein nehmen (die voriges Jahr achtzehn Millionen Pfund Speck, 2,3 Millionen Pfund Fettöl, 5,7 Millionen Pfund Wurst, 12,2 Millionen Pfund Büchsenfleisch, 80,3 Millionen Pfund Pökelfleisch, 34,6 Millionen Pfund Rauchfleisch, 2,2 Millionen Pfund künstliche Butter, 5,2 Millionen Pfund Dünger und 6,4 Millionen Pfund Blechbüchsen fabrizierten und auf den Weltmarkt brachten).

Ich bewunderte die Ausdauer des Herrn von Rahden, der so tapfer alle die schlüpfrigen Treppen mit uns auf und ab stieg, als wir aus den Pökelkammern in die Räucherkammern und wieder von da in die Gefrierräume klommen. Ohne die vielen Fahrstühle, die uns mitunter mühelos und geräuschlos hinauf- und hinabbeförderten, wäre es wohl nicht

möglich gewesen. Jeder Tritt war schwierig, denn in den Büchsenfleischfabriken, in der Pepsinfabrik, in der Butterfabrik, überall glitt man aus, hier auf verkrümelten Fleischresten, dort auf Fettklümpchen. Zwar wurde vor uns fortwährend von Angestellten mit großen breiten Scheuer- und Gummibürsten der Cementfußboden und der Holzfußboden gereinigt und vom geringfügigisten Unrat gesäubert, aber man gewöhnt sich trotzdem bei der stundenlangen Besichtigung eine Art von Matrosenschritt an. Als ich Herrn von Rahden, der doch nicht das Interesse an der Sache haben konnte wie der Arzt und Hygieniker, meine Bewunderung über seinen Eifer aussprach, teilte er mir mit, daß er zwischen der mexikanischen Regierung und der der Vereinigten Staaten wegen Schweinetransport nach Mexiko unterhandle, wo diese Tiere fast ungenießbar, mager und voll Finnen wären, was ich aus eigner langjähriger Erfahrung bestätigen konnte.

Das Geldgeschäft, sagte er, das damit verbunden ist, wäre nicht gering, nur muß man gehörig über alles, was damit zusammenhängt, unterrichtet sein, darum sind diese Stunden der Belehrung, die ich hier zubringe, für mich von größter Wichtigkeit!

Ne quid respublica detrimenti capiat? fragte ich.

Mit Finnen und Trichinen? entgegnete er, ja Doktor, das ist noch ein dunkler Punkt bei der ganzen Sache, den müssen wir den Ärzten überlassen; so lange es keine internationale Sanitätspolizei giebt, waschen die Landpfleger von altersher ihre Hände in Unschuld.

Wir befanden uns jetzt in Räumen, wo meterhohe Berge feingehacktes Fleisch, Speck, Pfeffer und Salz aufgetürmt lagen, die vorher in Bottichen durcheinandergemischt waren und nun in frischgespülte Därme gefüllt wurden. In einem andern Raume stopfte

eine große Maschinerie Blechdosen, die neu und spiegelblank hereingeschleudert wurden, mit frisch gekochtem Fleisch durch einen Stempeldruck, und zwar immer ein Dutzend solcher Dosen auf einmal. Die dazu nötigen Fleischmassen, in großen oder kleinen Würfeln, wurden von einem großen Fenster aus hereingeschoben aus einem dampfenden Nebenraum, wo Negerfrauen mit aufgestreiften Ärmeln mit Hacken und Auslesen des frischgekochten Fleisches beschäftigt waren. Die eine schob ganze Türme von Schafzungen durchs Fenster herein, die andre die für das Corned Beef ausgesuchten Fleischstücken, eine dritte größere Würfel für Armeekonserven u. s. w.

Woher kommen alle die Büchsen so neu und so blank? fragte ich.

Aus den Armourschen Zinnbergwerken aus Swansea in England kommt das Blech, und teils dorther, teils aus den Wäldern der Andenhochländer kommen die Bretter zu den Kisten. Die Bretter wurden fortwährend, aller zehn Minuten, von außen, wo sich ein Wagen nach dem andern seiner Holzbestände entledigte, in den anliegenden Saal hineingeschoben. Dort formten sich vor unsern Augen durch Maschinerie unter Hilfe von ein paar Handgriffen Kisten, Kistchen, Schachteln, Deckel; die toten Bretter hoben sich, zurechtgeschnitten und aneinandergepaßt, wie von selbst in die Höhe und bildeten Boden und Seitenflächen der Holzkiste; von oben herab senkte sich der Holzdeckel mit zwei andern Seitenflächen, die herunterklappten, und die Kiste zur Aufnahme für die gefüllten Blechbüchsen war fertig und wanderte in den obern Saal, wo sie ohne Verzug gefüllt und abgesendet wurde. Vielleicht noch während wir dastanden und uns darüber unterhielten, wanderte sie schon mit dem eben abgehenden Fleischzuge nach Chicago und New York, um von dort nach England und Deutsch-

land verschifft zu werden und als wohlgeprüftes englisches, trichinenfreies Büchsenfleisch deutsche Magen zu füllen.

Kindliche Unschuld der Welt in Sachen der Naturgeschichte! dachte ich, als ich mich nach diesem ermüdenden Tage zur Ruhe legte. Wozu braucht die Welt von heute, die Welt der Dollarhetze, auch noch Natur und Naturwissenschaften? Die Welt wäscht ihre Hände in Unschuld — das ist Sache der Herren Ärzte, sonst bleibt ja für die gar nichts mehr zu thun übrig, wenn Trichinen, Finnen, Strahlenpilz und ähnliches von vornherein gänzlich aus der Nahrung verbannt werden sollten.

Und ich sah sie im Traume alle der Reihe nach ihre Hände waschen in dem großen Kübel, an dem geschrieben stand: Ignorantia. Da stand der Börsenfürst mit dem Sparbüchsenmunde, und der Konsul und der Neger mit dem Beil und der Neger mit der Kette warfen haufenweise in den großen Molochsrachen die Gold- und Silberdollars, die sie durch die Verwüstung ringsum erbeutet hatten. Denn ringsumher sah es wie ein blutiges Schlachtfeld aus: geopferte Menschen und Tiere lagen herum, so weit das Auge blicken konnte. Sie waren der wilden Geldjagd, der Unnatur und den Seuchen zum Opfer gefallen, und der Neger mit dem Beil troff von Schweiß und wischte die blutige Schneide ab und steckte das Beil in die rote Flüssigkeit in dem Bottich der Unschuld, und dort wusch der Kettenmann seine Hände und der Konsul, alle mit triumphierendem Lächeln um sich blickend und sich des Gewinnes freuend, den sie dem Moloch durch ihre blutige Arbeit in den Rachen schoben. Auf dem Beil aber standen die Worte: Geld ist Macht.

Da fiel ein Lichtstrahl mitten hinein in diese schauerliche Runde, es war mein Sonnenstrahl, der

mich heute überallhin verfolgt hatte. Es war wie eine schöne Lichtgestalt, ein Genius in hellem Gewande und mit einem Banner, darauf standen die Worte: Wissen ist Macht. Und wohin sein Banner wehte, da erhoben sich die Leiber der Erschlagnen zu neuem Leben und stürzten den Molochsaltar, den Bottich der Unschuld, um, und alles gerettete blickte dankbar zu dem Genius mit dem Banner empor. Auf die Frage, wie er sich nenne, antwortete er: Ich bin die — Das letzte Wort konnte ich nicht verstehen, und während ich noch darüber grübelte, wachte ich auf und dachte weiter darüber nach; es konnte nichts andres heißen als: die Welthygiene. Dann machte ich mich auf zur Fortsetzung meiner Besichtigung des Weltfleischmarktes.

Das zweite Tagewerk war nicht minder anstrengend als das erste. Alles, was ich noch zu besichtigen hatte, erwies sich als ebenso großartig in der Anlage, wie in der Erfindung und in der praktischen Ausführung. Zunächst sah ich die großen Gefrierräume. Sie erstrecken sich über 7½ Acres Landes und können gegen 500 Tonnen in 24 Stunden aufnehmen. 9445 Güterwagen mit Fleisch, darunter 400 Eiswagen, sind jährlich unterwegs. Die Kühlvorrichtungen dienen einerseits dazu, das frisch geschlachtete Fleisch abzukühlen, andrerseits Wildpret, Geflügel u. s. w. nach Belieben in gefrornem Zustande aufzubewahren, wie auch Pökelfleisch und frisches Ochsen- und Hammelfleisch für den Hotelgebrauch und für den Bedarf auf den großen Dampfern gefroren zu erhalten. Bei meiner Nachfrage wegen der Abkühlung des frisch geschlachteten Schweinefleisches, das nach meiner Beobachtung noch im Wurstkessel Körpertemperatur haben müsse, wurde mir versichert, daß auch das frisch geschlachtete Schweinefleisch 48 Stunden einer Abkühlung von 40 Grad Fahren-

heit (= + $4^1/_2$ Grad Celsius) ausgesetzt werde, natürlich wenn Geschäft und Nachfrage diesen Zeitverlust gestatten. Doch ist der Verbrauch in manchen Tagen übergroß, wie gerade in den letzten, wo 40 bis 50 000 Pfund Wurst täglich fertig gemacht werden mußten. In einzelnen Gefrierräumen wird beständig eine Temperatur von 20 Grad Fahrenheit (= — $6^2/_3$ Grad Celsius) gehalten; dort sah man steinharte Schweine- und Ochsenviertel, Hammelkeulen und gerupftes Geflügel aller Art, Rehböcke und Bärenschinken, die seit Jahren da als Vorrat hingen. Wenn man auf Dampfern oder in Hotels an allem Wildpret oder Geflügel zu gewissen Jahreszeiten immer denselben eigentümlichen „Hotelgeschmack" wahrnimmt, so braucht einen das also nicht zu wundern. Jedenfalls sind die beim Kochen oder Braten auftauenden Bazillen daran schuld.

Außer der Abkühlung spielt der Pökel- und Räucherprozeß eine wichtige Rolle. Nachdem das Schwein geschlachtet, gebrüht, rasiert, geköpft und gevierteilt ist, wird es, natürlich wenn es die überstürzte Nachfrage gestattet, achtundvierzig Stunden in den Kälteraum von $4^1/_2$ Grad Celsius gehängt und dann dreißig Tage lang bei 34 Grad Fahrenheit (= 1 Grad Celsius) Abkühlung gepökelt (mit Salpeter, Salz u. s. w.) und wenn es fürs Ausland bestimmt ist, fünf bis zehn Tage länger. 60000 bis 85000 Pfund hängen immer im Räucherhause, jedes Stück drei Tage lang, nachdem es achtzig Tage lang gepökelt ist.

Um dem Leser nicht den Appetit zu verderben, verweile ich nicht in der Düngerfabrik, sondern führe nur kurz an, ohne mich bei den großartigen mechanischen und chemischen Apparaten aufzuhalten, daß durch gewaltige Stampf- und Druckmaschinen alle Überschüsse wie Blut, Exkremente, Abfälle u. s. w. ge-

mahlen und gepreßt werden und in Form von großen runden Broten von Siegellackfestigkeit und brauner Farbe als künstlicher Dünger, Fertilizer, in den Handel gebracht werden.

Beim Durchschreiten der vielen Säle, die der Kisten-, der Farben-, der Essenzenfabrikation dienten, kamen wir auch gelegentlich durch ein größeres chemisches Laboratorium, wo außer Fleischextrakt auch Pepsin auf dem Wege der „Präcipitation" und auch durch den Trockenprozeß hergestellt wurde. Dann standen wir wieder in einem langen Saal mit unabsehbar langen Tischen, auf denen hellgelbe und dunkelgelbe Teppiche in allen möglichen Schattierungen aufgerollt wurden. Dann wurden sie wie Teig mit Farbstoff durchgeknetet und wieder aufgerollt, zuletzt in Holzfässer gedrückt und verschlossen. Man gab uns davon zu kosten. Es war die schönste Butter mit richtigem Maibuttergeschmack, wiewohl sie aus Nieren- und Darmfett hergestellt war. Die Farben lieferten die Farbenbüchsen auf den Regalen an der Wand, und die herzhaften Maikräutergerüche stammten von den unzähligen Essenzflaschen, die das chemische Laboratorium lieferte. Der frische Heugeruch konnte ebenso gut auf Bestellung der Butter verliehen werden, wie die köstliche goldgelbe Farbe.

Nach Beendigung meiner Besichtigung hätte ich mir zu gern einige Fleischproben zur mikroskopischen Untersuchung auf Trichinen mitgenommen. Aber Herr Armour, dem ich diesen Wunsch mitteilte, fragte mich, ob ich mich nicht vorher erst einmal von der ärztlichen Kontrolle auf dem großen Viehhof (den berühmten Stock-Yards von Kansas City) überzeugen wolle, wo streng darauf geachtet würde, daß kein krankes Stück Vieh zum Schlachten zugelassen werde. Die Unterbrechung des üblichen Ganges der Dinge beim Schlachten zur Herausnahme von Fleischproben

sei in einem so großartig angelegten Schlachthause eine Sache, die sehr überlegt werden müsse; ich möchte ihm wenigstens etwas Bedenkzeit lassen.

Um die Viehhöfe kennen zu lernen, mußte ich Bekanntschaft auf dem Gesundheitsamte machen. Ich sah: um zu meinem Ziele zu gelangen, brauchte ich Zeit, und da war es das bequemste, mir eine Wohnung zu suchen und mich ordentlich in Kansas City einzuleben, zumal da die Stadt so viel des Interessanten bot, daß sich diese Mehrausgabe für einen mehrmonatlichen Aufenthalt schon lohnte.



6

Beim Wohnungsuchen

O Welt, wie bist du so wunderschön! hätte ich mit weitgeöffneten Armen ausrufen mögen, als ich, dem Geschäftsgewühl entronnen, an einem der ersten schönen Frühlingstage draußen auf den Höhen stand und das Panorama von Kansas City überblickte. Früher, in New York, hatte mich das Hasten und Jagen der neuen Welt nie dazu kommen lassen. Wenn man um des eignen Broterwerbs willen hastender Mitarbeiter wird, verliert man den Überblick. Hier, wo ich ruhiger Beschauer war, mich nicht in den Strudel mit hineinziehen zu lassen brauchte, lag auf einmal das Großartige des Geheimnisses der neuen Welt wie eine Offenbarung vor mir. Wo war es je dem Menschengeiste so leicht gemacht worden, sich auszuleben wie hier?

Was war Italien für die auswandernden griechischen Kolonisten im Vergleich zu diesen unermeßlichen Länderstrecken, die sich hier das beengte alte Europa in so kurzer Zeit mit so vervollkommneten Mitteln und so glänzendem Erfolg erschlossen hat? Eine neue Welt ist hier erstanden durch den stetig von Osten nach Westen fortschreitenden Völkerwanderungsstrom der europäischen Auswanderung des neunzehnten Jahrhunderts.

Hier lag sie vor mir, altes und neues wunderbar durcheinander gemischt.

Hier ragte aus den Bäumen der Warttum einer funkelnagelneuen Ritterburg, dort das Prachtportal einer Villa modernsten Stils; unter mir im Grunde sprengte ein zigeunerhaft drapierter Cow-Boy, ein Hirtenjunge, aus dem Zeltlager kommend, durch die Büsche, dort surrten die Wagen der elektrischen Bahn auf ebner Straße nach der von Rauchwolken bedeckten Stadt, von der man in der Ferne nur eine Zahl qualmender Schornsteine erblickte, die sich von dem blauen Horizonte, dem Thale des Missouri, dunkel abhoben.

Es war an einem jener vorzeitigen sonnigen Frühlingsmorgen im Februar, als ich mich mit Freund Karl, dem alleswissenden Zeitungsmann als Führer, auf die „Wohnungsuche“ begab. Ein passendes Häuschen für eine oder zwei kleine Familien hier zu finden, ist nicht schwer. Alle die Häuser ringsherum sind mehr oder weniger von bescheidnem Zuschnitt. Man hat die Wahl, in welches man zuerst treten will, nachdem man sich in der Nachbarschaft die Schlüssel von einem halben Dutzend geholt hat.

Sobald uns der Kabelbahnwagen aus dem räucherigen Straßengewühl in diese lichtern Teile der Oberstadt heraufgetragen hatte, vergoldete die liebe Sonne ein ganz andres Straßenbild als das, das sich in der Geschäftsgegend unsern Blicken geboten hatte: schnurgerade, breite Baumalleen mit kleinen und großen von Gärtchen umgebnen Villen aus Holz oder Rotstein, das waren die Straßen. Vor den Häusern standen oft alte Bäume. Wo die Nivellierungsarbeiten die Straße vor den Hausgrundstücken sehr vertieft hatten, erhoben sich kleine Rasenterrassen, in deren Mitte eine Freitreppe hinaufführte. Kasernenartige Häuserreihen gab es, hier wo man nur wohnte, aber nicht Geschäfte trieb, gar nicht mehr. Jedes Grundstück war in sich abgeschlossen,

freundlich einladend. Es war kaum ein Häuschen, in dessen Gärtchen sich nicht ein paar Obstbäume oder Eschen, auch Eichen oder Kastanien über dem geschnitzten Dach oder über dem zierlichen Sims der Balkonthür oder des Erkers ausgebreitet hätten. Wie hübsch mußte sich das alles erst im Sommer ausnehmen, wenn das sprießende Grün den etwas grellroten oder leuchtend gelben Hausanstrich unterbrach und beschattete!

Nach kurzem Aufenthalte vor dem letzten der dampfenden und brausenden Maschinenhäuser, wo auf den vielen hier einmündenden Schienensträngen die Kabelbahnwagen aus- und einlaufen, war es in sanfter Steigung durch schöne Garten- und Villenstraßen immer höher und höher gegangen, bis wir ein weites Hochland vor uns hatten. Dies war vor Jahr und Tag noch Wildnis gewesen. Jetzt durchzogen auch dieses schon gerade Chausseen, an deren Seiten das Land in Gevierte abgeteilt und stellenweise schon bebaut war. Hie und da gab es noch eine Fläche Eichengestrüpp, dann kam wieder eine italienische Villa mit pinienartigen Kiefern, dann wieder ein Geviert Urwald und dahinter die Villa eines Arztes, deren Aufgangstreppe zu beiden Seiten statt mit Prellsteinen mit Mamutwirbeln geziert war.

Ich fragte nach dem Besitzer. Wie mir mein Führer sagte, hatte er sich das Anwesen allerdings nicht, wie ich zu hören hoffte, durch seine Praxis, sondern durch Spekulation erworben. Ebenso auch der Rechtsanwalt dort in der Florentiner Villa; auch er war nicht durch sein Corpus juris, sondern durch Landspekulation zu seinem Reichtum gekommen. Es war das überhaupt hier das A und das O. Sie schienen alle der Worte des sterbenden Yankeevaters an seinen Sohn eingedenk gewesen zu sein: „Sohn, Geldmachen mußt du. Wenn du kannst, auf ehrliche Weise. Aber gemacht werden muß es!“

Freund Karl, der endlich mit mehreren Schlüsselbünden beladen ankam, war froh, daß mir alles so gut gefiel, denn er wollte mich doch gern hier behalten.

Es war ein wahres Schmuckkästchen, in das wir zuerst eintraten. Wir hatten uns eins der nächsten ausgesucht, das mit seinem im Sonnenschein blauglänzenden Schieferdach und mit seinen Rundtürmchen verlockend aus den Eichen hervorlugte.

Das Vorderzimmer ist meist das Wohnzimmer (Parlor), hat an der Breitseite einen großen marmorgetäfelten Kamin und nach vornheraus ein breites schönes Erkerfenster, oft mit bunten Butzenscheiben. Das Fenster reicht bis zur Erde und dient auch als Balkonthür nach der Veranda zu, die sich vor dem Hause hinzuziehen pflegt. Es giebt bei seiner großen Breite auch dem Hinterzimmer, das durch eine gewaltige Schiebethür von dem Vorderzimmer getrennt ist, genügendes Licht. Schiebt man nach beiden Seiten die Thüren in die Wände zurück, so hat man statt zwei geräumiger Stuben einen Gesellschaftssaal, durch dessen Fenster man auf die Eichen des Gefildes hinausblickt, das vor nicht langer Zeit noch Indianergebiet gewesen ist.

Das gedämpfte Licht, das durch die bunten Scheiben der Hausthür auf den meist getäfelten Hausflur fällt, verbreitet Behagen, und der Eintretende fühlt sich nicht ratlos und verlassen, wie in den meisten dunkeln Vorsälen unsrer großstädtischen Häuser. Wie würde aber erst eine deutsche Hausfrau entzückt sein, wenn sie die in die Wände eingelassenen hölzernen Wandschränke, die überall angebrachten Waschvorrichtungen, die Dampfheizapparate sähe, die mit Wasserleitung und Kochofen jederzeit in Verbindung zu setzen sind ebenso wie mit der Badewanne im obern Stock! Fahrstühle befördern durch einfachen Handdruck lautlos die Kohlen

aus dem Keller in die Küche, die Speisen aus der Küche in das daranstoßende Eßzimmer. Wie schnell doch die neue Welt die alte in diesen Dingen überflügelt hat! dachte ich. Wie thöricht, daß man mit souveräner Verachtung alles dessen, was Amerikanertum heißt, selbst in unsern deutschen Großstädten das alles unbeachtet läßt und nichts davon lernen will! Wie sagt der Baccalaureus im Faust?

> Anmaßlich find ich, daß zur schlechtsten Frist
> Man etwas sein will, wo man nichts mehr ist.
> Das Schwache fällt, das Tüchtge tritt heran,
> Indessen wir die halbe Welt gewonnen,
> Was habt ihr denn gethan? Genickt, gesonnen,
> Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan!

Goethes Ansicht über Amerika, zugleich ein neues Thema für die Goetheforschung!

Trotz vieles Überladnen und Geschmacklosen ist hier doch alles zweckmäßig und für die Mehrzahl, die wir in Europa die breite Mittelklasse nennen würden, sehr brauchbar. Freilich stehen normännische Kastelle neben modernisierten Blockhütten, venetianische Paläste neben Nürnberger Patrizierhäusern; dort platzt grell leuchtend ein rotlackiertes Malepartus mit Wall, Zugbrücke und Graben mitten heraus aus der stattlichen Reihe graubrauner Schnörkelhäuser, die beanspruchen, den spezifischen Stil von Kansas City zu zeigen: einen mehr an ein Orgelgehäuse als an ein Wohnhaus gemahnenden Barokstil.

Trefflich hat ein bekannter deutsch-amerikanischer Architekt dieses Durch- und Nebeneinander der verschiedensten Baustile in seiner heimatlichen schwäbischen Mundart mit den Versen geschildert:

> Und was se jetzt vor Kirche baue,
> Davon träumt drauß kei Architekt;
> Sechs Stil in einem kammer schaue —
> Ein ganz unglaublicher Effekt!

Ich hör', es ist normännisch-jonisch
Mit dorische Rokokozöpp
Und indisch-gotisch-babylonisch-
Romantische Alhambraknöpp.
Bei euch ist alles steif und enge
Ihr sucht in dem System nur Heil,
Wogegen hier die Leute hänge
Durchaus an gar kei Vorurteil.

Aber das alles ist ein Versuchen und Probieren, wie man unter der einladendsten Außenseite dem Publikum, auch dem ärmern, das billigste und zweckmäßigste Heim bieten könne. Selbst unter der Schneedecke müssen diese zierlichen Bretterhäuschen noch einladend und freundlich aussehen. Und der Ärmere, der sich nicht ein ganzes mieten kann, findet genug solche „Hütten" quergeteilt und für zwei Familien eingerichtet. Niemand wird in menschenunwürdiger Weise beiseite gestoßen, wie es in unsern Großstädten im vierten Stock des zweiten Hinterhofs doch der Fall ist. Selbst der weniger bemittelte, der in den größern Mietshäusern, mit Hof und Gartenanlage in der Mitte, einen oder einen halben Flur für den Preis von vierzehn bis sechzehn Dollars monatlich bewohnt, fühlt an nichts, daß er ein Mensch zweiter oder dritter Klasse ist. Das wird sorgsam vermieden. Das Wohnungselend der deutschen Großstädte giebt es hier nicht.

Man erstaunt über die Findigkeit der vielen Baumeister, die sich hier über- oder auch unterboten haben müssen, um die Frage: Wie baut man billig und doch hübsch und praktisch? zu lösen. Der monatliche Mietzins für eins der eben beschriebnen Häuschen mit Garten beträgt fünfundzwanzig bis dreißig Dollars. Auf vierzig steigt er nur in Zeiten künstlicher Hausse, wenn z. B. gerade von den reichen Bostoner Grundbesitzern eine „große Kunst- und Landwirtschaftsausstellung" zum Wohl ihrer neuangelegten Stadt und zur Steigerung des dortigen Grundbesitzwertes in

Szene gesetzt wird. Die hübsche Lage und die zierliche Einrichtung war bei allen diesen Cottages so einladend, daß Karl und ich genau wußten, unsre Frauen würden jedes der Häuschen gern haben wollen. Waren es in dem einen die buntfenstrigen Balkons mit Jalousienvorrichtung, so waren es in dem andern die saubern Marmorbadewannen und Marmorwaschtischchen, war es hier die anheimelnde Veranda mit ihrem Schnitzwerk, so war es dort der für die Hängematte und ein Lesestündchen wie geschaffne Seitengang oder das mit Epheu und Wein zu umrankende breite Buchtfenster, das die Wahl schwer machte. Fünfundzwanzig bis vierzig Dollars sind freilich nach unserm Gelde hundert bis hundertsechzig Mark, aber wenn man die Preise nach dem Maßstabe der Nahrungsmittel und der Einnahmen ins Deutsche übersetzt, so entspricht das doch alles in allem einem monatlichen deutschen Mietpreise von vierzig bis sechzig Mark, denn man rechnet: ich komme in Nordamerika ungefähr ebenso weit mit einem Dollar wie in Deutschland mit einem halben Thaler.

Für diese Kleinigkeit ist man aber dann hier Herr in seinen vier Pfählen. Nicht einmal die Obrigkeit hat sich hereinzudrängen. Der Polizist, der etwa wegen Gesundheitsanordnungen oder ähnlichem vorspricht, wagt nicht einzutreten, bevor ihn die Frau oder der Herr des Hauses zum Eintritt aufgefordert hat. Die Stadt kann sich freilich erlauben, einem lässigen Zahler von Gas- oder Wasserleitung beides abzudrehen, aber auch erst, nachdem der Eintritt gestattet worden ist. Schlimmstenfalls muß er durch gerichtliches Verfahren erzwungen werden.

My house is my castle, sagt die amerikanische Hausfrau, stolz wie eine Königin auf ihr Heim, ihre Residence, wie sie es gern nennt, wenn sie es auch nur für ein paar Monate inne hat, um dann wieder

an einem andern Geschäftsplatze ihr Glück zu versuchen.

Sie kann auch stolz sein auf ihr umfriedigtes Heim, denn da ist niemand, der es wagen dürfte, sie merken zu lassen, daß er in seinem Heim mehr sei, mehr vorstelle, mehr sein wolle, ob das nun mehr kostet oder weniger, ob es hübscher oder weniger hübsch ist. Und käme der Präsident der Vereinigten Staaten an ihrer baumumrauschten kleinen Eingangsthür vorbei, sie würde sich zwar freuen, ihm als Ebenbürtige an ihrem Kamin die Hand zu schütteln, würde ihn nach seiner Frau und seinen Kindern fragen, aber sie würde sich nicht vor ihm beugen, und wenn er glaubte, er dürfe sie von oben herab behandeln, so würde sie ihm die Thür weisen. Das ist das Recht, das mit jeder Amerikanerin und mit jedem Amerikaner geboren ist, das Recht, Mensch zu sein, sich dem Höchsten gleich zu betrachten. Dies Selbstbewußtsein verläßt den Amerikaner nie. Bei diesem Selbstbewußtsein der Sinn für Traulichkeit in der Einrichtung des Hauses und das Aufgehen in seinen Kindern, das zusammen müßte eigentlich die glücklichsten Menschen machen, wenn nur nicht die Geldjagd das ganze Dasein in Anspruch nähme!

Eben wurde drüben, jenseits der noch ungepflasterten Fahrstraße, an einem niedlichen Gartenhäuschen, aus dem ein paar Möbel herausgetragen wurden, die rote Fahne befestigt. Die rote Fahne bedeutet — Auktion. Eine große Krähe flatterte von einem alten Eichbaum herunter, und wie auf ein gegebnes Zeichen folgten ihr viele aus allen Windrichtungen in das kleine Eichendickicht, wo sie wahrscheinlich einen Leckerbissen aufgefunden hatten. Und wie die Krähen, so versammelten sich in wenigen Minuten vor der ausgehängten roten Fahne Neugierige, die die Möbel derer kaufen wollten, die eben auszogen, denen es also wohl hier nicht hatte glücken wollen.

Ja, wenn man der Sache auf den Grund blickt, grinst einem auch hier nichts entgegen als Dollarjagd! Wie soll sich damit Glück und Behagen vereinen? Wird dabei nicht der Mann zur gedankenlosen Arbeitsmaschine? Von einem Beruf zum andern umspringen, fortwährend alles aufs Spiel setzen, sich selbst, sein ganzes Familienglück, bedeutet dieses Glücksspiel nicht Verlust jedes Glückes? Denn welcher Halt bleibt noch in der Seele eines ewig gehetzten Mannes, der sein Leben als verloren ansieht, wenn er es nicht bis zu einer halben Million oder doch zu Hunderttausenden gebracht hat? Diese Geldjagd bei dem Mangel an tieferer Bildung macht die Männer, während die Frauen die Königinnen spielen wollen, zu deren Handlangern und Arbeitsknechten. Für alles Technische haben sie viel Sinn, aber zu der Höhe und Weite weltbewegender Gedanken schwingen sie sich kaum auf. Sie haben sie eben noch nicht gewonnen, die halbe Welt, und was sie gethan haben, geschah durch Ideen, die von der alten Welt ausgingen; weltbewegende Gedanken sind bis jetzt noch nicht aus der neuen Welt gekommen. Die Denkweise hier in der neuen Welt mit ihrer ewigen Glücksjagd ist noch zu banausisch, als daß sie für die Welt erlösend wirken könnte.

Wir verließen das kleine Eichendickicht und traten hinaus auf die Independence-Avenue, die prächtigste Villenstraße, die ich je in der alten und neuen Welt gesehen habe. Mit siegesgewissem Lächeln deutete mein Führer, als er mein Staunen über diese Prachtstraße sah, auf all die ausgebreitete Herrlichkeit hin, als wenn er sagen wollte: „Alles das ist für euch da, ihr braucht nur zuzugreifen. Wozu da noch zurück nach der alten Welt?"

Es war ein märchenhaft schönes Landschaftsbild, das da vor mir lag. Welche überschwengliche Freigebigkeit des Raumes, welche Breite der Fahr- und

Fußwege! Alles machte den Eindruck der Wohlhabenheit und Vornehmheit. Zu beiden Seiten lagen weit ausgebreitet wohlgepflegte englische Parks mit herrlichen Terrassen und Schattengängen, freien Wiesengründen und hohen Baumgruppen, und darin Schlösser und Villen mit Springbrunnen und Teichen, in denen sie sich spiegelten. Dabei hat diese prachtvolle Straße fast überall Fernsichten hinab in das weite Missourithal. Sie begrenzt den Uferabhang einer der Hochebnen, und außer ihrer breiten Anlage selbst wirkt auch der schöne panoramaartige Hintergrund großartig.

Durch diese Straße an einem Sommermorgen zu gehen, wie ich es nachher öfter that, ist ein herrlicher Genuß. Hier weht balsamische, frische Luft, weit unten liegt die graubraune Dunstschicht mit dem fernen Gewühl der Stadt, deren Lärm nicht zu uns dringen kann. Über uns ist klarer, blauer Himmel, und die Glocken der Kühe und Schafe auf den Parkwiesen lassen uns vollends vergessen, daß wir uns in einer Stadt befinden. Daran mahnt uns höchstens der elektrische oder der Kabelomnibus oder der auf seinem Zweirade vorbeisausende Stadtbriefträger oder an der Straßenecke die Apotheke mit ihren großen, bunten Krystallflaschen im Schaufenster und ihrem marmornen Sodawassergehäuse, wo der Spaziergänger für fünf Cents (= zwanzig Pfennige) ein erfrischendes Glas Sodacream in zierlichen, nickelglänzenden Krystallgläsern bekommt. Strahlend und siegesgewiß lacht einen diese ganze Welt an, als wollte sie sagen: „Das ist erst der Anfang, das erste Jahrhundert unsrer Zivilisation; was werdet ihr erst am Ende des nächsten Jahrhunderts von diesem Bilde sagen!"

Treten wir in eins dieser Häuser an der Independence-Avenue, so stimmt alles, was der kunstsinnige Baumeister, den man vom Osten hatte kommen lassen, im Innern entworfen hat, harmonisch zum Äußern:

da sehen wir wirkliche, prächtige Arkaden, da glänzen Säulenkapitäle weiß und golden, die Treppenläufer, die Teppiche sind, um in Färbung und Muster zur Anlage des Ganzen zu passen, besonders gewebt, kurz, es ist alles aus einem Guß und nach großartigem Zuschnitt hergestellt, wie es von dem schaffenden Geiste des Baumeisters ersonnen war. Was aber gar nicht dazu paßt, das sind die Menschen darin. Der Herr des Ganzen, ein Millionär, dessen Platz vor dem prächtigen Nußbaumschreibtisch im Bibliothekzimmer oder vor dem gewaltigen Marmorkamin oder in dem prunkenden Eßzimmer im großen Ahnherrnstuhl mit hoher gotischer Lehne gedacht war, sitzt entweder oder steht beim Frühstück in dem Stübchen unten neben der Küche, denn das Eßzimmer ist ja nur zum Staate da, oder er bästelt sich etwas in der Remise oder im Garten zurecht, denn Gärtner und Kutscher sind gerade nicht vorhanden, oder er kommt höchstselbst mit einem Handkorb vom Markte nach Hause, denn dem Mädchen kann man nicht trauen, oder er schaufelt eigenhändig im Winter den Schnee vor seiner Thür weg, statt ein Buch zu lesen, denn Körperübung ist gesünder, Arbeit schändet nicht, und der Hausknecht hat sich gerade wieder einmal seit einigen Tagen unsichtbar gemacht. Dabei hat dieser Herr des Ganzen, früher vielleicht ein ehrsamer Handwerker, nun Börsenspekulant und Politiker, jetzt eine wichtige politische Zeitung unter sich, die er nicht liest, weil er sie nicht versteht, für die er nur Redakteure u. s. w. besoldet. Was ihn aber beschäftigt, das ist das persönliche Eintreiben des Mietzinses in seinen Miethäusern, das Eintreiben der versprochnen Stimmgelder von den in seiner Zeitung unterstützten Wahlkandidaten, das Lesen der Kurslisten, das Spekulieren in Property, in Grundstücken, denn das ist Geschäft, dafür lebt und stirbt er, „da liegt doch etwas drin“ — nämlich Geld. Gilt es,

so etwas zu thun, so ist er jederzeit bereit, alles stehen und liegen zu lassen und sein Buggy selbst anzuschirren.

Das Leben der Familie bewegt sich zwischen Küche, Eßstübchen und Schlafzimmer und im Sommer auf der Veranda, wo man sich auf den Schaukelstühlen wiegt. Die Prunkzimmer sind meist verschlossen, und da selten oder nie Gesellschaft gegeben wird, weiß die Familie, wenn sie gefragt wird, wozu denn das alles da sei, nichts zu erwidern, als: „Das erfordert der Stil, das muß bei feinen Leuten nun einmal so sein." Vernünftiger sind da doch noch die Leute, die ihre hohlen Pianinos aufklappen und Wäsche hineinlegen oder ihre Prunkschränke und Klaviere auseinander falten und darin schlafen. Dann kommen doch wenigstens die größern Räumlichkeiten noch zur Geltung. Es giebt hier große Möbelfabriken, von denen nicht nur derartige Aufklappmöbel, Pseudopianos und Pseudoschränke gefertigt, sondern auch ganze Bibliothekzimmer nach der Elle mit Inhalt versehen werden. Man nennt sogar europäische Geschäfte, die auf Bestellung Ahnenbilder liefern und damit in den letzten Jahren einen schwunghaften Handel betrieben haben sollen.

Außer dieser Shoddy-Aristokratie giebt es natürlich auch wahrhaft vornehme Familien, die die Räume in ihren Palästen richtig benutzen, wo die Töchter wirklich musizieren und nicht Pferde putzen, wo die Söhne wirklich Sport treiben und nicht mit den Niggern und Cowboys hinter den Ställen herumlungern. Wo das aber der Fall ist, da hat es lange Zeit gekostet, das einzuführen, denn selfmademen sind sie oder ihre Eltern doch fast alle, und die groben Hände passen selten zu Kunst und Wissenschaft. Erbt den guten Geschmack der Sohn, so hält sich allenfalls noch durch eine Generation ein Schein von Vornehmheit aufrecht. Meist kommt aber alles schon früher unter den Hammer. Doch

je mehr dieses verbohrte Knownothingtum, das nichts von der Welt über seinen Horizont hinaus wissen will, die große Masse befangen hält, um so kräftiger sind die Anstrengungen der Ausnahmen, die sich davon loszumachen suchen. Der Amerikaner hat eine Feuerseele. Hat sich bei ihm ein Gedanke zur Klarheit durchgerungen, so verfolgt er ihn mit einer Energie ohnegleichen. Erfaßt er ein Studium mit Lust und Interesse, so arbeitet er sich darin doppelt so schnell vorwärts als jeder andre, Tag und Nacht ist er dabei mit einem Eifer, ja einem Fanatismus, der bis zum Unsinn gehen kann.

Fast jede Familie, und wenn sie noch so sehr in der eben geschilderten abgeschmackten Lebensart befangen sein mag, hat näher oder ferner ein Mitglied, das auf diese Weise eine glänzende Ausnahme macht.

Die Mehrzahl dieser über das niedrige Durchschnittsniveau hervorragenden gehört dem neuen Zukunftsklub, der Nationalunion, an, der monatliche Zusammenkünfte in dem elegantesten Kasino der Stadt hält und für die Verwirklichung der Gedanken Bellamys agitiert. In diesem Klub hatte ich, dank der schon erwähnten Einführung, Gelegenheit, die geistige Blüte der Gesellschaft kennen zu lernen.

Man kommt hier nach englischem Muster abends im untadelhaften Gesellschaftsanzuge zu einem Vortrage und einer darauf folgenden Unterhaltung bei einigen Erfrischungen zusammen. Hier hört man nur Leute sprechen, denen das ernste Denken auf der Stirn geschrieben steht. Man erstaunt über die Tiefe und Wucht der Gedanken, man vermutet sie nicht hinter den oft so närrischen Außenseiten der amerikanischen Gesellschaft. Hatte ich schon in der medizinischen Gesellschaft zu meiner freudigen Verwunderung einige Leute kennen lernen, die die ganze Welt durchreist, sich bei den Universitätslehrern Frankreichs, Englands und

Deutschlands theoretisch und besonders praktisch gebildet hatten und Kenntnisse und Fertigkeiten in der Bakterienbehandlung besaßen, um die sie mancher deutsche Arzt hätte beneiden können, so erschrak ich fast vor der Unerbittlichkeit der Logik, mit der diese Redner und Rednerinnen im Nationalunionklub die Konsequenzen unsrer konventionellen Lügen zogen, in einer Weise, die in Deutschland höchstens in streng wissenschaftlichen Abhandlungen vorkommen dürfte, die aber in öffentlichen Versammlungen vor der Welt zu äußern schwerlich von der Polizei geduldet werden würde. In einem Vortrage, der die scharfe Grenze des Bellamismus und des Kommunismus hervorhob, hörte ich Sätze wie die folgenden, noch dazu von einer schwächlichen, jungen Dame in schwarzem Seidenkleide vorgetragen: „Eine Maschine, die mehr Arbeit absorbiert, als sie leistet, ist schädlich“ — „Wirtschaftliche Moral ist vernünftiger Egoismus“ — „Es bedarf nur der vollkommnen Gleichberechtigung, um Überfluß zu schaffen für alle.“ Nach diesen und ähnlichen Feststellungen der wirtschaftlichen Gesetze der Solidarität der Interessen, wie sie Hertzka und Bellamy lehren, kam die Rednerin zu folgenden den Kommunismus und den Nihilismus verurteilenden Schlußsätzen: „Der Kommunismus ist die Nutzanwendung, die der Hunger aus dem Satze zieht, daß die Arbeit der Menschheit nicht ausreicht, Überfluß für alle zu erzeugen,“ und: „Der Nihilismus ist die Schlußfolgerung der Verzweiflung, die aus der Lehre sprießt, daß Kultur und Zivilisation unvereinbar seien mit wirtschaftlicher Gleichberechtigung.“ Ähnliche scharf zugespitzte Sätze, die es mir gelang nachzuschreiben, schlossen auch einen zweiten Vortrag über die Ehe: „In Bellamys Staat, den wir gründen wollen, giebt es keinen andern Schutz der Ehe, als den, der in der gegenseitigen Zuneigung der Gatten liegt.“ Über die Auf-

lösung der Ehe, die da, wo sie am meisten erleichtert sei, am seltensten ausgeführt werde, hieß es schließlich: „Der Schauder vor dem Gedanken, einem ungeliebten Wesen angehören zu müssen, verträgt sich mit ehelicher Treue nicht bloß sehr wohl, sondern ist geradezu aus der höchsten und reinsten Auffassung der Ehe hervorgegangen.“ Am Ende der Besprechung einigte man sich in dem Gedanken der Ausführbarkeit des Bellamyschen Zukunftsbildes, natürlich unter Ausmerzung gewisser Unmöglichkeiten.

Der Gesamteindruck, den ich aus diesen Abenden mitnahm, war der, daß ich es hier mit Leuten zu thun hatte, die nicht durch konventionelle Schranken an der Durchführung ihrer Gedanken auf Schritt und Tritt gehindert waren, daß hier ein Denkerbund heranwuchs, mindestens ebenbürtig denen auf den Akademien Europas, nur mit dem Unterschiede, daß er aus jüngern, thatkräftigern, entschlossneren Leuten bestand, von denen man eines schnellern Überganges zur That gewärtig sein durfte.

Dies ist die Aristokratie des Geistes im Westen gegenüber der Geldaristokratie, die jene Independence-Avenue bewohnt. Nur wenige davon haben ihr Heim dort. Die meisten bewohnen billigere Viertel, viele davon recht bescheidne. Manche sind Lehrer oder Lehrerinnen an öffentlichen Schulen oder gehören dem Post- oder Telegraphendienst an, andre sind Musiker von Fach. Der in Europa so abfällig beurteilte Mangel an Kunstsinn und Kunstgeschmack bei den Amerikanern, das möchte ich nebenbei bemerken, ist wie der Mangel an Selbständigkeit in andern Geschmacksrichtungen hier mehr eine Übergangsstufe zur Bildung neuer, eigner Formen, im Baustil ebenso, wie in der Musik u. s. w. So urteilslos sich die geschilderten großen Massen, die „armen Reichen,“ der Kunst gegenüber verhalten, um so lebhafter zeigt sich wahres,

ernstes Kunststreben bei der Blüte des Geistes, unter der wir auch hier in Kansas City einige Deutschamerikaner treffen, allerdings weniger als in andern amerikanischen Städten. Milwaukee, Chicago, Philadelphia, St. Louis, New York sind viel deutschere Städte als Kansas City und die im übrigen Westen und Südwesten.

So grundverschieden auch Inneres und Äußeres war, so oberflächlich und gleißend vieles erschien, eines war gewiß: um abgethane Kleinigkeiten handelte es sich hier nicht. Hier war Großes im Entstehen! Wenn ich auch mit dem amerikastolzen Freunde Karl nicht in allem übereinstimmte, es handelte sich hier doch um die ernstesten Gewissensfragen der Menschheit, die hier viel rascher der Lösung entgegenreifen als in der alten Welt. Eine Verschiebung des Schwerpunktes der Kultur nach Westen — nichts geringeres als das geht hier vor sich, und dem Deutschtum ist ein nicht geringer Teil an dieser Arbeit zugefallen! Sich hier auf einige Zeit einzuleben, um lernen zu können, das lohnte sich wohl, besonders für den, der schon vor Jahren durch eigne Arbeit in New York eingewurzelt war und als er dann wiederkam, alles so verändert fand, daß es kaum noch wieder zu erkennen war.

Nach achttägigem Suchen hatten wir endlich ein für uns passendes Häuschen in der schattigen Cherrystraße an einem buschigen kleinen Rasenabhange gefunden, und nach einigen weitern Tagen der Hauseinrichtung saßen wir fröhlich plaudernd auf der vordern Veranda. Unser Gespräch drehte sich um die Schwierigkeit, über fremde Länder zu urteilen, und um die Leichtigkeit, mit der Touristen über Amerika Feuilletonartikel schreiben. Denen gegenüber hatte Wilhelm Marr ganz Recht, als er, um Nicaragua zu durchreisen und zu beschreiben, mit Federmessern und Photographien hausierte, nachdem er sein Reisegeld in New

York erst in Sicherheit gebracht hatte. Denn nur durch den Broterwerb lernen wir Land und Leute kennen.

Als wir so sprachen, erinnerte sich Freund Karl eines Berliner Blattes, das ihm eben heute auf der Redaktion in die Hände gefallen war, und worin das reichshauptstädtische Selbstgefühl wieder einmal seine schönsten Blüten trieb. Ein Feuilletonist beschrieb New York. Eigentlich ist Pangani, Saadani, Sansibar, Kiloa heutzutage viel beliebter, hieß es da, doch läßt man sich, wenn es gewünscht wird, auch wohl einmal herab, Amerika zu besuchen. Der von dem absprechendsten Berliner Chauvinismus durchdrungne Gigerl, der Amerika zuvor nie gesehen hatte, traf gerade heißes und staubiges Wetter in New York an, so konnte ihm nichts imponieren, und als schließlich sogar einer der Kaufherren in Hemdsärmeln mit ihm aus dem Komptoir über die Straße zum Stehschoppen ging, da war New York für ihn Buxtehude und die ganze übrige neue Welt ungefähr dasselbe. Er beabsichtigt, nächstens ein Buch über Amerika zu schreiben.





7

Gesundheitsamt und Viehhof in Kansas City

Wem es ernstlich darum zu thun ist, dahinterzukommen, welche Bewandtnis es mit den Uranfängen eines etwaigen Zukunftsstaates in der neuen Welt hat, der darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, von der gleißenden Oberfläche hinabzutauchen in die Tiefe, auf den Grund der Dinge. Dann wird er Belehrung darüber finden, wo er sie oft am wenigsten erwartet. Um mich nach der Besichtigung des großen Weltfleischmarktes in Kansas City darüber zu unterrichten, in welchem Verhältnis er zur Welthygiene stehe, mußte ich mir mit Hilfe der Herren vom Gesundheitsamt Einblick in den Viehhof, in die berühmten „Stockyards" von Kansas City, verschaffen; denn nur so konnte ich sehen, inwieweit solche monopolistische Einrichtungen den rein menschlichen, kosmopolitischen Ansprüchen gegenüber Stich halten, nur so durchschauen, welche Schutzmaßregeln für den Magen und das Leben aller derer bestehen, denen all das Fleisch tagtäglich in großen Eisenbahnladungen diesseits und jenseits des Ozeans zugeführt wird. „Trichinenschau" gab es nicht. Folglich mußte wohl die Viehschau vor dem Schlachten um so gründlicher

und zuverlässiger sein — oder aber die Idee der Uranfänge eines monopolistisch auf gegenseitige Interessengemeinschaft zugeschnittenen Zukunftsstaats geriet bedenklich ins Wanken. Aber greifen wir nicht vor. Wer lernen will, lernt überall, auch vom Geringern.

Das alte, provisorische Gesundheitsamt an der Grand Avenue ist eine recht klapperige, graugelb angestrichne Bretterhütte im Cottagestil, mit Treppe und Verandadach. In dem zweifenstrigen halbdunkeln Front- und Hauptzimmer stehen alte wacklige Schreibtische mit Bücherregalen und Akten. Alles ist voll Staub. In der Mitte des Zimmers steht ein großer, runder eiserner Ofen auf drei Beinen. Ringsherum sitzen einige Yankees, die nach alter Sitte ins Feuer spucken, wie schon vor fünfzig Jahren die Sklavenverkäufer aus Onkel Toms Hütte und vor fünfzehn Jahren die Notare und Polizisten auf den Polizeibüreaus und die Bahnwärter und Bummler auf den Urwaldstationen. Denn der ewig glühende eiserne Ofen ist der Mittelpunkt alles in Nordamerika aufkeimenden Menschenverkehrs, der Mittelpunkt alles dessen, was man in Amerika „Office" nennt; er scheint das Zentralfeuer der westlichen Zivilisation zu sein. Wenn die Geschichte des Deutschtums mit den Worten begänne: „Im Anfang war der Metkrug," die des Irländers: „Im Anfang war die Whiskeyflasche," die des Franzosen: „Im Anfang war die Gloire" und die des Engländers: „Im Anfang war der Spleen," so müßte die des Yankees mit den Worten beginnen: „Im Anfang war der Ofen." So sehr ist dies eiserne Möbel Sinnbild alles und jedes Anfangs in Nordamerika.

Sehen wir uns diesen Ofen einmal etwas näher an. Er ist wichtig für den, der die Anfänge des Zukunftsstaates studieren will. Er sieht nicht aus

wie unsre gewöhnlichen Kanonenöfchen. Er ist nicht rohrförmig, sondern birnenförmig, und um den grauen ausgeglühten eisernen Bauch der Birne zieht sich rings ein wagerechtes eisernes Sims, um die Füße daranstemmen zu können. Wie es um ihn her aussieht, will ich nicht beschreiben; es kann sich das jeder ausmalen, wenn ich sage, daß er rings von stummen, tabakrauchenden, rotblaugoldigen Gestalten umgeben ist. Rot von Whiskey oder Brandy ist meist das Gesicht, blau das wollene Unterhemd und goldblond der Schnurrbart und das Haupthaar des Tramps, des stellensuchenden Politikers oder Bummlers, der in einem oder mehreren Exemplaren jeden solchen Officeofen belagert. So wie es hier in diesem primitiven, provisorischen „Office“ aussieht — ein neues palastartiges Gesundheitspolizeigebäude wird erst gebaut —, so sehen nicht nur alle Büreauanfänge, alle Gründungsbüreaus, so sehen mehr oder weniger alle Uranfänge neuer Ansiedlung in den Vereinigten Staaten aus. Wo immer über den Wipfeln des Urwalds, im Felsengebirge oder über dem Horizont der Prairien dem verirrten Wandrer der lange ersehnte gastliche Rauch eines Schornsteins oder eines Fabrikschlotes winkt, da kann er sicher sein, solch ein Bretterhäuschen mit solch einem Ofen zu finden. Wenn es keine Notarstube oder Polizeiwachtstube ist, so ist es ein Telegraphenbüreau der Western-Unionlinie, und herum sitzen sicherlich die Vertreter von Whiskey, Bier und Stiefelwichse, der Irländer, der Deutsche und der Neger, der den ersten Barbierladen gründen will, auch der Franzose mit Cigarretten und Absinth pflegt nicht fern zu sein, und auch der spleenige Engländer taucht irgendwoher auf, wo etwas gegründet wird; wer aber ganz eigentlich diesen Ofen gepachtet zu haben scheint und unbeirrt durch die Gespräche um ihn her schweigend die Ofenbank mit seinem Feder-

messer weiter bearbeitet, das ist der Yankee, der da sitzt und lauert und an den Nägeln kaut, bis er den großen Länderspekulationscoup fertig hat. Der Ofen ist hier der Kern, um den herum sich alle Zivilisation entwickelt hat. Wer sich von New York in die Vorstädte Tremont, Westfarms, Westchester bemühen will, kann dort noch heute den Entwicklungsprozeß der Uranfänge belauschen, wie er sich vor dreißig bis vierzig Jahren abgespielt hat, und wie er sich heute noch Tag für Tag in den neuen Niederlassungen des Westens abspielt.

Der Tag, an dem ich durch die Freundlichkeit des Stadtchemikers, Dr. Hunter, auf dem Gesundheitsamt eingeführt wurde, war einer jener vereinzelten rauhen Nachzügler des Winters, wie sie sich hier gegen Ende April, ja zuweilen noch Anfang Mai öfter zeigen. Der eiserne Ofen war überheizt. Es herrschte eine Gluthitze im Zimmer, und doch warf einer der beiden Männer im schlichten dunkelblauen Anzuge, die im Hintergrunde warteten, immer neue Feuerung in den Höllenschlund. Der Chefarzt des Gesundheitsamts war noch nicht anwesend. Sein Assistent, Dr. Mac Donnell, ein hübscher, frischer und flinker junger Mann, der gerade mit einigen Impf- und Totenscheinen beschäftigt war, bat mich, vor dem Schreibtisch des Chefs Platz zu nehmen, während er die vor dem Ofen sitzenden abfertigte.

Du meldest Diphtheritis, Joe? wandte er sich an den krausköpfigen Neger auf der Ofenbank, der einen jener kleinen Stiefelwichskasten, wie sie an Straßenecken gebraucht werden, und einen Blecheimer mit Pinsel neben sich stehen hatte.

Ja, unsre Kleine ist krank, ich möchte gern die gelben Papiere an unser Haus und auch an die Nachbarhäuser kleben.

Es ist doch Sache eures Arztes, die Meldung

hier auf dem Gesundheitsamte zu machen. Habt ihr keinen Arzt?

Ja, der Pastor Fischer, der jetzt Doktor ist, kam gestern vorbei, und der wollte für die gelben Zettel sorgen. Aber ich habe mir gerade so schönen Kleister mitgebracht, drum möchte ich die Zettel mitnehmen.

Dabei lachte er übers ganze Gesicht, daß die weißen Zähne glänzten, und schwang den großen Kleistereimer in die Höhe. Doch es half ihm nichts, er wurde notiert und konnte gehen.

Und Sie? wandte sich der Assistenzarzt an einen Landsmann, dem das Schwabentum im Gesicht geschrieben stand, und der nun in mangelhaftem Englisch, unterbrochen durch gut schwäbische Wörter, sein Gesuch vorbrachte.

Wie ich heute morgen von der Nachtarbeit nach Hause kam, lag meine Alte tot vor dem Kochherd am Boden. Der Schlag hat sie gerührt. Die kluge Frau aus der Nachbarschaft, die so gute Pillen hat, die sagt es mir, die versteht sich drauf. Sie ist tot, mausetot, die Ärmste! Ich wollte nur einen Beerdigungsschein holen.

Da ist was nicht in Ordnung! erwiderte der Arzt.

O gewiß, es ist alles in schönster Ordnung; es war vorherzusehen, daß sie sterben würde, die Kartenlegerin hatte es ihr schon prophezeit.

Hat in den letzten zwei Tagen keine ärztliche Behandlung stattgefunden?

Sie hat manchmal Pillen genommen.

Von einem ordentlichen Arzt?

Von der Doktorin nebenan, die auch Karten legt.

Nach Ermittlung von Straße und Wohnung ging Dr. Mac Donnell ans Telephon und beorderte den Gerichtsarzt nach dem Hause des Deutschen:

Melden Sie sich auf dem Polizeiamt, der Coroner wird die Obduktion der Leiche vornehmen und Sie verhören.

Auf einen Wink des Arztes war der eine der beiden Männer im dunkelblauen Anzuge — es waren Polizisten — aus seiner Ecke herangetreten und folgte dem Schwaben, nachdem er etwas in sein Notizbuch geschrieben hatte.

Nun, Pat, was warten Sie noch? wandte sich der Arzt darauf an einen ins Feuer stierenden alten Irländer in blauwollner Bluse, hohen Stiefeln und mit schnapsgerötetem Gesicht und rotblondem Stoppelhaar, der seinen Thonpfeifenstummel unwillig zwischen den Zähnen hin und her warf.

Wenn Sie mir den Beerdigungsschein nicht geben wollen, der Boss wird ihn mir schon geben, wenn er kommt, antwortete der Ire mürrisch.

Sie irren sich, Paddy; wenn Sie keinen Schein über ordentliche ärztliche Behandlung während der letzten achtundvierzig Stunden beibringen können, darf die Leiche Ihrer Tochter ohne Begutachtung des Gerichtsarztes nicht beerdigt werden. Ich werde sofort dem Coroner telephonieren.

Thun Sie das lieber nicht, sonst geschieht ein Unglück! Mein Haus ist ein anständiges Haus, ich will keine Gerichtsgeschichten darin haben!

Warum gehen Sie nicht zu einem ordentlichen Arzt, der Ihnen jederzeit nach der Behandlung einen Totenschein ausstellen darf? Warum gehen Sie zu einem solchen Quacksalber von Chinesen, der nicht eingeschrieben ist?

Gott verd— mich! Hier ist ein freies Land, ich kann gehen, wohin ich will! Quacks sind sie doch alle, wo es nichts zu schneiden giebt, und da gehe ich lieber gleich zu den Chinesen, die nie schneiden. Es war eine innere Krankheit, wo doch nichts zu

machen war. So viel verstehe ich auch. Darum gehe ich zum Chinesen, der giebt nur Thee und Kräuter.

Sie können hingehen, wohin Sie wollen, aber das hilft Ihnen alles nichts. Der Gerichtsarzt wird die Sache aufklären.

Damit ging Dr. Mac Donnell ans Telephon. Patrick, einen Fluch zwischen den Lippen, griff nach dem Revolver, den er unter der Joppe um die Hüften hängen hatte. Aber mit den Worten: You go to hell! war er ihm aus der Hand geschlagen von dem Manne im dunkelblauen Anzuge, der mit dem Polizeiknüppel in der Hand plötzlich aus der Ecke herzusprang.

Der Irländer lachte, holte schnell gefaßt die Schnapsflasche aus der Brusttasche, stärkte sich und hielt dann dem Polizisten die Flasche hin: Excuse me, ich hatte in die falsche Tasche gegriffen! Prosit! Dann empfahl er sich, vom Polizisten begleitet.

Das eine sah ich: obwohl Staub und Schmutz dieses Gesundheitsamt erfüllten — es war ja nur eine provisorische Einrichtung —, hier geschah mehr für Leben, Gesundheit und Sicherheit des Staatsbürgers als an manchen Stätten im Herzen der alten Welt. Denn obwohl hier noch manches im Argen liegen mochte, so viel war gewiß: das Kontrollwesen für Masern, Diphtheritis, Scharlach, Pocken, Typhus, wie ich es hier auf den Schreibtischen geordnet und in Wirklichkeit ausgeführt sah, die Kontrolle hinsichtlich der Totenscheine und der Krankheitsüberwachung durch den zuletzt behandelnden Arzt wurde selbst auf diesem sehr primitiven Gesundheitsamt des weiten Westens in jener mustergiltigen Weise gehandhabt, wie es in allen englisch sprechenden Ländern Sitte ist, und wie es überall da eingeführt sein sollte, wo die Regierung von der Menschenwürde des einzelnen und von dem Respekt, den sie jedem

Lebenden und Toten schuldig ist, in der rechten Weise durchdrungen ist.

Wie viel Zeit und Schreiberei wäre in diesen drei hier so kurz abgethanen Fällen vergeudet worden in einem andern Lande, wo der juristisch geleitete Büreaukratismus alles beherrscht! Hier giebt es keine zivilversorgungsberechtigten Unteroffiziere, keine langen Reihen von Büreaustuben, wo ein Aktenstück wochenlang aus einer Stube in die andre geschickt wird. Mit dem Telephon und dem abgekürzten mündlichen Verfahren einiger wenigen Beamten war hier alles im Handumdrehen besorgt, was anderswo erst nach wochenlangem Hin- und Herschreiben Erledigung gefunden hätte. Es liegt freilich in der Natur der Sache, daß in Militärstaaten, denen es mehr um Registrierung der Kopfzahl und der frischen Rekruten zu thun ist, als um deren gesundes Weiterleben und dereinstigen Verbleib, auch mehr auf Geburtsscheine und Taufscheine, als auf richtige und zuverlässige Totenscheine gegeben wird.

Mit einem überraschend geringen Beamtenpersonal, wie ich mich dann durch genaue Erkundigungen überzeugte, wurde hier streng darauf geachtet, daß kein Scharlach-, Diphtheritis- oder Masernfall der Nachbarschaft, der Schule und der Behörde verheimlicht werden konnte. Die roten, gelben, blauen Papiere, die hier, weithin sichtbar, sofort nach dem Auftreten jeder Ansteckungskrankheit ans Haus geklebt werden, unterrichten Publikum und Behörden aufs einfachste, ohne überflüssige Schreibereien. Die erste Forderung ist Hilfe; aktenmäßige Buchung u. dgl. kommt erst in zweiter Linie. Zur Desinfektion wird sofort der Polizeiarzt mit den nötigen Mitteln entsandt, und zur Behandlung auch, wo Armut hindert, einen ordentlichen Arzt zuzuziehen.

Sehr umfangreich sind die Formulare der Toten-

scheine, die von dem Arzt ausgefüllt werden müssen, der die letzte Behandlung geleitet hat. Alle Fragen nach Todesursache, Leichenbefund u. s. w. zu beantworten, kostet wohl eine halbe Stunde Zeit, zwingt den Arzt zum Nachdenken und Nachschlagen über seine Fälle, ermöglicht eine genaue Statistik über Verbleib und Ableben der Rassen und Nationen, diese halbe Stunde Fragebogenarbeit über jeden Todesfall fördert Sicherheit von Leben und Gesundheit gegenüber verbrecherischen und gesundheitswidrigen Eingriffen und nötigt den Arzt zur Mitarbeit an der Welthygiene, die sich im stillen so vorbereitet, Leben und Gesundheit schützend nach allen Richtungen, während statistische Büreauarbeit zentralisierend alles Arbeitsmaterial zusammenfegt, dessen spätere Verwertung immer fraglich ist. Durch ausführliche Totenscheine, an die sich oft Gelegenheit zur Selbstbeobachtung und zur Leichenöffnung mit dem Coroner schließt, wird der Arzt zum Weiterstudieren angeregt, und eine geeignete Weiterführung dieses so angefangnen Systems führt zuletzt in ihren Konsequenzen zu den praktischen Anfängen einer Assanierung des Ganzen im welthygienischen Sinne.

Das ist einer der mancherlei Punkte, in denen wir Deutschen von der großen, neuen Republik des Westens überholt sind. Allem Manchestertum, aller Dollarjagd zum Trotz beginnt hier mit dem schuldigen Respekt vor Gesundheitsschutz durch Leichenkontrolle eine Forderung der gesamten Menschheit sich geltend zu machen. In einem Lande ohne Militarismus und ohne traditionellen Zwang beginnt unbewußt die wirtschaftliche Gerechtigkeit der allgemeinen Interessengemeinschaft ihre ersten Forderungen zu erzwingen, nicht fußend auf philosophischen oder wirtschaftlichen Systemen, nein, ganz natürlich dem Instinkt der vom Alpdruck des Alten befreiten Völker-

massen gehorchend. Jeder glaubt hier als sein gutes Recht beanspruchen zu können, daß hinsichtlich seiner Gesundheit und seines dereinstigen Todes gewissenhafte Kontrolle geführt werde, und das kann man doch wohl auch vom Staate verlangen für seine Steuern.

Endlich kam Dr. Cutter, der Chefarzt, der versprochen hatte, mit mir nach dem Viehhofe zu gehen, um mir eine Krankheit des Rindes zu zeigen, wegen deren er mit den Farmern und Viehhändlern schon in manchen Streit gekommen sei, weil er das Fleisch der von ihr befallenen Rinder für gesundheitsschädlich erklärt habe.

Ehe wir aber gehen konnten, wurden wir noch durch einen Besuch aufgehalten, in dem ich das Vergnügen hatte, den neuen Doktor Fischer (vor kurzem noch Pastor) kennen zu lernen. Flink sprang er aus dem Wagen, warf das Eisengewicht des Pferdes aufs Trottoir, und indem er immer zwei Stufen auf einmal nahm, sprang er zur Veranda heran, daß die Treppe knarrte und die Holzsäulen zitterten. Er war ein großer Mann mit regelmäßigen, einnehmenden Gesichtszügen, aber etwas ungelenken Bewegungen der großen Füße und Hände. Er mochte in der Mitte der Dreißig sein.

Halloh Reverend, rief ihm Cutter entgegen, wie gehts, how do you do? Or — excuse me — not Reverend, but Doc!

Er sprach das c des abgekürzten Doktortitels wie g aus, sodaß man an Dogge denken konnte.

Der frühere Reverend ging auf diesen „medicynischen" Scherz ein, und als Dr. Hunter aus dem Nebenzimmer zur Begrüßung herzukam, diente der Pastor-Doktor beiden noch eine Zeit lang zu Wortwitzeleien in shakespearischem Stil auf die Namen Hunter (Jäger) und Cutter (Schneider).

Dr. Mac Donnell übergab dann dem sehr eilig und geschäftig thuenden die gelben Zettel und die sonstigen Formulare, die er verlangte, worauf er uns wieder verließ. Zwischen den Zurückbleibenden aber entspann sich ein eifriges Gespräch darüber, ob Fischer als Arzt wohl ebenso gute Geschäfte machen würde, wie als Seelsorger.

Ich meinte, es müßte ein sehr energischer Mann sein, da er in seinem Alter noch einmal umgesattelt und sich in ein ganz neues Fach vertieft habe.

Dr. Cutter lächelte; mit der Vertiefung sei es nicht so weit her.

Das plötzliche Umsatteln zur Medizin, fuhr er, als wir uns zum Ausgehen rüsteten, fort, ist nicht so etwas wunderbares, wie Sie denken, da der Mann, ehe er seine drei Semester absolvierte, über drei nicht absolvierte Anfangssemester schon sozusagen sein Diplom in der Tasche hatte.

Auf meine Erkundigung über diesen Punkt wurde mir von Cutter, nachdem wir uns auf den Weg zum Viehhof gemacht hatten, bestätigt, daß hier wie auf jeder der 212 amerikanischen Medizinschulen (mit Ausnahme von sechs bessern Anstalten) nur sechs Semester Studium vorgeschrieben sind. Von diesen können aber noch drei dadurch übersprungen werden, daß der betreffende ein Zeugnis von einem Arzt of good standing bringt, worin ihm dieser bescheinigt, daß er drei Semester lang bei ihm gelernt habe, und daß der Arzt für die genügende Vorbereitung seines Mündels (pupils) Bürgschaft leiste. Daß das eine reine Form ist, daß der praktische Arzt den Ladenjüngling oder was er sonst gewesen ist, einfach mit in sein Buggy zu ein paar Krankenbesuchen nimmt, bei denen er über Dinge reden oder auch schweigen lernt, die er nicht versteht, ist eine allbekannte Sache. So kommen Leute, die ein paar Jahre notdürftigen

Elementarunterricht im Schreiben, Lesen und Rechnen und in der Geschichte der Vereinigten Staaten genossen und dann irgendwo als Laufburschen oder Clerks gedient haben, unmittelbar in die Kliniken, in die gynäkologischen Operations- und Untersuchungszimmer u. s. w. und eignen sich dort die Frechheit an, die dazu nötig ist, mit solcher Ausrüstung an den Leibern ihrer Mitmenschen herumzuschneiden und herumzuquacksalbern.

Ich äußerte mein Erstaunen über dieses abgekürzte Verfahren.

Es hat uns in der Not in andern Fächern ausgeholfen, wir haben dadurch eine Masse Theologen und Juristen bekommen, die wir uns von Europa nicht zu verschreiben brauchten. Warum soll es mit den Ärzten nicht auch gehen? denkt der Staat. Und vorläufig hat er Recht, solange Juristen an der Spitze stehen.

Freilich, erwiderte ich, die Juristen haben ja überall das Privileg, der Welt Gesetze vorzuschreiben, bei völliger Unkenntnis der Gesetze, die die Welt beherrschen: der Naturgesetze!

Ja, wenn wir erst zu diesem Ziel gekommen sein werden, versetzte Cutter, wo das Naturgesetz die Weltordnung bestimmt, dann wird auch die Stellung von uns Ärzten besser sein; aber vorläufig befinden wir uns hier noch in einem Übergang aus dem Chaos einer Völkerwanderungsströmung in eine neue Art von Staatswesen. Vorläufig mußten wir doch das Alte, soweit es uns für unsre ersten Anfänge paßte, gut heißen, so wie wir es fanden. Was Sie hier sehen, ist ja nur die Bauhütte. Das Gebäude selbst wächst hinter dem alten Lattenzaun, der aus europäischen Trümmern notdürftig zusammengebestelt ist, im stillen stattlich empor, und wenn sich erst die Türme ihrer Vollendung nähern werden, dann werden Sie auch

nach und nach erkennen, was nur vorläufig war und was bleibend ist, was Gerüst war und was Bauwerk ist, und dann werden Sie — vielleicht schon zu Anfang des kommenden Jahrhunderts — Ihr Ideal einer mit der Naturordnung übereinstimmenden Weltordnung hier verwirklicht sehen! Vorläufig entschuldigen Sie diese primitive Stiege, über die ich Sie hier zu unsern kranken Ochsen führe.

Wir mußten über ein bereiftes, schräges Brett hinweg, das über einige Fässer gelegt war, um auf die aus Pallisadenpfählen gezimmerten Querwände zu kommen, die die Tiere einzäunten. Dann ging es auf diesen zwei Fuß breiten Querwänden oben entlang nach dem eingezäunten Viereck, wo unsre Patienten standen, die, wie der Doktor sagte, an Kiefergeschwulst (Big Jaw) litten und von ihm ausrangiert würden, aber immer unter großem Protest der Eigentümer, die das Vieh für unschädlich erklärten und ihn wegen seiner Strenge mit Vorwürfen überhäuften, ja sogar seine Amtsentsetzung verlangten.

Nachdem wir auf der Höhe der etwa sechs Fuß hohen Einzäunungen angelangt waren, überblickten wir eine weite Ebne, ganz bedeckt mit oben offnen viereckigen Ställen, von denen einige so groß waren, daß sie kleinen Viehhöfen glichen; andre, kleinere enthielten eng zusammengepfercht je ein halbes Dutzend größere oder ein ganzes Dutzend kleinere Rinder. Diese von langen schmalen Fahrstraßen durchschnittnen Pallisadenvierecke, die sich bis zum fernen Horizont erstreckten, wo sie in graublauer Ferne verschwammen, waren an vielen Stellen von Eisenbahnschienen überbrückt, zu denen große Viehtransportbrücken und -Aufzüge hinanführten. Dr. Cutter hatte es vorgezogen, ohne Benutzung des Fahrweges, oben auf den Zäunen entlang zu balancieren, weil wir sonst große Umwege bis nach unserm Ziele hätten machen müssen.

Als wir eine Strecke auf diesem reifbedeckten schlüpfrigen Holzwerk entlang gegangen waren, blickte ich unter mich und sah in nächster Nähe, sodaß ich sie bei den Hörnern hätte fassen können, Ochsen, Kühe und Stiere, jene Tiere, die in der Arena ganz Mexiko in Schauder versetzen durch die blutigen Schauspiele, die sie dort allsonntäglich zu geben haben. Ein Fehltritt, und ich lag ihnen preisgegeben zu ihren Füßen! Wie froh war ich, als Dr. Cutter endlich in der Nähe einer einmündenden Straße herabsprang, und ich ihm nun in den nächsten größern Pferch folgen konnte, wo fünfzehn bis achtzehn kranke Rinder umherliefen. Sie waren durch ihr unlustiges, träges Wesen, ihre geschwollnen Vorderfüße und ihre unförmlichen Schnauzen schon von weitem erkennbar. Ein Inspektor mit einer Jagdbüchse überm Rücken kam mit einigen Gehilfen herbei, da er den Arzt hatte kommen sehen, und bald waren wir darüber einig, daß diese Tiere nicht geschlachtet, sondern weggeführt und erschossen werden sollten, um die mikroskopische Untersuchung ihrer Kiefern- und Vorderfußknochen vorzunehmen. Sie wurden in einen andern Pferch getrieben, der etwas abseits von den übrigen an einer Verladungsbrücke lag, und schnell kletterte der Inspektor mit der Büchse auf die Pallisaden und hatte in wenigen Minuten mit sechs oder sieben Schüssen die vier besten Stücke erlegt. Dr. Cutter sorgte dafür, daß die zur Untersuchung bestimmten Teile abgetrennt und nach der Stadt geschickt wurden. Dann gingen wir eine der nächsten Straßen entlang an allerhand reinem und unreinem Getier vorbei, das hier seines Schicksals harrte. Viele waren wegen krankheitsverdächtigen Erscheinungen vom Tierarzt abgesondert und unter Kontrolle gestellt, bis sie der Tierarzt, der hier täglich seinen Rundgang zu machen hatte, entweder, wenn sie wieder munter wurden und fraßen,

zum Schlachten zuließ oder sie als krank und untauglich für die Düngerfabriken bestimmte. In zweifelhaften Fällen, wie eben bei der Kiefergeschwulst, wird der Stadtarzt herangezogen. Die Perlsuchtkontrolle geschieht meist nur so, daß der Tierarzt das lebende Tier besichtigt. Vom „kondemnierten" Tiere werden niemals Untersuchungsobjekte entnommen. Von mikroskopischer Untersuchung auf Trichinen und Finnen ist nicht die Rede. Die Zustände im Weltfleischmarkt müssen eben jeden denkenden Menschen auf eine notwendige Inangriffnahme internationaler hygienischer Maßnahmen aufmerksam machen.

Als wir nach unsrer Rückkehr in die „Sanitätsbude" die mit Geschwulst behafteten Teile vorfanden, holten wir das Mikroskop aus dem Staube der Rumpelkammer, wo es jahrelang seit seiner Anschaffung unbenutzt gestanden hatte. Die Untersuchung ergab „Strahlenpilz" (Aktinomykose), und mit Hilfe eines Dr. Thompson, der in Wien seine Studien gemacht hatte, wurden in den nächsten Tagen einige farbige Präparate angefertigt, die die Diagnose auf jene gefährliche Knochenerkrankung des Rindes, die sich auch auf den Menschen übertragen läßt, über jeden Zweifel erhoben und den gewissenhaften Doktor Cutter aufs beste rechtfertigten. Wenn freilich bei der nächsten Wahl städtischer Beamten statt eines demokratischen ein republikanischer Stadtarzt gewählt wird und dieser in der Ausübung seiner Schlachtviehrevision weniger peinlich ist, so wird die Welt wieder einmal ein paar Jahre lang vom Weltfleischmarkt aus mit Fleisch versorgt, das auch von krankem Vieh stammt, und kein Hahn kräht darnach.

Nach diesen Erfahrungen machte ich mich wieder auf den Weg zu Herrn Armour, um ihm dringend die Sicherheitsvorrichtungen Berlins, besonders hinsichtlich der Trichinenschau, zu empfehlen.

Nach mehreren eingehenden Unterredungen lief aber doch schließlich die Meinung des Mr. Armour auf folgendes hinaus: Gesetzt, Sie fänden in dem hundertsten oder fünfhundertsten Schwein, das wir schlachten, einmal trichinöses Fleisch, so würde das durch die Zeitungen so aufgebauscht werden, daß ich das zu verhüten meinem Geschäft gegenüber verpflichtet bin. Übrigens ist hier in Amerika bis jetzt noch kein Trichinenfall vorgekommen, und deshalb glauben wir auch nicht, daß etwas von Bedeutung zu finden sein würde. Da in unsern großen Wurstfabriken sowohl, wie für die andern Verpackungs- und Versendungsarten das Fleisch einer großen Masse von Tieren gemischt wird, so ist es ganz unmöglich, daß ein schlechtes Stück unter hunderten und tausenden von guten Stücken Schaden anrichten könnte. Es geht damit wie mit der Milch. Seitdem durch die großen Molkereianstalten, wo die Milch von hunderten von Kühen durcheinandergemischt wird, die Ernährung einer Familie von ein und derselben Kuh vermieden wird, ist die Verbreitung von Tuberkulose durch Kuhmilch ausgeschlossen. Ich glaube, daß bei Ihnen in Deutschland Trichinose nur da vorkommt, wo in kleinern Städten und auf dem Lande ein trichinöses Schwein unter wenige Familien verteilt wird. Auch werden die Schweine bei uns reinlicher gefüttert, nur mit Mais, nicht mit Abfällen, wie bei Ihnen. Und endlich — entschuldigen Sie — fällt es keinem gesitteten Menschen in Amerika ein, auch nur ein Stück ungekochten Schweinefleisches, weder rohen Schinken noch Cervelatwurst, in den Mund zu nehmen.

Das einzige, was mir nach dieser eingehenden Darlegung zu thun übrig blieb, war, diese Verhältnisse dem Urteil der einzigen sachverständigen Behörde zu unterbreiten, und das war der große inter-

nationale medizinische Kongreß, der im August 1890 in Berlin zusammentrat. Da mußte sichs ja entscheiden, ob das Manschestertum oder die Wissenschaft, die Macht des Geldes oder die Macht des Wissens zuletzt Recht behalten würde in der Welt.*) Bis dahin blieb mir aber noch hinlänglich Zeit, meine Kenntnisse dieser neuen Stadt des Westens auch nach Seiten hin auszudehnen, die für gewöhnlich dem Auge des Touristen und des Zeitungsreporters verschlossen bleiben.

*) Seit jener Zeit ist eine Trichinenschau, zuerst für das zum Export bestimmte Fleisch und neuerdings auch für das im Lande bleibende von der Bundesregierung der Vereinigten Staaten eingeführt worden.





8

Ernste Gedanken

„Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze," schrieb meine Kinderfrau ihrem alten Feldwebel, ehe sie mit ihm vor den Altar trat, in die Hausbibel. Dieses altehrwürdige lutherische Wort, das ich in der Kinderstube so oft gehört hatte, kam mir häufig in die Erinnerung, als ich das Kirchenwesen in Amerika näher kennen lernte. Die treue Wärterin hatte das Wort im Herzen, wenn sie über die Hauspostille gebückt saß, nachdem sie uns Kinder geduldig in Schlaf gebetet und gesungen hatte. Sie meinte dabei aber nicht nur, daß man mit der Gottesfurcht die Kinder zur Ruhe bekomme, sondern auch daß man lesen und schreiben, gut denken und fühlen und einen guten Mann finden könne, wenn man nur Gottes Wort kennen lerne, es im Herzen bewahre und darnach lebe. Von ihrem Standpunkt aus hatte sie recht. Denn alle wahre Religiosität hat erzieherischen Wert. Es wäre ungerecht, wollte man das viele Gute verkennen, das die Kirche in Sitte und Anstand, Ordnung und Ehrsamkeit geschaffen hat. Ganz besonders deutlich trat mir ihr segensreiches Wirken in Nordamerika, dem Asyl der überschüssigen Kräfte Europas, entgegen. Durch Jünglingsvereine, Waisenhäuser und

Missionsschulen übt die Geistlichkeit dort einen sittlichen Einfluß auf viele Kreise des Volkes aus. Während sonst Schrankenlosigkeit und Unbotmäßigkeit in der neuen Welt vorherrschen, findet man am ehesten noch etwas von der pflichtgetreuen Unterordnung der alten Welt in den Kreisen, wo noch strengere Kirchlichkeit waltet.

Leider ist aber gerade in den Vereinigten Staaten Kirchlichkeit nicht selten nur ein leerer Schein; sie ist ein Mantel, der wenig Aufrichtigkeit birgt. Für viele hat Gottes Wort nichts heiliges, sie suchen es nur für ihre persönlichen Vorteile auszunutzen. Das lernte ich kennen, als wir uns in Kansas City einrichteten, und die Dienstbotenfrage ernstlich an uns herantrat.

An einem Nachmittage wurde ich im Briefschreiben durch langgezogene Töne gestört, die von der Wagenremise her an mein Ohr drangen. Schon mehrere Tage hatte ich um die Zeit, wo der junge Vögtlein sein Pferd und Wagen in den Stall zu bringen pflegte, dieselben Töne gehört. Er schien auf der Posaune zu üben; die Melodie machte ihm offenbar einige Schwierigkeiten. Was spielte er denn? War es nicht Mozart? Richtig; der Anfang des Quartetts aus dem Dies Irae im Requiem: Tuba mirum spargens sonum!

Als Meister Vögtlein uns die Anlage der Kalt- und Warmwasserleitung in unserm gartenumgebnen Häuschen an der Cherrystraße einrichtete, sah er den Raum für Stallung und Remise, für den ich keine Verwendung hatte. Er kam auf den Gedanken, daß sein Sohn Paul, der die Geschäftsfuhren für den Vater besorgte, sein Fuhrwerk dort einstellen und statt der üblichen Miete von fünf Dollars die Beete im Garten in Ordnung bringen könnte, worin er recht gewandt war. Der Vorschlag hatte mir gefallen, und wir waren bald handelseinig geworden.

Als ich ans Fenster trat, um den Spieler wegen der absonderlichen Melodie ins Auge zu fassen, sah ich, wie Anna, unser Dienstmädchen, ihm andächtig zuhörte, während er vor dem Notenblatt stand, das auf der Futterkiste lag, und die Töne kunstgerecht auf seiner Posaune hervorzubringen suchte. Es war mir nicht entgangen, daß Paul dem Mädchen allerhand Aufmerksamkeiten erwies und ihr öfter kleine Dienstleistungen abnahm. Aber dieses Ständchen — aus dem Requiem von Mozart, schien mir doch zu absonderlich, als daß ich mich nicht, als ich dann durch den Garten ging, hätte erkundigen sollen, was es für eine Bewandtnis damit habe. Freudestrahlend und stolz erzählte mir Anna, die sich sonst nicht häufig in ihrer Arbeit unterbrechen ließ, daß es eine Übung für eine musikalische Aufführung des Jünglingvereins sei, dem Paul angehöre. Er selbst ließ sich durch mein neugieriges Dazwischentreten nicht weiter stören, sondern fing nach einigen vergeblichen Versuchen, den Mordent auf dem tiefen B richtig herauszubringen, ruhig wieder von vorne an.

Als ich mich, nachdem er geendet hatte, mit einer halb scherzhaften Frage nach den musikalischen und sonstigen Bestrebungen des Jünglingvereins an ihn wandte, antwortete er kurz angebunden: ich könnte ja selbst einmal hinkommen und den Versammlungen beiwohnen; da würde ich schon sehen, daß da nichts unrechtes geschehe. Dann packte er seine Sachen zusammen und ging. Entschuldigend fügte das Mädchen hinzu: An zwei Sachen läßt er sich nicht rühren, an seine Trompete und an seinen Glauben. Wenn man ihm da seine Wege läßt, ist er ein ganz netter, umgänglicher Mensch. Wenn in dieser Welt nicht alles so verkehrt ginge, könnten wir uns später wohl heiraten, schloß sie errötend. Er hat bei meiner Mutter um mich angehalten; aber daran ist vorläufig noch nicht zu denken.

Sie wußte, daß ich ihre Verhältnisse kannte, deren zufällige Ermittelung die Veranlassung gewesen war, daß sie bei uns Dienst gefunden hatte. Das war so zugegangen.

An einem Sonntag Morgen hatten mich Orgelton und Kirchengesang eingeladen, in ein Gotteshaus zu treten. Ich hoffte dort die Ruhe und Sammlung zu finden, die ich seit Wochen im Getriebe der Großstadt vergeblich gesucht hatte. Doch ich fühlte mich schon enttäuscht, als ich kaum den Fuß in die Kirche gesetzt hatte. Da waren keine gotischen Hallen mit spitzbögigen Fenstern und schlanken Pfeilern, auf die die Sonne ihre Strahlen durch die buntbemalten Scheiben warf. Es war ein einfacher, langer, viereckiger, weißgetünchter Saal, an dessen kahle Wände nur lange Sprüche mit schmuckloser, schwarzer Schrift gemalt waren; und es roch nach Ölfarbe und Leuchtgas, wie in irgend einem andern großen Versammlungssaal.

Der Geistliche, in einen einfachen Gehrock gekleidet, trat, sobald der Gesang verstummt war, hinter den einfachen Tisch auf dem niedrigen, von einem schwarzen Holzgeländer umgebenen Tritt und sprach über das Wort:

Lasset die Kindlein zu mir kommen.

Er sprach wie ein gewandter Redner und pries die Wohlthätigkeitsanstalten seiner Kirche, namentlich die Waisenhäuser und Schulen suchte er andern Institutionen gegenüber in das beste Licht zu stellen. Der recht gute Vortrag, den der Geistliche mit sonorer Stimme hielt, wurde öfter von dem Schreien eines kleinen Kindes unterbrochen. Das Kind ruhte in den Armen eines jungen Mädchens, das in meiner Nähe saß. Da ihre Versuche, es zu beruhigen, nicht gelangen, drehten sich verschiedne der reichen Herrschaften auf den vordersten Bänken um, und das Mädchen wurde veranlaßt, die Kirche zu verlassen.

Als der Pastor seinen Vortrag — eine Predigt konnte man es kaum nennen — beendet hatte, zog er ein Blatt Papier aus der Tasche und erstattete auf Heller und Pfennig Bericht über die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinde im letzten Monat; er schloß mit der Bitte, bei den heutigen Sammlungen reichlich zu geben, da verschiedne Reparaturen am Gotteshaus nötig seien. Nachdem er dann die Gemeinde gesegnet und diese einen Schlußgesang angestimmt hatte, entließ er sie. Als ich die Kirche verlassen wollte, sah ich den Gemeindevorsteher, den Rechtsanwalt Mc Shane, auf das Mädchen, das vorher hinausgewiesen war, einreden. Sie weinte. Ich hörte nur, wie sie den Mann beschwor, das Kind taufen zu lassen. Es habe niemand auf der Welt. Seine Mutter, ihre Freundin, sei spurlos verschwunden, so habe sie sich des Kindes angenommen. Der Anwalt zuckte mit den Achseln; er habe ihr schon einmal gesagt, daß die Gemeinde mit der Sache nicht belästigt zu werden wünsche.

Sie wissen es gerade so gut wie ich, rief das Mädchen nun mit erregter Stimme, daß der Vater des unglücklichen Kindes niemand anders ist, als Ihr junger Freund, der reiche Barron.

Man versuchte ihr das Wort abzuschneiden und sie in die neben dem Ausgang liegende Sakristei zu führen; aber sie setzte den Versuchen Widerstand entgegen und fuhr fort, mit lauter Stimme auf die Taufe des Kindes zu dringen. Aber ihre Thränen, ihre Bitten, ihre Drohungen fruchteten nichts. Man ließ sie allein auf der Treppe stehen.

Der Zufall wollte, daß ich nach einigen Tagen dieselbe Person in dem Stellenvermittlungsbüreau des Orphanage, das die Gemeinde jener Methodistenkirche unterhält, wieder traf. Dieses mal hatte sie das Kind nicht bei sich. Das „Orphanage" an der

elften Straße ist ein großes, vielstöckiges Gebäude, in dessen Erdgeschoß sich das eben erwähnte Stellenvermittlungsbüreau für Dienstboten befindet. Man zahlt dort einen Dollar Gebühren und giebt seine Wünsche wegen des gesuchten Dienstboten an. Das Büreau sendet dann während der nächsten acht Tage solche Personen, die den Wünschen der Herrschaften entsprechen können. Ich mußte warten, als ich das Büreau betrat; der Andrang schien sehr bedeutend zu sein. So wurde ich durch Zufall wieder Zeuge einer Unterredung, die das Mädchen, das sich offenbar um einen Dienst bemühte, mit der Vorsteherin des Büreaus hatte.

Wie können Sie Anspruch auf Verwendung der Kirche für sich beanspruchen, sagte die ältliche Dame mit scharfem Ton zu dem Mädchen, wo Sie die Thorheit haben, Ihren guten Ruf in solcher Weise aufs Spiel zu setzen.

Aber ich kann doch nichts dafür, rief die Jüngere, daß meine Freundin Marie in ihrer Verzweiflung Hand an sich gelegt hat. Sie war nahe daran, sich mit dem Kinde in den Fluß zu stürzen. Ich bin froh, daß ich wenigstens das Kind geborgen weiß.

Damit, daß Sie das Kind gestern in das katholische Waisenhaus gebracht haben, haben Sie auch die letzten Beziehungen zu uns abgebrochen, fuhr die Ältere mit schneidender Stimme fort.

Habe ich nicht gebeten und gefleht, daß unsre Kirche sich seiner erbarme? warf die Kleine ein. Habe ich am Sonntag nicht wieder den Gemeindevorsteher mit Thränen beschworen, das Kind taufen und ins Orphanage aufnehmen zu lassen, und war er es nicht, der mich zurückwies, obwohl er mich seit Jahr und Tag als ordentliches Mädchen kennt?

Ich kann Ihnen nicht helfen, unterbrach sie die Vorsteherin; wenn sich die katholische Kirche des

Kindes auf Ihre Verwendung angenommen hat und versprochen hat, seinen Vater ausfindig zu machen, so ist es schon besser, daß Sie auch für sich die Hilfe der katholischen Kirche in Anspruch nehmen und sich durch sie eine Stelle besorgen lassen.

Das leidet mein Bräutigam — Paul Vögtlein nicht.

So, den jungen Mann haben Sie auch schon in Ihre Netze gezogen? Vögtlein, dieser ordentliche Mensch, dieses eifrige Mitglied unsers Jünglingvereins Ihr Bräutigam? Machen Sie das andern weis. Da sieht man es, wozu die vielen Geselligkeiten unter den jungen Leuten führen — nichts als Verführungen, nichts als Unlauterkeiten. Mit Ihnen haben wir nichts weiter zu thun!

Damit war das junge Mädchen, dessen Ruf zum Lohn für ihre Gutherzigkeit auf eine so schnöde Weise angetastet worden war, entlassen. Als sie bei mir vorbeiging, händigte ich ihr meine Adresse ein und beschied sie zu meiner Frau. Dieser gefiel das junge, flinke Mädchen, und so trat es schon am nächsten Tag in unsern Dienst. Aber wenig Tage nach der musikalischen Übung auf der Posaune, die ich vorhin schilderte, verloren wir das Mädchen leider wieder. Ihre Mutter wurde schwer krank; die arme Frau hatte niemand, der sie pflegen konnte und wollte. So mußte Anna kommen. Um nicht den ganzen Tag müßig zu bleiben, aber doch immer bei der Hand zu sein, wenn die Mutter ihrer bedurfte, beschloß das Mädchen, Näharbeit anzunehmen. Wie sie damit durchkommen sollte, sagte sie, wüßte sie selbst nicht; der liebe Gott würde schon helfen.

Das war nun sehr traurig; aber ehe man einen andern Plan ausdenken konnte, war sie, kurz wie immer, indem sie sich die Thränen abtrocknete und freundlich zu lächeln versuchte, mit einem echt deut- schen Knix und einem herzlichen Dank auf und davon

geeilt. Bald hörten wir, daß es draußen in der Vorstadt im Häuschen der Mutter sehr schlimm gehe. Paul, der treu an ihr hing, war öfter hinausgegangen, um zu helfen, soweit er es vermochte. Der gute Junge sah blaß und ernst aus, und man hörte ihn nicht mehr so eifrig blasen. Eines Tages teilte er mir denn mit, er werde zum Begräbnis gehen, Annas Mutter sei gestorben; wenn er die nächsten Tage nicht kommen würde, wollte sein Vater nach dem Garten sehen. Ich fragte, woran es denn besonders fehle, womit man helfen könne. Die Hauptsache wäre, antwortete er, daß dem Mädchen zu ihrem Recht verholfen würde. Vor Gott wäre sie gerechtfertigt; das wäre auch ihr Trost und sein Trost, und Gott würde auch weiter helfen, daß sie vor den Menschen gerechtfertigt dastünde, und nicht wie eine ausgestoßne Sünderin. Und wenn kein Mensch hülfe, dann verließe er sich auf Gott allein und thäte, was er in seinem Gewissen für recht hielte. Er hatte die Worte finster und abgebrochen hervorgestoßen und war dann weggeeilt.

Am nächsten Nachmittag brachte Meister Vögtlein seinen Wagen selbst in die Remise. Das Pferd stand bald vor seiner Krippe und prustete und mahlte und kaute. Der Alte hatte sich für einen Augenblick auf die Deichsel gesetzt und wischte sich mit dem Ärmel seiner blauwollnen Jacke den Schweiß von der Stirn, als er mich gewahrte.

Sie sehen sich wohl die Rasenbeete an, Herr Doktor; ja, ja, mein Sohn hat sie die letzte Zeit ein wenig im Stich gelassen, begann er. Der arme Junge hat schwere Zeiten durchzumachen gehabt. Er hat die Marie, seine Cousine, die Waise, die wir zu uns genommen hatten, sehr lieb gehabt; schon von der Schulzeit an waren sie wie Bruder und Schwester mit einander gewesen. Wie sie dann größer und ein hübsches Mädchen wurde, hatte jedermann sie gern; sie

war zu Hause fleißig und ging regelmäßig zur Kirche. So kam sie in das Haus des Rechtsanwalts Mc Shane, der die Spelling-Matches abhält, und schließlich durch seine Empfehlung als Bonne in das Haus des reichen Barron. Der hat sie verführt. Seit der Geburt des Kindes ist sie verschwunden; nur einmal noch ist sie wieder in der Stadt gewesen, das war an dem Tage, wo das Dynamitattentat vor der Villa des jungen Barron verübt wurde. Sie suchte damals die Anna auf und bat sie, das Kind für ein paar Tage bei sich zu behalten. Seitdem ist sie wieder spurlos verschwunden. Paul hat sich in den Kopf gesetzt, daß sie das Attentat auf den jungen Barron verübt und dann selbst den Tod gesucht hat. Nun hat er schon lange die Anna gern gehabt; jetzt, wo sie gezeigt hat, daß sie ein gutes Herz hat, da sie sich trotz aller Anfeindungen des Kindes annimmt, und daß sie was ordentliches schaffen kann, wo es not thut, ist er fest entschlossen, sich ihrer anzunehmen und sie nachher zu heiraten. Wenn ich es ihm auszureden suche, kommt er mir mit der Bibel. Ich hab schon manchmal gedacht, hätte man dem Jungen nur nicht so viel davon in den Kopf gepfropft. Jetzt will er mit dem Kopf durch die Wände und sagt ein über das andre mal: Vater, schmäh mir nicht noch das bischen Gottesfurcht, das du uns selbst eingepflanzt hast. Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze. Sie wird auch uns helfen, und wenn es nicht mit den Menschen ist, so ist es wider sie, wenn es so Gottes heiliger Wille ist.

Dabei fuchtelte der kleine Klempnermeister mit seiner Gartenschere vor mir in der Luft herum und stach ein über das andre mal in die Deichsel des Wagens, sodaß diese voll Löcher wurde. Da trat Paul durch die Gartenpforte ein. Dort kommt er ja selbst, sagte der Alte; reden Sie ihm doch einmal

ordentlich zu, Herr Doktor. Er will dem Pastor und dem Rechtsanwalt zu Leibe gehen, daß seine Braut wieder in die Kirchengemeinde aufgenommen werden soll, aus der sie sie wegen der falschen Gerüchte ausgestoßen haben, die wegen des vaterlosen Kindes von schlechten Leuten über sie verbreitet worden sind, und —

Das hättest du auch nicht alles weiter zu reden brauchen, unterbrach der Sohn den Alten; ich laß mir doch nicht zu- und nicht abreden. Entweder nimmt der, der der Vater ist, sich des Kindes an, sie bitten Anna das Unrecht ab, das sie ihr zugefügt haben, und lassen sie wieder zur Kirche kommen, oder — ich mache kurzen Prozeß.

Nun, was willst du denn thun? rief der Alte.

Selbst aus der Kirche austreten.

Paul bedenke, was du thust! Du weißt, daß unser Geschäft so sehr von den Leuten abhängt, daß ich ernstlich daran gedacht habe, aus der lutherischen Gemeinde auszutreten und mich deiner Methodistenkirche anzuschließen, wenn ich es nur bei dem vielen Gelde, das mir der Pastor Fischer noch schuldet, thun könnte. Du richtest uns zu Grunde, wenn du es mit den Methodisten verdirbst.

Gott sei Dank, rief Paul, sind Anna und ich gesund und können einen tüchtigen Schlag Arbeit schaffen. Den Ort möchte ich wohl sehen, wo wir nicht unsern Lebensunterhalt und deinen dazu verdienen könnten. Aber sei nur ruhig, so schlimm wird es ja gar nicht werden, Vater. Dein Geschäft geht auch ohne die da, und schließlich heißt es für mich: Man soll Gott mehr fürchten, als die Menschen — auch wenn die Welt voll Teufel wär! Er machte kehrt, sah nach dem Pferde und verließ dann eilig den Stall.

Der Alte that mir leid, aber er wußte sich schneller über das Unabänderliche wegzuhelfen, als ich dachte. Seine derbe, gesunde Natur gewann die

Oberhand. Es dauerte gar nicht lange, so fing er, während wir durch die Gartenbeete gingen, von seinem Lieblingsthema, den Grundstücksspekulationen, an. Darin traute er sich trotz mancher Verluste, die er schon mit seinen Landankäufen gehabt hatte, eine große Umsicht zu, und wenn er jemand zuredete, sein flüssiges Kapital in Grundeigentum anzulegen, so konnte er sich dabei allen Kummer von der Seele herunterſprechen.

Über eine Woche war vergangen, als ich durch meinen Freund, den Konsul von Rahden, eine Einladung zu einem sogenannten Kirchenpicknick bekam, die anzunehmen mich auch Freund Karl bat, da er als Vertreter seiner Zeitung ebenfalls hingehen müßte. Ich sagte zu und holte am Abend des Festtages Herrn von Rahden ab. In dem Augenblick, als wir in den ausgedehnten Garten einer prächtigen Villa an der Pennsylvania Avenue traten, der von dem Besitzer zur Abhaltung des Picknicks zur Verfügung gestellt worden war, dessen Erträgnis wohlthätigen Zwecken dienen sollte, las ich auf dem kleinen Messingschild den Namen des Eigentümers. Er lautete: Barron. Unwillkürlich fiel mir die Geschichte ein, die ich von Paul Vögtlein und seinem Vater gehört hatte; doch das Bild, das sich uns gleich beim Eintritt bot, lenkte meine Aufmerksamkeit bald auf andre Dinge.

Eine festlich geschmückte Menge wogte durch den Garten; der große freie Rasenplatz bot der jungen Welt Platz und Gelegenheit zu Ball- und andern Spielen. Lampionguirlanden zogen sich von Baum zu Baum und verbanden auch das Gartenthor mit der breiten Freitreppe, die wir eben hinaufstiegen. Wir traten in ein hell erleuchtetes von weißen Säulen getragnes Vestibul, von dem aus sich nach rechts und links verandaartige geräumige Gänge um das

Haus herumzogen. Wohin man blickte, war alles auf das einladendste für die große Gesellschaft, die sich hier versammelte, hergerichtet. Auf den kleinen von Stühlen umgebnen Tischchen, die auf der Veranda standen, lagen herrliche Prachtwerke mit Bildern aus dem alten und neuen Testament, Photographien berühmter Gemälde der heiligen Familie, kleine Kärtchen, die von zarter Frauenhand gearbeitet waren und in einem Kranze von getrockneten oder gemalten Blumen Bibelsprüche zeigten. Auch rings an den Wänden waren in geschickter Fassung zwischen Fächerpalmen und blühenden Oleanderbäumen, zwischen Epheu und Weinranken, fromme Sprüche angebracht. An der Thür standen Sparkassen, ein Schild mit Inschrift mahnte, daß man in ein christliches Haus trete, dessen Grundsatz laute: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht.“ Die Sammlungen waren für die innere Mission bestimmt, und sie waren eigentlich der Hauptzweck des Festes, wie mir Freund Karl mitteilte.

Wenn man dieses sogenannte Kirchenpicknick übersah, wenn man hier auf Schritt und Tritt das zarte Walten milder kunstgewandter Frauenhände im Dienste christlicher Wohlthätigkeit und Liebe gewahrte, so fühlte man etwas anheimelndes mitten in all dem amerikanischen Geschäftsgewühl, das einen sonst umgab, Man mußte anerkennen, daß hier gute Menschen ein Fest zugerüstet hatten; man mußte ihnen Beifall zollen, daß sie so manches trost- und heilsbedürftige arme Herz aus dem wirren Treiben der Welt da draußen an sich zu ziehen wußten und ihnen so wenigstens eine Spur von Idealismus für ihr Leben retteten.

Hier hatte eine der reichsten Familien der Stadt ihr ganzes großes, palastartiges Haus in den Dienst der Kirche gestellt und ließ nicht nur ihre nähern, reichen Freunde, sondern arm und reich, groß und

klein kommen, um froh und gut miteinander zu sein, und um die Herzen und Hände für Werke der Mildthätigkeit zu öffnen. So stand es in Sprüchen über den hohen, breiten Flügelthüren des Saales geschrieben, der die Festversammlung jetzt aufnahm. Die zierlichen Karten, die auf silbernen Doppeltellern herumgereicht wurden, und bei deren Entnahme man eine Geldmünze auf den Unterteller gleiten lassen mußte, zeigten ein reichhaltiges Programm. Im Garten sollte ein Erdbeerfest stattfinden, und im Saale zuerst ein „Spelling Match" und dann ein geistliches Konzert.

Aus der Anhänglichkeit und Hingebung, mit der sich die Augen von groß und klein auf ihren Pastor wandten, der nun das einleitende Gebet sprach, konnte man deutlich sehen, daß hier der gute Schein für die meisten nicht nur etwas rein äußerliches, für den einen Abend angelerntes war, sondern daß wirklich ein Band inniger Gemeinschaft die Gemüter zusammenhielt. Ein reges Leben und Treiben herrschte denn in allen Räumen des Hauses. Draußen im Garten und auf der Veranda wurden an den Tischen Erdbeereis und Süßigkeiten aller Art von Lehrern und jüngern Geistlichen, die es nicht verschmähten, die Rolle der dienenden Geister zu übernehmen, verabreicht. Die Geldbeträge, die dafür entrichtet wurden, flossen sofort in mit kleinen Sprüchen versehene Sparbüchsen, die auf den Tischen standen. Der allgemein verehrte Pastor der Gemeinde trat bald an diesen, bald an jenen Tisch, überall anregend wirkend und dabei den Ton stets in solche Bahnen lenkend, die des Festes würdig waren. Dabei verstand er es seine Person stets im Hintergrund zu halten und die eigentliche Leitung der einzelnen Übungen und Unterhaltung bescheiden andern zu überlassen. Im Gegensatz zu ihm war der Vorsteher der Gemeinde, der

stadtbekannte Rechtsanwalt Mc Shane, der die Verwaltung der Geschäfte der Kirche mit so vielem Geschick besorgte, der Mittelpunkt des Festes. Er war es, der beim „Spelling Match" die Entscheidung traf, wer von den jungen Mädchen die nicht immer ganz leichte Orthographie der englischen Sprache am besten beherrschte und zu einem Preise berechtigt wäre; er war es, der geschäftig von Gruppe zu Gruppe eilte und auf die mildthätigen Sammlungen aufmerksam machte; er war es, der den Wirt spielte und die neu eintreffenden Gäste begrüßte.

Unerhört! flüsterte mir Freund Karl zu, der das Treiben des Notars schon einige Zeit beobachtet hatte. Unerhört! Weißt du, wer es war, dem er da eben die Hand schüttelte und den er so freundlich begrüßte?

Du meinst den jungen Mann mit dem widerwärtig frechen Ausdruck im Gesicht, der eben mit dem graubärtigen Herrn eingetreten ist? gab ich zurück.

Ja, den. Er ist ein notorischer Mörder. Er hat vor wenigen Wochen seinen Prinzipal, der ihm hundert Dollars schuldete, hinterrücks erschlagen. In einigen Tagen ist sein Prozeß, bis dahin befindet er sich gegen Bürgschaft auf freien Füßen.

Du mußt dich irren, erwiderte ich; das ist ja ganz unmöglich!

Nichts ist unmöglich, antwortete Freund Karl. Mc Shane ist sein Anwalt, und der versteht es, Stimmung für seinen Klienten zu machen. Schon seit Wochen kann man in den Zeitungen, wenn von dieser Blutthat die Rede ist, kurze Bemerkungen des Inhalts lesen, daß der Mord ein psychologisches Rätsel sei. Malling — so heißt der junge Mann — sei ein frommer, demütiger Mensch, der fleißig die Kirchen besuche und keine Fliege leiden sehen könne. Alles bezahlte Mache!

Auch heute bringt der schlaue Anwalt den jungen Mann nur her, um der Welt vorzuspiegeln, die Kirche halte ihn für unschuldig. Es ist unglaublich, was für einen Einfluß dieser Mc Shane hat; die Kirche, das ist er! Neben ihm hat niemand etwas zu sagen. Und leider giebt es ja Dumme genug, denen man Sand in die Augen streuen kann. Sitzt nun einer dieser Dummen, denen Mc Shane auf seine Weise klar gemacht hat, die Kirche halte Malling für unschuldig, auf der Geschwornenbank, so hat der Mörder Hoffnung freigesprochen zu werden, oder doch mit einer ganz kleinen Buße davonzukommen. Du glaubst das nicht? Ich will dich in den Gerichtssaal bringen, wenn diese „cause célèbre“ zur Verhandlung kommt; da kannst du dich selbst überzeugen.

Unser Zwiegespräch wurde hier unterbrochen. Eben traten die Musiker auf das Podium im Saal; die Sänger und Sängerinnen, die Mitglieder des Orchesters und der Harmoniumspieler gehörten sämtlich dem Kirchenchor oder dem Jünglingsverein an. Ich sah auch Paul Vögtlein mit seiner Posaune unter ihnen. Wieder tauchte die Erinnerung an die Ereignisse der letzten Vergangenheit in mir auf. Sollte wohl dieser junge Mensch, dem, so weit ich ihn kennen gelernt hatte, sein Christentum wirklich Herzenssache war, der entschlossen war, wenn es not that, sich an nichts als an sein Gewissen zu kehren, und der sich vor keiner der konventionellen Lügen der Gesellschaft beugen wollte, Genugthuung bekommen und zu seinem Rechte gelangen? Er verlangte doch weiter nichts, als die Wiederherstellung des Rufes seiner Braut, die fälschlich verdächtigt worden war. Hier mußte es sich zeigen, was Scheinchristentum, was Herzenssache war, ob der gute Schein wirklich ein Abglanz innern guten Gehalts oder nur ein äußerliches Gewand war, hinter dem sich Hohlheit und Selbstsucht verbargen. Ent-

sprang die Unduldsamkeit des Kirchenvorstehers wirklich nur dem Verlangen, unter allen Umständen und immer in erster Linie den Schein zu bewahren, oder sollte Freund Karl Recht haben, und der frömmelnde Rechtsanwalt sein Spiel mit der Gemeinde treiben, um seine und seiner Vertrauten geheime Ziele zu fördern? Standen sein Benehmen dem armen, unschuldigen Mädchen und dem reichen Mörder gegenüber nicht im krassesten Widerspruch?

Während ich noch diesen Gedanken nachhing, begannen das Orchester und der Chor ein Kirchenlied. Bald folgten andre Stücke. Ich mußte die Ausdauer des jugendlichen Dirigenten und die Mühe und den Fleiß, die er auf die gute Sache verwandt hatte, bewundern. Den Schluß und Glanzpunkt des Konzertes bildete das Quartett aus Mozarts Requiem:

Tuba mirum spargens sonum,
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum,

das Stück, zu dem ich schon wochenlang die Vorübungen auf der Posaune in der Wagenremise gehört hatte. Ich konnte nicht anders, ich mußte immer wieder nach Paul Vögtlein blicken, der in dem Zauber der feierlichen Musik ganz aufzugehen schien. Mit vollem Ernst war er bei der Sache. Mit stiller Andacht lauschte er, wenn er zu pausieren hatte, den Solisten. Tiefen Eindruck machten die Worte des Tenors auf ihn:

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde Mundus judicetur.

Als dann aber die Altistin anhob:

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, apparebit;
Nil inultum remanebit,

da leuchteten auf einmal seine Augen auf, die in gespannter Aufmerksamkeit auf die majestätische Erschei=

nung der Sängerin gerichtet waren. Wie ein verklärtes Lächeln glitt es über seine sonst so harten Züge, siegesgewiß schaute er empor, als dächte er: Es giebt doch eine Gerechtigkeit.

Das Konzert war zu Ende. Paul packte seine Posaune beiseite, griff dann in die Brusttasche, holte ein Papier hervor und überflog es mit raschem Blick. Darauf schritt er durch den Saal, als suche er jemand. Er hatte mich erblickt; doch ich war es nicht, nach dem er spähte. Er wollte an mir vorbeieilen. Wohin so schnell, Paul? fragte ich ihn. Ich suche den Sohn des Hausherrn und seinen Freund, den Rechtsanwalt; haben Sie sie nicht gesehn, Herr Doktor? gab er zurück. Die Worte waren so schnell, so aufgeregt hervorgestoßen, daß sie mich an die Drohungen erinnerten, die er letzthin im Garten ausgestoßen hatte. Ich wollte ihn aufhalten. Doch er machte sich los und eilte fort.

Gleich darauf hörte ich ein erregtes Gespräch in einem der Nebenzimmer. Mit lauter Stimme forderte Paul die Zurücknahme des Unrechts, das man seiner Braut angethan hätte, indem man sie zum Lohn dafür, daß sie sich eines obdachlosen Findelkindes angenommen hätte, wie eine Ausgestoßne behandelte. Der Anwalt weigerte sich, nachdem Anna das Kind habe katholisch taufen lassen und im katholischen Waisenhaus untergebracht habe, ihr noch fernerhin den Schutz der Methodistenkirche zu gewähren und sie als Mitglied der Gemeinde zu betrachten. Selbst die begütigenden Worte des Pastors vermochten den strengen Mann nicht umzustimmen, der jeden weitern Versuch Pauls, ihn zum Nachgeben zu bewegen, kurz mit den Worten abschnitt: Wer nicht für mich ist, ist wider mich.

Als der junge Mann einsah, daß er weder die Adoptierung des Kindes durch seinen natürlichen Vater, noch die kirchliche Trauung Annas durchsetzen

konnte, verlor er, der strenge Überzeugungschrist, den letzten Rest von Geduld; er riß die Thür, die der junge Barron so lange angelehnt gehalten hatte, mit Gewalt auf und trat, seinen Ziviltrauschein in der ausgestreckten Hand haltend, mit den Worten in den Saal zurück: Und wenn Sie sich jetzt weigern, das Kind zu adoptieren, weil es katholisch getauft ist, so thue ich es. Dann brauche ich auch ihre kirchliche Trauung nicht mehr. Dem lieben Gott wird es auch so recht sein. Wenn unser Heiland heute selbst wieder herniederstiege, er wüßte nicht, zu welcher eurer Kirchen er gehen sollte. Er würde wohl in keine von allen gehen. Und so halte auch ich es in der Zukunft. Von heute ab bin ich von euch allen geschieden und habe nichts mehr mit euren Kirchen und Sekten, wie sie auch heißen mögen, was sie uns auch versprechen mögen, zu thun. So wahr mir Gott und die ewige Gerechtigkeit helfe, ich kann nicht anders.

Dann holte er seine Posaune und verließ erregt das Haus.

Er hatte sein Wort wahr gemacht: Man soll Gott mehr fürchten, als die Menschen.

Alle die Lichter und der Glanz des Saals erblaßten vor dieser einfachen, kernigen Gestalt des schlichten Mannes. Auf welcher Seite war der Schein, auf welcher das wahrhaftige Sein? fragte ich mich.

War das nicht der Sohn des Klempnermeisters Vögtlein? wandte sich Herr von Rahden zu mir, und fügte, als ich es bejahte, hinzu: Damit hat der junge Mensch eine große Dummheit begangen.

Vor den Menschen freilich, erwiderte ich, vor Gott nicht.

Aber in der Welt, in der wir leben, fragt es sich, womit er besser fährt, war die Antwort.

So einer, sagte ich, fährt immer am besten mit der Wahrheit.

Was ist Wahrheit? fragte Pilatus, und der andre wurde gekreuzigt!

Auf diese Entgegnung des Konsuls konnte ich allerdings nichts mehr erwidern. Bald darauf verabschiedeten auch wir uns und traten unter den leuchtenden Sternenhimmel hinaus. Noch lange tönten mir wie dröhnende Posaunenstöße die Worte des jüngsten Gerichts in den Ohren:

Nil inultum remanebit.

Hatten sie doch dem einfachen Menschen Kraft verliehen zum Märtyrer zu werden.

Das Kirchenpicknick war glänzend verlaufen, wie am nächsten Morgen in der Zeitung in einem langen Bericht zu lesen war, der mit fetter Schrift den Titel trug: A great Success! Ein großer Erfolg! Für mich war der schönste Erfolg, der größte Gewinn, den ich aus jenem denkwürdigen Abend zog, der, daß ich gesehn hatte, wie ein schlichter, gläubiger Christ den Mut fand, sich aus wahrer Frömmigkeit von dem Formelkram und dem Scheindasein der Sekten loszusagen, nur um nicht mit seinem eignen Herzen in Widerspruch zu geraten.





9

Auf der Höhe

Wir waren zu einer musikalischen Soiree zum Rechtsanwalt Held eingeladen. Der Künstler, der in den großen Konzerten im Warder Grand Opera House das kunstsinnige Publikum in Begeisterung versetzt und heute abend noch einmal in einem auserlesenen Privatkreise seine einschmeichelnden Töne zum besten gegeben hatte, hatte sich sofort nach dem kleinen Souper, zu dem wir in der Villa des Rechtsanwalts versammelt waren, verabschiedet, da er am nächsten Morgen mit dem Frühzuge nach San Francisco reisen mußte.

Das Landhaus des Herrn Held lag auf einer der Höhen zwischen Westport und Kansas City, von dem man einen prachtvollen Ausblick über das Hügelland am Missouri hatte, über das waldige Thal und die jenseitigen romantischen, teils felsig-steilen, teils sanftwelligen Ufer, die in der Ferne zu einem dunkelblauen Streifen am Horizont zusammenflossen. Wenn man auf der Veranda stand, glaubte man weit draußen über all den Wipfeln, die einem zu Füßen wogten und rauschten, das Meer zu sehen, in das sich die im Abendsonnenschein goldig glänzenden Fluten des gewaltigen Stroms zu verlieren schienen.

Es war ein Tuskulum, wie geschaffen zum Schwärmen und Träumen, ein Tuskulum für Künstler, die sich ein paar Tage von mühsamer Reise erholen wollten, um neue Schaffensfreudigkeit zu gewinnen. Als solches hatte es der als Kunstmäcen weit berühmte Besitzer dem genialen Pianisten für die Tage seines Aufenthalts in Kansas City gastfrei zur Verfügung gestellt. Freudig hatte dieser die willkommne Einladung angenommen und uns dann zum Schluß einen frohen, genußreichen Abend bereitet.

Ich hatte Freund Karl, meinen Verwandten, der in seiner Eigenschaft als Journalist in der letzten Zeit viel mit dem Besitzer des Landhauses in Berührung gekommen und näher befreundet worden war, in die Villa des gastfreien Herrn begleitet. Der alte, reiche Rechtsanwalt, eine der angesehensten und vornehmsten Persönlichkeiten in Kansas City, bewarb sich um die Vertretung der Stadt und Umgegend im Kongreß. Dazu brauchte er die Unterstützung der angesehensten liberalen Zeitungen. Freund Karl hatte aus diesem Grunde öfters Konferenzen mit dem in seiner fürstlichen Abgeschlossenheit sonst für unnahbar geltenden Aristokraten gehabt und war jedesmal ganz entzückt von seiner Liebenswürdigkeit und umfassenden Bildung, von der Eleganz des Lebemannes und der geistigen Höhe des sonst allgemein von seinen deutschen Mitbürgern gemiednen Herrn Held nach Hause gekommen. In der zuvorkommendsten Weise hatte dieser ihn Einblicke in sein arbeitsreiches Leben thun lassen: Vor vierzig Jahren war er als Jurist von Deutschland herübergekommen, und hatte sich, da er nicht so leicht, wie er gehofft hatte, Beschäftigung bei einem Anwalt finden konnte und doch darauf bedacht sein mußte, die Verhältnisse des Landes möglichst schnell durch eigne Anschauung kennen zu lernen, einer großen Karawane angeschlossen, die über die Rocky Mountains ging, um

bei ihr Buchhalterdienste zu leisten. Nachdem er auf diese Weise mit Land und Leuten und vor allem mit der Sprache vertraut geworden war, hatte er sich in Louisiana als Rechtsanwalt niedergelassen und dann in New Orleans eine vornehme, schöne Dame, die Tochter eines reichen französischen Pflanzers, geheiratet. Trotz aller Widerwärtigkeiten des Sklavenkrieges, in dem sein Schwiegervater alles verlor, hatte er es verstanden, durch seine Tüchtigkeit der nun allein auf ihn angewiesenen Familie den Halt, dessen sie bedurfte, zu bieten. Er hatte sich nach der gerade aufblühenden Stadt Kansas City gewandt und hier schnell durch seine Leutseligkeit gegen die Ärmern Liebe und Vertrauen erworben. Mit den Jahren hatte er den aus dem Kriegsschiffbruch geretteten und selbst erworbnen Wohlstand so vermehrt, daß er die herrliche, geradezu fürstliche Besitzung auf der Höhe bei Westport anlegen und sich hier ausschließlich nationalökonomischen und handelspolitischen Studien widmen konnte. Er machte Landschenkungen an die Stadt für wohlthätige Zwecke, Zuwendungen an die öffentliche Bibliothek und wissenschaftliche Sammlungen, und gründete eine „Deutsche Sparbank,“ die mehr ein Sporn für die ärmern seiner Landsleute, einen Teil ihres Verdienstes für die Tage der Not beiseite zu legen, als ein kaufmännisches, gewinnbringendes Unternehmen sein sollte. Diese Bank an der Delaware-Straße, in der man sonst kein deutsches Schild sah, zeigte zum Erstaunen der Menge seinen Namen mit großen deutschen Buchstaben am Giebel des Hauses. Freund Karl hatte oft gesagt, wenn er von den Konferenzen mit dem alten Herrn nach Hause kam: Wenn dieser Mann für die Mittelklasse, die sich mit ihrem Knownothingtum hier so breit macht und alles beherrschen will, etwas abstoßendes hat, so liegt der Grund lediglich in der Niedrigkeit der Leute, die seine Bedeutung nicht verstehn. Ein Mann,

der mit soviel niedriger Gesinnung kämpfen muß, der auf Schritt und Tritt nur Verständnislosigkeit für seine hohen Gedanken und weitsichtigen Pläne findet, muß zurückhaltend werden und sich das Wort: Odi profanum vulgus et arceo zur Lebensregel machen. Auf seinem Standpunkt hat er vollständig Recht; nur täuscht er sich über die Tragweite seiner Auffassung des Lebens; bittere Enttäuschungen können ihm bei der Wahl nicht erspart werden. Ich bezweifle, daß es möglich sein wird, die Vorurteile zu besiegen, die die urteilslose Menge gegen ihn hegt. Denn leider entscheiden bei den Wahlen hierzulande nicht die Verständigen, die politisch Reifen, sondern die, die aus der Politik ein Gewerbe machen und nicht das große Ganze, sondern lediglich ihre eignen kleinen Interessen fördern wollen.

Nachdem ich so viel von Herrn Held gehört hatte, war ich wirklich begierig gewesen, ihn selbst kennen zu lernen. Mit etwas hochgestellten Erwartungen betrat ich in Begleitung Freund Karls die Villa; doch sie wurden nicht enttäuscht. Im Gegenteil, mein erster Besuch führte später zu einem sehr anregenden nähern Verkehr mit dem geistig hochstehenden Mann und hatte, nachdem auch die Damen sich näher getreten waren und sich hatten schätzen lernen, eine ganze Anzahl angenehmer Abende in seinem reizenden Landhaus im Gefolge. Jenen ersten Abend jedoch, an dem ich den deutschen Architekt von Umwerth, den Konsul von Rahden und einen der angesehensten Kaufleute der Stadt, Herrn Schramm, dort traf, und der mir zum erstenmal einen Einblick in das geistige Leben dieser im Westen so vereinzelt, ja fast allein dastehenden Geistesgrößen gewährte, werde ich nie vergessen.

Als sich der Künstler verabschiedet hatte, wollten auch wir aufbrechen, doch wir mußten der ebenso freundlichen wie dringenden Aufforderung unsers Wirtes Folge leisten, bei einer Flasche alten Rheinweins

weiter zu plaudern. Während Herr Held alles aufbot, es uns heimisch zu machen, hatten wir vollauf Gelegenheit, den Geschmack und den Reichtum der Einrichtung seiner Villa zu bewundern. Die Säulenhalle, die drei Seiten des im altenglischen Stil gebauten, mit Türmen und Erkern geschmückten Hauses umgab, die vorspringenden, epheuumrankten Buchtfenster, die breiten marmornen, mit Teppich und Läufern belegten Freitreppen, alles das stimmte zu der vornehmen und geschmackvollen Einrichtung, zu dem soliden Hausrat, der Verzierung der Decken und den schönen elektrischen Kronleuchtern und Kandelabern und zeigte den kunstsinnigen Geist, der hier waltete und bis ins kleinste auf Harmonie und Behaglichkeit bedacht war.

Eine Ecke der nach Westen gelegnen Terrasse zog mich besonders an, die rings von Säulen umgeben war, zwischen denen bei ungünstiger Witterung große, buntfarbige Fenster eingesetzt werden konnten, die die Terrasse dann in eine Art Vorsaal verwandelten. Hier war ein großes orgelähnliches Harmonium so aufgestellt, daß der Spieler weit hinweg über die Wipfel der Bäume im Grunde in die in blauen Duft zerfließende Ferne sehen konnte. Wie herrlich mußte sich hier phantasieren lassen! —

Die Wände der Zimmer schmückten schöne Ölgemälde. Im Rauch- und Studierzimmer, dessen bequeme Kanapees von gepreßtem Leder und japanische Streckstühle mit Buchhaltern höchst einladend waren, fiel mir besonders, als wir uns hier niedergelassen hatten, ein großes Wandgemälde auf. Es stellte einen Drachen, einen Python, dar, der sich in der Aue eines lieblichen Waldthales hingestreckt hat und unter seinem gewaltigen, häßlichen, aber in allen Farben schillernden Leib das grünende, blühende Leben der Natur vernichtet. Liebkosend hat sich eine schöne Meermaid an ihn geschmiegt, die dem nahen See entstiegen ist, und tändelt

mit ihm, des Unwetters nicht achtend, das sich im Hintergrunde schon zusammenballt und in kurzer Zeit durch das liebliche Waldthal fegen muß. Ihr unheimliches und doch so berückendes Auge verfolgte mich fortwährend; ich wollte es fliehen, aber gegen meinen Willen mußte ich es immer wieder suchen.

Gerade unter dem Bilde, mir gegenüber, saß der Hausherr, der mein Interesse an dem seltsamen Gemälde zu bemerken schien. Um ihn jedoch nicht in einem Gespräch zu unterbrechen, das er eben begonnen hatte, unterließ ich es, ihn sofort wegen der Deutung des Bildes zu befragen.

Der alte Herr mit dem kurzgeschornen blonden, etwas grau melierten Vollbart, der schönen, hohen Stirn und dem goldnen Klemmer auf der urgermanischen Nase verriet durch nichts, weder durch seine Züge noch durch seine Bewegungen, daß er schon fast sechzig Jahre alt war. Man hätte ihn für einen hohen Vierziger gehalten, wenn er mitunter schnell und unerwartet aufsprang, um selbst Cigarren und Feuerzeug herumzureichen oder ein geleertes Glas wieder zu füllen. Rechts von mir saßen auf einem bequemen Chaiselongue der Architekt von Umwerth und Freund Karl; links Konsul von Rahden, der nach mexikanischer Art Cigarretten rauchte, und Herr Schramm, einer der Chefs der größten Droguenfirmen der Vereinigten Staaten, deren Hauptsitz St. Louis ist, wo er sich früher auch aufgehalten hatte, ein kleiner Mann in der Mitte der Vierziger mit lebhaftem Mienenspiel im leicht geröteten, bärtigen Gesicht, gewandtem Benehmen und sympathischer Stimme.

Herr Held hatte eben erwähnt, wie vorteilhaft sich der Künstler, der uns gerade verlassen hatte, über seinen Empfang in New York und Chicago ausgesprochen und wie wenig es ihm in den weiter südwestlich gelegnen Städten gefallen habe; wieder und wieder hätte er geäußert: Wären nicht die Leute, die heute fast überall

das „attische Salz“ der Gesellschaft sind, gewesen, so hätte er manchmal nicht gewußt, was er hätte thun sollen. Ja, ja, fügte unser Wirt hinzu, so viel man auch gegen die Israeliten sagen mag, sie sind in diesem Drunter und Drüber allgemeiner Verlogenheit, Genußsucht und Dollarhetze hierzulande doch noch immer der größte Halt für die Kunst, wie sie sich auch durch wahre Religiosität und ihr Familienleben auszeichnen.

Diese Bemerkung überraschte mich, da ich gehört hatte, Held sei von der hohen Kulturmission der Germanen in den Vereinigten Staaten so sehr überzeugt, daß er mit einer gewissen Geringschätzung auf alles nicht urgermanische herabzusehen pflege. Herr Schramm, dem zu Ehren Held diesen Abend vor seiner Übersiedlung nach Deutschland veranstaltet hatte, nahm das Wort auf: Deshalb ziehe ich eben mit meinen Kindern nach Deutschland, sagte er, sie müßten hier entweder zu Juden erzogen werden, oder der Verflachung und Herzlosigkeit der Yankees anheimfallen.

Ihre Schlüsse sind doch wohl übereilt, unterbrach ihn Herr Held. Das ist doch zum Beispiel bei meinen Kindern nicht geschehen.

Ihre beiden nun fast erwachsenen Töchter — die Grazie und Anmut selbst — haben Sie wunderbar über jene Gefahren, denen unsre Jugend in den Schulen ausgesetzt ist, hinweggeleitet. Daran hat aber auch die vortreffliche Mutter großen Anteil, die die Verkörperung alles Guten, Schönen und Edlen ist, versetzte Herr Schramm, am Glase nippend; aber Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Ich denke übrigens hauptsächlich an das Wesen, das sich namentlich der heranwachsenden Knaben auf der Schule bemächtigt, das „I don’t care,“ das Sichüberheben über Eltern und Lehrer, das Nichtachten der eingewanderten Eltern wegen ihrer mangelhaften Aussprache des Englischen, an die Pietätlosigkeit in ihrem ganzen Wesen, die Kalt-

herzigkeit, die man hierzulande als das Produkt der Erziehung findet. Ich muß anerkennen, daß sie in frommen jüdischen Familien nicht oder wenigstens nur in sehr beschränktem Maße vorhanden sind.

Herr von Rahden, der aufmerksam zugehört hatte, bestätigte, was Herr Schramm gesagt hatte: Auch in Mexiko sei auf dem Lande, wo noch wahre Herzens-religiosität herrsche und nicht alles von dem Geist der neuen Zeit beeinflußt wäre, der jedes gesunde Gefühl zu ersticken und alles zu nivellieren strebe, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern das gerade Gegenteil von der Pietätlosigkeit gegen die Eltern, die auch dort in den Großstädten überhand nehme.

So leid es mir thut, meinen lieben Freund Schramm nicht davon abbringen zu können, uns zu verlassen, sagte Herr Held, so muß ich doch gestehn, daß auch ich in der Glaubenslosigkeit die Wurzel der Pietätlosigkeit sehe, die sich überall breit macht. Wir dürfen aber nicht den Schulen allein alle Schuld daran beimessen; ihre Ursache liegt in der Haltlosigkeit unsrer Zeit. Wo die Grundlage jeder Religiosität, eine feste, unerschütterliche Weltanschauung fehlt, da hilft höchstens noch der Rest von Glauben aus, der als Heiligtum im Herzen der kindlich treu gesinnten übrig geblieben ist. Oft bietet die Familie nicht genügend Schutz gegen die Pietätlosigkeit, die die Kinder außerhalb des Hauses in sich aufnehmen; noch häufiger ist aber gerade der in den heiligsten Sachen offen zur Schau getragne skeptische Standpunkt der Eltern die Ursache der völligen Religions- und Pietätlosigkeit der Kinder. Die Eltern, die die Pietät im Herzen der Kinder hegen und pflegen sollten, haben in Amerika meist nicht die Zeit dazu, und wenn Freund Schramm meine Frau als die Hüterin des Heiligtums der Familie verherrlicht, so ist ihr das hauptsächlich deshalb möglich gewesen, weil wir zu der Zeit, wo wir unser Heim hier gründeten, über die ersten Sorgen des

täglichen Lebens und das damit verknüpfte gemütlose Hasten hinaus waren. Der Wert wahrer echter Religiosität für die Erhaltung des Familien- und des Staatslebens aber wird allgemein unterschätzt. Sie sind es einzig und allein, die den Menschen zu wahrem, edlem Genießen befähigen; und weil man hier in Amerika heutzutage wahre Religiosität oder doch die letzten Spuren davon in höherm Grade bei den Juden als bei den Christen trifft, so finden auch Pietät und Kunstsinn in unsrer Zeit der allgemeinen Verflachung bei den Juden einen größern Halt als bei den Christen. Die Ausbeutungssucht, die man ihnen besonders zur Last legt, ist heutzutage, und besonders in dieser neuen Welt, ein Laster vieler Nationen. Was sind wir Deutschamerikaner denn andres, als die Juden der neuen Welt? Was sind wir Glaubens- und Seelenlosen auf der ganzen Welt überhaupt noch andres, als Dollarjäger, als Geldjuden? Man kann den Juden manches vorwerfen, aber der leidige Kampf gegen das Judentum ist doch nichts weiter, als der Versuch, aus Verdruß am eignen Wesen einen Prügeljungen zu haben. Wir werfen den Juden vor, daß sie Sonderbestrebungen verfolgen, und vergessen, daß in der Kunst einen Staat im Staat zu schaffen niemand so sehr Meister ist, als wir Deutschen.

Das erinnert mich an das, was kürzlich der geistreiche Rabbiner Berkowitz zu mir sagte, bemerkte hier Freund Karl. Sie wissen, daß ich den Auftrag hatte, die sämtlichen deutschen Geistlichen einzuladen, mit ihren Gemeinden an der Feier des Erinnerungstages an die Landung der ersten Deutschen in Amerika im Jahre 1686 unter William Penn und die Gründung von Germantown teilzunehmen. Ich kam auch zum Rabbiner Berkowitz, der versprach, die erste Versammlung zu besuchen. In dieser blieb er nur Zuhörer. Am nächsten Tage aber erklärte er mit kurzen Worten,

er könne weder selbst an dem Feste teilnehmen noch seine Gemeindemitglieder zur Teilnahme ermuntern. Das überraschte mich um so mehr, als ich häufig Gelegenheit gehabt hatte zu beobachten, daß ein nicht geringer Bruchteil der Israeliten sich in hervorragender Weise beteiligte, wenn es galt, ein deutsches Schauspiel- oder Opernunternehmen oder Ausstellungen deutscher Kunstwerke zu sichern. Ich fragte den Rabbiner nach den Gründen seiner Ablehnung. Ich halte es für vollständig falsch, antwortete er, solche Sonderbestrebungen zu fördern und dazu beizutragen, einen Staat im Staat zu gründen. Wir sind hier nicht Deutschamerikaner hebräischer Konfession, sondern nur Amerikaner. Das Glaubensbekenntnis ist lediglich Sache des Herzens. Die Staatsraison kennt keine Religionsgemeinschaft an, wie sie auch immer heißen möge; sie duldet alle, so lange sie sich nicht in Widerspruch mit der Verfassung des Landes setzen. Deshalb dürfen wir auch innerhalb der Gemeinde keine Sonderbestrebungen aufkommen lassen. Es ist ganz gleichgiltig, woher unsre Glaubensgenossen kommen, ob aus Deutschland oder England, ob aus Österreich oder Rußland; in dem Augenblick, wo sie dieses Land zu ihrer Heimat machen, wo sie die Rechte des Bürgers beanspruchen, müssen sie auch seine Pflichten übernehmen und alle Anhänglichkeit an die Länder, wo sie früher gelebt haben, und deren Institutionen ablegen. Sie müssen mit jeder Faser ihres Ichs — eingedenk des Eides, den sie auf die Verfassung dieses Landes geleistet haben — Amerikaner werden und nur Amerikaner sein. Haben Sie je gehört, daß wir ähnliche Ansprüche machen, wie Sie Deutsche oder die Irländer oder die Schweden, die bei den Beamtenwahlen für die Unterstützung dieses oder jenes Kandidaten verlangen, daß für dieses oder jenes Amt ein Deutscher, ein Irländer oder ein Schwede aufgestellt werde? Wir verlangen amerikanische Kan-

didaten und die unterstützen wir. Unsre Thätigkeit im öffentlichen Leben kann mit der Ihrigen nicht verglichen werden; wir wirken im stillen und suchen Einfluß auf die Entwicklung des Volkscharakters zu gewinnen, den wir durch die Erziehung der Jugend in unserm Sinne zu modeln bestrebt sind; nicht aber, wie Sie, durch Veranstaltung lärmender Umzüge und glänzender Straßenparaden.

Es ist richtig, bemerkte Rechtsanwalt Held; was man in Deutschland den Juden so häufig vorwirft: daß sie einerseits verlangen, als gleichberechtigte Bürger des Staates anerkannt zu werden, andrerseits aber immer noch gewisse Reservatrechte für sich beanspruchen, das thun hier in der neuen Welt die Deutschen. Die vielgerühmte achtundvierziger Bewegung hat an dem Unwesen demonstrativer Umzüge viel Schuld. Wenn sie auch ursprünglich veranstaltet wurden, um gegen die oft heuchlerische Sonntagsruhe zu protestieren, so haben sie nur dazu geführt, das Deutschtum dem Yankeetum gegenüber ostentativ herauszukehren und in einen gewissen Gegensatz zu diesem zu bringen. Diese deutschen Umzüge und die daraus entstandnen Volksfeste der einzelnen deutschen Volksstämme, der Schwaben oder Sachsen, der Hamburger oder Bückeburger, so harmlos sie an sich auch sein mögen, tragen viel dazu bei, einen Zustand politischer Unreife für die höhern Ziele der neuen Welt zu erhalten. Der höhern, ernstern Ziele, schloß der Rechtsanwalt, seinen Freund Schramm anblickend, sollten sich nur die recht bewußt werden, die uns aus Ungeduld über das Unfertige, das uns umgiebt, verlassen wollen.

Herr Schramm versuchte gegen diese Überschätzung der neuen Welt zu protestieren: Wir Deutschen gehören nach Deutschland, das ist das Land, worin sich ein gebildeter Deutscher wohl fühlen kann. Vorläufig sind hier alle Bestrebungen idealer Natur nichts als unnütz vergeudete Kräfte.

Auch ich kann Ihnen nicht Recht geben, Herr Held; unterbrach ihn hier Herr von Umwerth, der bisher nur stummer Zuhörer gewesen war, sondern muß mich als Anwalt unsers gemeinsamen Freundes Schramm aufwerfen, der ins alte Vaterland zurückzukehren im Begriff ist, weil er es kann. Wenn ich es könnte, würde ich es auch thun. In Ihrer bevorzugten Lage ist es Ihnen leichter als andern, „bei dem Spiel hier zu passen," so lange und so oft es Ihnen gefällt; denn Sie leiden dabei nicht. Sie lächeln über das Gewürm zu Ihren Füßen. Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie gestellt sind, wie nur wenige, und sich über die Dollarhetze und den niedrigen Sinn der großen Menge erhaben fühlen dürfen. Sie können über ihre Köpfe hinweg den hohen Zielen zustreben, von denen Sie sprechen. Herrn Schramm ist es aber nicht zu verargen, wenn er sich, weil er kein Freund der Einsamkeit auf steiler, kalter Höhe ist, aus dieser unfertigen Welt in das alte Vaterland zurücksehnt. Wie viel größres Heimweh muß aber erst die fassen, die es nicht können. Die Ärgernisse, wie ich sie beim Bau der deutschen Turnhalle hier erlebt habe, wo ein paar Bierwirte, Cigarrenhändler und Kistenmacher in die Baukommission gewählt wurden, die mich zu kontrollieren hatten und Gegenbefehle gaben, bis ich ihnen schließlich den „Bettel" vor die Füße warf, die Geißelhiebe, die die niedrig gesinnte, halbgebildete Mittelklasse dem akademisch gebildeten Deutschen vom ersten Tage an zu kosten giebt, weil er den alten Groll gegen die gebildeten Stände noch von drüben her im Herzen trägt, sind schmerzlicher und unfruchtbarer, als drüben im alten Vaterland ein Märtyrer des Geistes zu sein, was doch wenigstens innere Befriedigung gewähren kann. Außerdem bietet das geistige Leben in Deutschland so viel neues, daß jeder Gesinnungsgenossen findet, von denen er verstanden wird, und

nicht einmal von vornherein zum geistigen Märtyrertum verdammt zu sein braucht. Hätte ich die Mittel, wie Freund Schramm, mit meiner zahlreichen Familie nach Deutschland überzusiedeln, ich würde es lieber heute als morgen thun. Es geschieht wahrlich nicht aus amerikanischem Patriotismus oder Schwärmerei für dieses Land, daß ich meinen Sohn auf die Marineakademie nach Annapolis sende, damit er sich aufs Offiziersexamen vorbereitet, und meine Töchter Lehrerinnen an der Hochschule werden lasse, sondern lediglich, um auf diese Weise mit den Jahren vielleicht auch auf jene alles beherrschende Höhe zu kommen, von der Sie, Herr Held, es so leicht haben, die Welt zu Ihren Füßen lächelnd zu überblicken. Mit diesen Augen sehe ich das Weggehen unsers Freundes Schramm an, und aus diesem Grunde bitte ich die versammelte Jury, ihn vom Verdacht der Fahnenflucht freizusprechen.

Sie haben mich jetzt in die Defensive gedrängt, begann Herr Held wieder. Das Schwierige meiner Lage Ihnen gegenüber besteht darin, daß Sie zu viel Wert auf den Enderfolg meiner Thätigkeit, die Stellung und Mittel, die ich mir errungen habe, legen, und zu wenig den mühseligen Jahren geduldigen Wartens und angestrengten Wirkens beimessen. Was mich in schweren Zeiten über den Groll und den Haß der Niedern hinwegsetzte und mir Geduld und Ausdauer verlieh, ist dasselbe, das mir heute Mut giebt, auf einsamer Höhe, von den meisten verkannt und unverstanden, auszuhalten. Es ist die Liebe zu den Meinen und zum großen Ganzen. Diese Liebe rechnet nicht auf Gewinn, sie hat an sich selbst genug; darum harrt sie aus. Deshalb muß ich auch noch in der Abschiedsstunde meinem Freunde Schramm zurufen: Hier ist der Platz ebenso gut wie in der alten Welt, ja für energische Männer vielleicht noch mehr als dort, weil sich hier vieles neu aufbaut, das dort schon fertig ist; hier

zeige man, was man kann. Wer weiß, ob nicht eines Tages das Verlangen, die Sehnsucht nach dem weiten Tummelplatz der neuen Welt Sie in unsre Kreise zurücktreibt.

Die beiden stießen an und leerten das Abschiedsglas.

Möge der Genius Sie nie verlassen, sagte Herr Schramm auf das Bild deutend, möge er reinigend und klärend wirken, wie das Gewitter, das hier im Hintergrunde droht, reinigend und klärend das Thal durchziehen wird, über dem jetzt dumpfe Schwüle zu lagern scheint. Denn

> Wen du nicht verlässest, Genius,
> Wandeln wird er, Python tötend!

Mir ist der Kampf mit dem Python zu schwer; ich gebe ihn auf. —

Darf ich fragen, wer die Meermaid ist, sagte ich, einen Augenblick mit Herrn Held an das Bild herantretend.

Die Buhlerin um alles, um Genuß, Ämter, Geld, antwortete unser Wirt.

Und der Python? fragte ich weiter.

Die Lüge!





10

Menschenleben und Eigentum

Die Gerechtigkeit ist da, wo sie von Menschen ausgeübt wird, die noch an Höheres glauben, als an die Allmacht des Dollars, die hohe, hehre Göttin, die mit verbundnen Augen in der einen Hand die Wage hält, um Recht und Unrecht zu wägen, und in der andern das Schwert, um zu strafen. Da aber, wo die Menschen nur dem krassen Materialismus leben, sitzt an ihrer Stelle die Dirne, die mit der Lüge liebäugelt und das Schwert der Lynchjustiz überliefert hat, die das Recht nach Gunst und Laune beugt und ihren Thron bei dem Galgen aufgerichtet hat, für den die selbst reif sind, die zu Gericht sitzen. Da muß denn die edle Göttin als Bettlerin durch das Land schleichen, um für ihre Mutter, die Wahrheit, Almosen zu erflehen.

Seit dem Tage, wo ich auf dem Kirchenpicknick auf den Fall Malling aufmerksam gemacht worden war, schwebte mir das Antlitz der Meermaid auf dem Bilde in der Villa des Rechtsanwalts vor, wenn ich an die Gerechtigkeit dachte. Statt der hehren Göttin sah ich das buhlerische Weib, wie es, ohne Binde, die Finger lachend vor die Augen hielt und listig hindurchblinzelte. Das Schwert hatte sie dem Pöbel über-

lassen, und mit der Wage wog sie nur noch Gold. Dies Bild verfolgte mich auch heute, wo ich den Verhandlungen des „berühmten Prozesses" am Reportertisch folgte, zu dem mir Freund Karl seinem Versprechen gemäß einen Platz in der unmittelbaren Nähe des Angeklagten verschafft hatte.

Zunächst wurden die Geschwornen geprüft, und schließlich zwölf Männer gefunden, die auf die Frage, ob sie sich schon ein Urteil über den Fall, sei es durch Zeitungslesen, sei es durch Gespräche, gebildet hätten, mit gutem — oder schlechtem Gewissen mit „Nein" antworteten. Die Gesichter einiger von ihnen kamen mir bekannt vor. Der eine mit dem ehrwürdigen, greisen Spitzbart war doch neulich auf dem Kirchenpicknick gewesen? Ganz richtig; Freund Karl bestätigte, es war derselbe, mit dem der Advokat McShane damals so angelegentlich und heimlich zu sprechen hatte. Und der andre dort mit dem rötlich struppigen Gesicht? Den hatte ich doch schon öfter gesehen. Vielleicht vor einer der zahlreichen Schenken am Marktplatz, die stets von hungrigen „Wardbummlern" umlagert sind? Richtig, es war ja der Irländer, dem auf dem Gesundheitsamt der Totenschein verweigert worden war, weil seine Tochter unter so seltsamen Umständen gestorben war. —

Das Gesetz des Landes erlaubt jedem einen Prozeß vor Geschwornen; in Bagatellsachen sind es deren sechs, in andern deren zwölf. Die Geschwornen dürfen während der ganzen Zeit der Verhandlungen, die zuweilen mehrere Tage in Anspruch nehmen, mit niemand sprechen. Zu den Mahlzeiten werden sie von einem Hilfssheriff wie Gefangne im Gänsemarsch zu zweien durch die Straßen nach einer nahen Wirtschaft geführt, und dauert der Prozeß länger, als einen Tag, des Abends ebenso in ein Hotel. Die Verurteilung kann nur durch einstimmige Entschei-

dung der Geschwornen erfolgen. Deshalb ziehen sich ihre Beratungen häufig sehr in die Länge. Ein ordentlicher Geschäftsmann kann aus diesen Gründen seinen Geschwornenpflichten selten nachkommen und sucht sich auf alle mögliche Weise davon zu befreien. Staats- oder städtische Beamte, Anwälte, Ärzte und Journalisten sind gesetzlich von dem schweren Dienst befreit. Wer bleibt also übrig? Die Gesichter derer, die dort auf der Geschwornenbank Platz genommen haben, zeigen deutlich, wie zusammengewürfelt die „Jury“ ist. Einige ehrbar und anständig aussehende Handwerker, Bauern und Ladeninhaber sitzen neben Leuten, die man schon irgendwo in weniger respektabler Gesellschaft gesehen hat oder gesehen zu haben glaubt. Für Leute von fragwürdiger Existenz ist der Geschwornendienst etwas ganz angenehmes, da er außer der Beköstigung auch noch ein paar Dollars Entschädigung einbringt. Alle Versuche, derartige Personen von der Geschwornenbank fernzuhalten, sind vergeblich, und weder Richter noch Staatsanwalt können es durchsetzen, da nicht sie, sondern der Sheriff die Geschwornen vorladet. Dieser braucht nun, da er selbst vom freien Volk gewählt wird, die Unterstützung der sogenannten „Wardbummler,“ das sind beschäftigungslose Kerle, die in den einzelnen Stadtquartieren (Wards) den Pöbel bei Wahlen organisieren und für den ins Treffen führen, der am besten zahlt. Nimmt nun der Sheriff auch in den Zeiten, wo die politischen Wogen nicht hoch gehen, auf sie Rücksicht, indem er ihnen kleine Zuwendungen macht, so ist er später ihrer Unterstützung sicher. Dazu bietet sich nun für ihn die sehr bequeme Gelegenheit, daß er die Leute zum Geschwornendienst heranzieht. Ein großer Teil der Anwälte, die sich mit Kriminalprozessen befassen, sehen auch solche zweifelhafte Gestalten gar nicht ungern, da es eben Leute sind, mit denen „sich etwas machen

läßt." Bei solcher Zusammensetzung der Geschwornen ist es nur etwas gewöhnliches, daß einzelne Geschworne mit dem Angeklagten oder dessen Anwalt ein abgekartetes Spiel treiben, das den Zweck hat, eine Einigung der Geschwornen zu verhindern, und für solche „Dienstleistungen" werden häufig sehr bedeutende Summen bezahlt. Die anscheinend so gerechte Bestimmung, daß die zwölf Geschwornen, die unparteiisch und ohne Vorurteil an die Sache herantreten sollen, einhellig sein müssen, erleichtert natürlich das Spiel der Geschwornen sehr. Ganz besonders tritt dieser Übelstand bei Meineiden hervor. Ein Meineid kann selten so überzeugend nachgewiesen werden, daß nicht wenigstens einer von zwölf Geschwornen aufrichtig oder unaufrichtig die Schuld des Angeklagten für zweifelhaft halten könnte und dann „sein Gewissen nicht dadurch belasten" will, daß er ihn verurteilt. Die Folge ist, daß täglich vor Gericht Meineide geschworen werden, im ganzen Jahr aber nicht eine einzige Verurteilung wegen Meineids vorkommt.

Je größer das Verbrechen ist, je höhere Strafe der Angeklagte zu erwarten hat, desto wahrscheinlicher ist es, daß ein Bestechungsversuch gemacht wird — vorausgesetzt natürlich, daß der Missethäter nicht ein „armer Teufel" ist, dem die Mittel zur Bestechung fehlen. Das erklärt auch die geringe Zahl von Hinrichtungen gegenüber den ungemein zahlreichen Mordthaten. Obwohl in fast allen Staaten der Union die Todesstrafe besteht und durchschnittlich im Lande 6000 Mordthaten im Jahr vorkommen, werden nicht mehr als 125 Mörder im Jahr hingerichtet, also nur etwa zwei Prozent. Macht hin und wieder das Volk auch einmal kurzen Prozeß mit einem schweren Verbrecher, ohne die Hilfe des Staates anzurufen, so geschieht das doch für Mordthaten verhältnismäßig

selten; die meisten Lynchgerichte — man zählt durchschnittlich zweihundert im Jahr -- kommen für Notzucht und Pferdediebstahl vor und treffen im Süden Neger, die zur Klasse der Proletarier gehören, und in den Vereinigten Staaten von Haus aus rechtsschutzlos sind. Wer hingegen zu den besitzenden oder gar wohlhabenden Schichten gehört, der wird immer Mittel und Wege finden, der Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen.

Das sah ich recht deutlich, als ich jetzt die Verhandlungen im Gerichtssaal des Kriminalrichters verfolgte.

Der Staatsanwalt verlas die Anklageschrift. Ein junger Architekt, namens Malling, arbeitete als Zeichner bei Ramsden, einem andern Architekten. Dieser zahlte schlecht, da er nichts hatte. Malling gab seine Stellung auf und forderte den Rest seines Gehalts, etwa hundert Dollar. Ramsden vertröstete ihn auf spätere Zeit. Verschiedne Versuche Mallings, das Geld zu erhalten, erwiesen sich als vergeblich. Dadurch aufgebracht, äußerte der junge Mann Freunden gegenüber, er werde Gewalt anwenden, um zu seinem Gelde zu kommen, oder sich Genugthuung verschaffen. Er ging nochmals auf das Büreau seines frühern Chefs, im achten Stockwerk des Gibraltargebäudes, und wählte dazu eine Zeit am Nachmittage, wo, wie er wußte, Ramsden allein zu sein pflegte. Durch den Fahrstuhlbeamten war festgestellt worden, daß und wann Malling im achten Stockwerk gewesen war. Eine Stunde später fand Ramsdens Frau, die ihren Mann abholen wollte, diesen mit eingeschlagnem Schädel tot auf dem Fußboden. Eine Wunde am Hinterkopf zeigte, daß der tödliche Schlag von hinten versetzt sein mußte. Neben Ramsden lag ein Ziegelstein, mit dem offenbar die That begangen worden war; in der Hand hielt der Tote lose ein kleines

Hartgummilineal. Der Ziegelstein war einer Mustersammlung von Baumaterial entnommen, die im Nebenzimmer, wo Malling früher gearbeitet hatte, aufgestellt war. Dieser war nicht, wie üblich, mit dem Fahrstuhl heruntergefahren, sondern hatte die Treppe benutzt. Der Verdacht lenkte sich sofort auf ihn. Doch Malling schien verschwunden zu sein, nirgends war er zu finden. Erst am folgenden Morgen überlieferte ihn sein eigner Vater der Polizei. Der Coroner, der Gerichtsarzt, untersuchte den Fall. Die bei seinen Erhebungen gegenwärtigen sechs Geschwornen hielten den Verdacht für gerechtfertigt, daß Malling der Mörder wäre, und verwiesen ihn an die Großgeschwornen, eine Behörde von zwölf Bürgern der Stadt, die monatlich zusammentritt, in allen Kriminalfällen, von denen der Staatsanwalt ihnen Mitteilung macht, im geheimen Belastungszeugen verhört und dann darüber entscheidet, ob eine formelle Anklage gegen die Verdächtigen zu erheben oder das Verfahren gegen sie einzustellen ist. Malling wurde nun von den Großgeschwornen in Anklagezustand versetzt, aber gegen Bürgschaft auf freien Füßen gelassen. So war er auch heute ohne polizeiliche Überwachung im Gerichtssaal erschienen.

Während der Verlesung der Anklage blieb das Auge des bartlosen, jungen Mannes, um dessen Mund ein cynisches Lächeln spielte, starr ins Leere gerichtet, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge. Neben ihm saßen sein Verteidiger, der Anwalt Mc Shane, und sein Vater, die öfters leise Bemerkungen austauschten. Der kahlköpfige, alte Mann mit der stark entwickelten, gebognen Nase und dem Bartschnitt eines ausgedienten Offiziers schien von dem Schicksalsschlag, der ihn getroffen hatte, tief gebeugt zu sein. Trotz aller zur Schau getragnen Niedergeschlagenheit aber sah ich seine kleinen, pfiffigen Augen

überall im Saale umherspähen, als suche er dort jemand. Hinter dieser Gruppe hatten, in schwarze Trauergewänder gekleidet, die Mutter, die Braut und die Schwestern des Angeklagten Platz genommen; sie suchten offenbar die Geschwornen durch unausgesetztes Weinen und Schluchzen zu rühren.

Durch das Verhör der Belastungszeugen, der sehr gefaßten, ruhigen Witwe des Ermordeten, des ziemlich gleichgiltig erscheinenden Fahrstuhljungen und eines jungen Mannes, in dessen Gegenwart Malling Drohungen ausgestoßen hatte, wurde jeder Zweifel, daß er der Mörder sei, beseitigt. Jeder im Saale war von Mallings Schuld überzeugt. Er hatte augenscheinlich den Stein aus dem Nebenzimmer geholt und dem am Schreibtisch sitzenden Architekten meuchlings von hinten den Schädel eingeschlagen. Nicht einmal ein langer Disput konnte zwischen den beiden stattgefunden haben, denn dieser würde im Nebenzimmer, das das Büreau eines Versicherungsagenten enthielt, gehört worden sein.

Als darauf der Richter sich mit der Frage an den Staatsanwalt wandte, ob er alle seine Zeugen hätte vernehmen lassen, und dieser mit Ja antwortete, richteten sich die Blicke aller Anwesenden auf den Angeklagten und seine Begleiter. Das widerlich freche Gesicht des jungen Malling und das jetzt siegesgewiß dreinschauende Auge seines Vaters machten einen abstoßenden Eindruck auf mich. Sollte Freund Karl wirklich Recht haben, sollte der Alte Mittel gefunden haben, seinen Sohn vor der Strenge der Gesetze zu bewahren? Sollten die Blicke, die der Rechtsanwalt jetzt mit dem ehrwürdig dreinschauenden Geschwornen wechselt, mit dem er schon vor ein paar Tagen im Barronschen Garten so angelegentlich gesprochen hatte, Blicke des Einverständnisses sein?

Der Angeklagte mußte selbst den Zeugenstand

betreten. Zum erstenmale in der langen Verhandlung öffnete er selbst den Mund; bisher hatte er, wie ich gehört hatte, jede Auskunft über seine Anwesenheit im Büreau Ramsdens und die That verweigert. Mit der größten Ruhe, als handelte es sich um etwas ganz gleichgiltiges, beleuchtete er den Hergang. Er habe von seinem Chef das Geld verlangt, das dieser ihm schuldete; statt zu antworten, sei Ramsden aufgesprungen und habe mit dem Lineal nach ihm geschlagen; er habe sich verteidigen müssen und habe das gethan, indem er den Stein ergriffen und gegen Ramsden geschleudert habe. Dann sei er die Treppe hinuntergeeilt, um sich der Verfolgung des Architekten zu entziehen. Trotz oder vielleicht wegen der Ruhe, mit der Malling das vortrug, machte seine Rede den Eindruck des Auswendiggelernten und war wenig dazu angethan, den Anwesenden eine bessere Meinung von ihm zu geben. Als er dann gar mit frecher Stirn auf den Einwurf des Staatsanwalts, wie es komme, daß sich die Wunde Ramsdens am Hinterkopf befände, wenn dieser ihn angegriffen habe, antwortete, das wisse er nicht; und auf den weitern, ob er wirklich im Ernst behaupten wolle, das leichte Lineal Ramsdens sei eine Waffe gewesen, die ihm, dem großen, starken Mann, hätte gefährlich erscheinen können, mit lautem „Ja", da ging ein Murren durch den ganzen Saal, und die Erklärung des Staatsanwalts, er verzichte auf eine weitere Vernehmung des Angeklagten, wurde mit allseitigem Beifall aufgenommen. Nachdem die Ruhe im Saale wieder hergestellt worden war, führte der Anwalt noch ein paar Zeugen, alle Mitglieder der Methodistengemeinde, vor, die einstimmig aussagten, Malling sei ein frommer, junger Mann, dem eine böse That gar nicht zuzutrauen sei. Hätte man ihrem Zeugnis glauben wollen, so wäre Malling ein Ausbund aller christ-

lichen Tugenden gewesen. Aber sie waren nicht imstande, das Urteil, das man sich allgemein über den Angeklagten gebildet hatte, zu ändern. Das Plaidoyer des Staatsanwalts war daher kurz; mit Ernst und Würde faßte er die Thatsachen zusammen und ersuchte die Geschwornen, den jungen Mann des vorsätzlichen Mordes schuldig zu finden.

Ein Kunstwerk war die Verteidigungsrede des Advokaten Mc Shane; eine wahre Apotheose der frommen Familie Malling und ihres braven Sohnes, der in der Selbstverteidigung, in dem Streben sein Leben zu erhalten, das nun bald der heute trauernden Braut gehören sollte, so gehandelt hatte, ja so hatte handeln müssen, wie er gethan hatte. Unter dem lauten Schluchzen und Weinen der Frauen erfolgte jetzt die Ansprache des Richters an die Geschwornen, der selbst weder an den Angeklagten noch die Zeugen Fragen zu stellen berechtigt ist, das vielmehr ausschließlich dem Staatsanwalt und dem Verteidiger überlassen muß, während er selbst nur die Beobachtung der Prozeßordnung zu überwachen, die Geschwornen zu instruieren und nachher im Einklang mit ihrem Wahrspruch das Urteil rechtskräftig zu verkünden hat. Mit Ruhe und Mäßigung legte er ihnen die Fragen vor, die sie zu beantworten hatten; es schien mir, als könnten sie nicht anders, als sofort ihr Schuldig aussprechen.

Die Geschwornen zogen sich zurück; der Richter verkündete eine halbstündige Pause. Nach Ablauf derselben ließ die Jury ihm melden, sie habe sich bisher nicht auf einen Wahrspruch einigen können und werde voraussichtlich noch längere Zeit brauchen, ehe sie eine Entscheidung zu treffen imstande sei.

Ich mußte unwillkürlich auf den alten Malling blicken, der während der Pause mit seinem Sohn im Gerichtssaal geblieben war und sich mit der größten

Ruhe dem Genuß einer Cigarre hingegeben hatte, während der Angeklagte aufgeregt und nervös hastige Züge aus seiner Cigarette that und ein Glas Wasser nach dem andern hinunterstürzte. Sein Benehmen war dem früher zur Schau getragnen gerade entgegengesetzt; das schlechte Gewissen schien ihn doch zu mahnen. Die Damen hatten sich entfernt, nachdem sie rührenden Abschied genommen hatten; auch der Anwalt hatte die Pause benutzt, um andre Geschäfte zu besorgen. Als nach Wiedereröffnung der Verhandlungen der Gerichtsdiener die schon erwähnte Meldung dem Richter überbrachte, zuckte es wie ein Schimmer innerer Genugthuung über das Antlitz des Alten. Er hatte sich nicht verrechnet; seine Mittel wirkten; er raunte dem Verteidiger seines Sohnes, der soeben zurückgekehrt war, einige Worte ins Ohr, die von einem Mienenspiel begleitet waren, das deutlich zu sagen schien: Herr Anwalt, Sie haben Ihre Sache gut gemacht, ich bin mit Ihnen zufrieden. Auch das Gesicht des jungen Mörders nahm allmählich wieder den Ausdruck der Frechheit an, mit der er anfangs zu imponieren gesucht hatte.

Ich beschloß jetzt zu bleiben, bis das Urteil gesprochen sein würde; ich war begierig zu sehen, wie die Sache enden würde. So wurde ich Zeuge einer andern Verhandlung, die inzwischen vorgenommen wurde. Ein zerlumpt aussehender Kerl wurde aus dem Gefängnis heraufgebracht. Er sollte ein Pferd gestohlen und in dem benachbarten St. Joseph verkauft haben. Schnell waren die Geschwornen ausgewählt. Niemand hatte ein Interesse an der Sache, wie es schien; nicht einmal der vom Gericht bestellte Anwalt des Diebes, der selbst über die Mittel, sich Rechtsschutz zu sichern, nicht verfügte. Schnell wurden die Zeugen verhört und der Thatbestand festgestellt. Es war kaum eine Stunde verstrichen, als die Ge-

schwornen sich zurückziehen konnten, und schon nach wenigen Minuten kehrten sie in den Saal zurück und überreichten dem Richter ein versiegeltes Schreiben. Dieser öffnete es und fragte die Geschwornen: „Ist das Ihr freier Wille und Ihre ehrliche Überzeugung?" Ja, kam es von den Lippen aller zurück. Darauf las der Richter: des Pferdediebstahls schuldig, fünf Jahre Zuchthaus. Haben Sie einen Einwand zu machen, Angeklagter? wandte sich der Richter an diesen. Stumm schüttelte der Verurteilte den Kopf, ließ sich Handschellen anlegen und folgte dem Sheriff, der ihn wieder in Gewahrsam brachte.

Da ging eine Bewegung durch den Saal. Die Thür zum Beratungszimmer der Geschwornen im Mallingschen Fall öffnete sich; langsam kamen die zwölf in den Saal. Es wiederholte sich die Szene wie vorher. Dieses mal aber richtete der ehrwürdige Richter die Frage: „Ist das Ihr freier Wille und Ihre ehrliche Überzeugung" an jeden einzeln. Ja, scholl es jedesmal zurück; aber mein Ohr vermochte wohl einen Unterschied zu vernehmen; zögernd, mit sich selbst unzufrieden, schien es mir von den Lippen des einen zu kommen; scheu, als ob es ein bewußtes Unrecht sei, von denen der andern. Ja, antwortete hastig auch der spitzbärtige Greis, nachdem er noch einen Blick des Einverständnisses mit dem Verteidiger des Mörders ausgetauscht hatte.

Sie antworten alle mit Ja, hob jetzt der Richter an. Hat denn niemand den ehrlichen Mut zu einem aufrichtigen Nein? Soll schon wieder die Gerechtigkeit unter dem Buchstaben des Gesetzes leiden, oder habe ich zwölf urteilslose Leute vor mir, die nicht imstande sind, schwarz und weiß zu unterscheiden? Es kann Ihre ehrliche Überzeugung, Ihr freier Wille nicht sein, was Sie hier unterzeichnet haben. Ich werde die Sache untersuchen lassen. Vorläufig er-

kläre ich Sie für drei Jahre für unfähig, Geschwornen-dienste zu thun. Es ist eine himmelschreiende Schande, wie Sie das Recht vergewaltigen und noch himmel-schreienderes Unrecht, daß dem Staatsanwalt nach unsern Gesetzen keine Berufung gegen dieses jämmer-liche Machwerk von Urteil zusteht. Sie sind entlassen. Der alte Herr hatte sich in hellen Zorn hineingeredet. Niemand wagte sich zu räuspern und sich zu bewegen. Es lag eine feierliche Stimmung über dem ganzen Saal. Selbst der Angeklagte richtete seinen Blick scheu zur Seite. Bald hatte der Richter die Ruhe und Würde, die er seinem Amte schuldig war, wieder-gewonnen. Er hob das Blatt auf, das ihm die Ge-schwornen zugestellt hatten. In geschäftsmäßigem Ton las er: Der Angeklagte ist des Mordes nicht schuldig; er ist wegen Totschlags mit einer Strafe von eintausend Dollars und einer Haft von sechs Monaten zu belegen. Haben Sie einen Einwand gegen dies Urteil zu machen, Angeklagter? schloß er mit strenger Sprache. Mit fast erstickter Stimme kam ein kaum vernehmliches Nein von den Lippen des Mörders. Wohin er schaute, trafen ihn Blicke voll Verachtung, als der Sheriff jetzt an ihn herantrat und ihn aufforderte, ihm ins Gefängnis zu folgen.

Die Pseudogerechtigkeit, die feile Dirne mit den gespreizten Fingern vor dem Gesicht und der Gold-wage in der Hand, mit deren Schwert der Pöbel spielt, hatte gesiegt. Der Pferdedieb, der aus Not zum Verbrecher geworden war, mußte auf fünf Jahre ins Zuchthaus; der Sohn des reichen Mannes, den Zügellosigkeit zum Mörder gemacht hatte, kam mit einer leichten Buße davon.

Nun? fragte Freund Karl, als wir den Gerichts-saal verließen. Erinnerst du dich meiner Worte auf dem Kirchenpicknick? Ist es nicht genau so gekommen, wie ich gesagt habe?

Ich mußte zustimmend nicken.

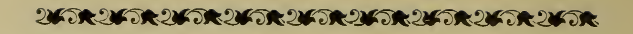
Und weißt du, weshalb es trotz der trefflichen Gesetze dieses Landes so kommen mußte? fuhr er nach einer Weile fort.

Weil der Geist, aus dem sie geflossen sind, längst im Volk erstorben ist; weil statt der Wahrheit frech die Lüge herrscht, antwortete ich.

Ja, erwiderte er, und je frecher sie sich gebärdet, desto eher werden sich diese Zustände ändern. Die Frechheit der Lüge ist der Vorbote des Nahens eines Tages des Gerichts, das sie wegfegen wird, wie „Spreu und Stoppeln vor dem Feuer," denn, w Ibsen singt:

> Wo frech das Gesetz auf dem Messer sitzt,
> Und das Recht bei dem Galgen thront,
> Wird dem Siege des Lichtes mehr genützt,
> Als wo heimlich die Lüge wohnt.





11

Landspekulation

Ein lachender Frühlingsmorgen hatte Freund Karl und mich eingeladen, eine Spazierfahrt mit der Stadtbahn in die Umgegend von Kansas City zu unternehmen. In den ersten Nachmittagsstunden kehrten wir von unserm Ausfluge nach dem freundlich zwischen Wäldern und Rebenhügeln gelegnen Westport zurück. Als wir uns der Stadt näherten, sahen wir von einer Anhöhe aus einen festlichen Zug von Fußgängern, Reitern und leichten Gefährten, Musik voran, mit Fahnen und Bannern auf einen mit Flaggen und Wimpeln geschmückten Picknickplatz einbiegen.

Alles sah munter und einladend aus: Vorn die Apfelbäume in herrlichster, schneeiger Blüte; im Hintergrund die mit grünem Schleier bedeckten Höhenzüge; dazwischen der Sammet der Wiesen, durch die der bunte Zug seinen Weg nahm. Die frohe, freie Natur rings umher in all ihrer Pracht mit den im ersten Sommerschmuck prangenden Geländen und den duftenden Wiesen und Sträuchern schien die Menschheit einzuladen, sich hier, wo noch so viel Platz war, niederzulassen und Hütten zu bauen.

Wir folgten dem Zuge, um zu sehen, was es gäbe.

Diese Wilden sind doch bessere Menschen, als wir oft denken, sagte ich zu meinem Freunde. Sie haben noch Liebe für die Natur. Sieh, wie sie an solch einem herrlichen Tage hinauseilen, um im Freien fröhlich zu sein.

Freund Karl lächelte in sich hinein und schwieg.

Immer mehr Fußgänger, leichte Einspänner und schwerfällige Omnibusse näherten sich dem großen, grünen Platz, auf dem vereinzelte alte Bäume Schatten spendeten, und an dessen Rande sich ein paar schmucke Häuschen mit einem freundlichen Kirchlein in der Mitte erhoben. Hier und da wurden Erfrischungen an schnell aufgestellten, kleinen bretternen Verkaufsständen verabreicht. In der Mitte des Platzes aber stand eine große Bretterwand, auf der der riesige Plan eines neuen Stadtteils mit langen, geraden Straßenzügen und zahllosen kleinen Bauplätzen zu sehen war, und hier entwickelte sich rasch ein lebhaftes Treiben; in kleinern und größern Gruppen standen Männer und Frauen umher, die den Auseinandersetzungen einer Anzahl von Leuten zuhörten, die geschäftig bald hierhin, bald dorthin eilten; diesem einen Zettel, jenem ein kleines Buch in die Hände drückten oder Bemerkungen auf einem Blatt Papier machten. Dazwischen spielten die Kinder mit lautem Jauchzen und Schreien. Andre wieder lagerten unter den Bäumen und verzehrten ihren aus kalter Küche bestehenden „Lunch,“ den sie in großen Körben mitgebracht hatten.

Jetzt bog ein elegantes Buggy vom Boulevard auf den Platz ein. Ein Liebespärchen saß drin. Vor der großen Wand parierte die junge Dame, die die Zügel führte, das Pferd in seinem flotten Trab. Ihr Begleiter sprang aus dem Wagen und verglich einen kleinen Plan, den jene ihm reichte, mit dem auf der Bretterwand, wobei sie ihm verschiedentlich kurze

Worte zurief, die ihm offenbar halfen, sich schneller zurecht zu finden.

Was geht eigentlich hier vor? fragte ich Freund Karl.

Das ist ein Landverkauf mit obligater Volksbelustigung, war die Antwort. Dort siehst du einen Sodawasser-, hier einen Bierausschank; dort hinten die Bühne ist Tanzboden und Rednertribüne zugleich. Es ist für jeden und für alles gesorgt. Heute geht es hoch her. Vom frühen Morgen sind die Omnibusse und Musikkapellen durch die Stadt gefahren und haben die Leute zur Teilnahme am Picknick eingeladen. Die Fahrt ist für jedermann frei. Das lockt viele an. Sie kommen heraus, um mit den Ihrigen einen vergnügten Tag im Freien zu verleben, und mancher ist Grundbesitzer, ehe er am Abend heimkehrt. Die Agenten verstehen es, den Leuten die Vorteile dieses oder jenes Bauplatzes mit glänzenden Farben zu schildern. Der geforderte Preis ist so billig, die Zahlungsbedingungen sind so bequem, daß nicht wenige sich verleiten lassen, eine Anzahlung von ein paar Dollars zu leisten und damit den Platz zu kaufen. Dort an der Tafel siehst du rot angestrichne Bauplätze; das sind die, die bis jetzt verkauft worden sind. Übrigens scheint das Geschäft heute flott zu gehen!

Bei diesem frohen Gewimmel auf freiem Grund und Boden, wo Allmutter Natur gastlich ihre Arme nach freien Menschen ausstreckt, müssen einem, sagte ich, die Worte aus dem Faust einfallen:

> Dies Letzte wär das Höchsterrungne,
> Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
> Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen,
> Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
> Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Doch mein Begleiter hatte auf dieses Zitat nichts weiter als die spöttische Bemerkung: Sollte Goethe

damit wohl einen solchen amerikanischen »Real Estate Boom«, eine solche Grundstückspekulation gemeint haben?

Ich sah nicht ein, wie hierüber zu spötteln war. Hier zeigte sich doch vor meinen erstaunten Blicken trotz alles dessen, was ich bisher vom Leben der neuen Welt gesehen hatte, ein wichtiges Stück neuester Weltgeschichte, neuester friedlicher Eroberung für eine nachfolgende Zivilisation. Die Wirklichkeit und die Gegenwart haben freilich immer etwas banales, durch das man sich aber den Blick für das Große der ganzen Bewegung nicht trüben lassen darf, mag auch so viel kleinliches, minderwertiges mit unterlaufen, dachte ich. Spielte sich nicht hier, wenn es auch nur eine simple Landspekulation war, der weltgeschichtliche Akt des Besitzergreifens des jungfräulichen Bodens durch die großen Massen des Volkes ab, den es im alten Europa kaum mehr giebt? War dies nicht ein Stück der neuen Welt, das die Ausgewanderten der alten Welt zur friedlichen Eroberung für die Zwecke künftiger Kultur einlud, wo vor kurzem noch wilde Nomadenstämme gehaust und Büffelherden ihre Nahrung gesucht hatten?

Dort vor dem Erfrischungszelt stand unser guter Klempnermeister Vögtlein. Er hatte heute seinen Sonntagsrock an und schien besonders gut aufgelegt zu sein. Er war redseliger als je und trank und lachte mit allen um ihn her. Kaum hatte er Freund Karl und mich erblickt, als er auf uns zukam. Wir mußten ihm zu dem Bierausschank folgen, wo er uns nach der Sitte des Landes ohne weiteres zwei kleine Seidel vorsetzen ließ. Wohl oder übel mußten wir mit ihm anstoßen. Er freute sich, daß wir auch Land kaufen wollten; wir konnten ihm gar nicht einreden, daß wir ganz ohne die Absicht, einen Bauplatz zu erwerben, und nur zufällig gekommen seien. Mit be-

redten Worten setzte er uns die vielen Vorteile der neuen „Subdivision“ auseinander und stieß einmal über das andre mit uns auf gutes Glück beim Kaufe an.

Ja, sehen Sie, erklärte er dann, weil er uns nur für zaghaft hielt, klug muß man sein. Ich bin früher auch einmal hineingefallen, als ich von dem reichen Barron kaufte, und mich nachher das Konsortium der Kabelbahnaktionäre um alles betrog. Da steht er drüben selbst, der junge Barron. Ja, ja; der hat nicht übel Lust, den ganzen unverkauften Rest von Bauplätzen zu erwerben, um sie dann später mit großem Gewinn wieder loszuschlagen, wenn so nach ein oder zwei Jahren hier ein paar Dutzend „Cottages“ gebaut sind, und der Preis des Bodens steigt. Ich wollte, ich hätte die zwei- bis dreitausend Dollars noch, die mich die Sache damals gekostet hat! Dasmal bin ich aber klüger gewesen!

Nun hörten wir, indem Meister Vögtlein auf einen jungen, etwas abgelebt aussehenden, aber äußerst eleganten Mann wies, der mit ein paar in Schwarz gekleideten Herren an dem Sodawasserausschank stand, wie dessen Vater, der alte Barron, zu seinem Land gekommen war, und wie er dabei so manchen Handwerker, den er da zum Kauf von Grundstücken genötigt hatte, um das gebracht hatte, was er sich mit schwerer Arbeit erworben hatte. Barron, der früher in Boston gelebt hatte, hatte vor etwa zehn oder fünfzehn Jahren eine kleine Farm von achtzig Acres (etwa 32 Hektar) übernehmen müssen, die der Eigentümer ihm für ein Darlehn von ein paar tausend Dollars verpfändet hatte, und die damals außerhalb der noch kleinen Stadt lag. Seitdem war Kansas City riesig gewachsen.

Wie Freund Karl erläuternd einflocht, hatten die Bostoner Kapitalisten die Zukunft Kansas Citys schon seit Jahrzehnten erkannt und deshalb so be-

deutende Kapitalien dort angelegt, daß es trotz mancher Schwierigkeiten und Hindernisse die früher viel größern Nachbarstädte in Kansas, wie Leavenworth, Topeka und Atchison, auch das etwas nördlichere St. Joseph hatte überflügeln können. Als Endstation der Missouridampfer, die der Untiefen halber nicht weiter stromaufwärts fahren können, und die das Getreide des ganzen großen Westens, besonders der Staaten Kansas, Colorado, Texas und des Indianerterritoriums von Kansas City auf dem Wasserwege nach St. Louis und New Orleans befördern und von diesen Plätzen wieder andre Waren nach Kansas City bringen, von wo sie über den ganzen Westen verteilt werden, hatte sie schon in den sechziger Jahren eine gewisse Bedeutung als Handelsplatz erhalten. Das sahen auch bald die Eisenbahngesellschaften ein, die eine große Linie nach der andern durch Kansas City führten, bis dieses nach und nach der Knotenpunkt für sechzehn Hauptbahnen wurde. Die Formation des Bodens, der in Schluchten und Felsrissen nach dem Missouri hin abfällt, war der Entwicklung der Stadt lange hinderlich. Als aber die Zahl der Getreidespeicher am Fluß, der riesigen Schlachthäuser, der Eisenbahnreparaturwerkstätten und Silberschmelzwerke immer größer wurde, da galt es auch, diese Hindernisse zu überwinden. Es wurden kostspielige Verkehrsmittel nötig — die Kabelbahnen. Um diese rentabel zu machen, war es nötig, sie von Anfang an weit auszudehnen. Für große Verkehrsanstalten war aber zunächst kein Bedürfnis da, weil noch keine große Einwohnerzahl vorhanden war. Deshalb mußte eine riesige Reklame für das „neue Paris" des Westens in Szene gesetzt werden. Ehe noch die projektierten Bahnen gebaut waren, kauften die Aktionäre alle kleinen, unmittelbar um die Stadt herumliegenden Farmen auf, die sie nur in ihren Besitz bringen

konnten. Sobald die Bahnen fertig waren, die nun entweder über oder unmittelbar bei diesen Farmen vorbeiführten und das flache Land mit der untern Geschäftsstadt verbanden, wurden auf dem Papier neue Straßenzüge, Avenuen, Parks und „Blocks" (Straßenvierecke) ausgelegt und mit hochtönenden Namen benannt. Riesige Schilder, die auf freiem Felde errichtet wurden, zeigten dem Publikum an, daß hier und dort ein neuer Stadtteil, eine neue „Addition" oder „Subdivision" entstehen solle, der den Namen Westend, Kensington Park, New Paris oder dergleichen führen werde. Es wurden Konsortien gebildet, die die ganze „papierne Subdivision" aufkauften und dafür drei- bis viermal so hohe Preise zahlten, als die Farmer vor wenigen Monaten von den ersten Käufern erhalten hatten, gewöhnlich nur auf Kredit, indem die Verkäufer eine Hypothek auf das Land behielten. Ging das Geschäft — das „scheme" wie der Kunstausdruck lautet —, so bekamen sie ihr Geld und machten einen hübschen Gewinn; ging es nicht, so fiel das Land an sie zurück und sie behielten die erste Anzahlung ein, die in der Regel den ursprünglichen Kaufpreis deckten.

Die zweiten Käufer machten die notwendigsten Verbesserungen; steckten die Straßen ab, pflanzten ein paar Schattenbäume, wo ein öffentlicher Platz geplant war, machten auch wohl die notwendigsten Holztrottoirs und bauten schließlich ein halbes Dutzend billige Holzhäuser (Frame-Cottages) — möglichst alles auf Kredit. Dann wurden zunächst die Häuser gegen Abschlagszahlungen mit zwei- bis dreihundert Prozent Gewinn verkauft. Nun wiederholte sich die Sache mit den einzelnen Bauplätzen im kleinen gerade so, wie es vorher mit der ganzen „Subdivision" gegangen war. Erhielten die Mitglieder des Konsortiums alle Abzahlungen, so hatten sie ein glänzendes Geschäft

gemacht; wenn nicht, so verloren sie doch nichts, da sie ja Grund und Boden mit dem Haus wieder einziehen und das bereits angezahlte Kaufgeld behalten konnten. Nach und nach gelingt es meistens, eine Anzahl von Leuten auf einer solchen neuen Subdivision anzusiedeln und dann auch die unbebauten Grundstücke zu verkaufen. Ist das geschehen, so ordnet die Stadtverwaltung das Legen von Gas-, Wasser- und Abzugsröhren, das Pflastern der Straßen u. dergl. an. Der Unternehmer wird aber von der Stadt nicht bar bezahlt, sondern erhält Spezialsteuerrechnungen, die die Eigentümer der Grundstücke zu zahlen haben, wofür sie mit ihrem Grund und Boden haften. Diese Steuerrechnungen sind in zwei Jahren fällig. So lange kann natürlich der Unternehmer nicht warten; er braucht sein Geld, und so bringt er die Anweisungen auf die Bank, die ihm Geld darauf vorschießt. Also von Anfang bis zu Ende geht bei diesen Unternehmungen alles auf Borg. Der Krach kann gar nicht ausbleiben. Dann verlieren zuerst die letzten Käufer alles, ihren Vormännern gehts etwas besser; nur der ursprüngliche Käufer der Farm, der ein paar tausend Dollars für das Ganze bezahlt hat und nachher durch die Banken die Hypotheken, die Spezialsteueranweisungen u. s. w. für ein Spottgeld an sich bringt, scheert sein Schaf bei der Sache.

Um dir einen Begriff zu machen von den Gewinnen, die Leute wie Barron bei solchen Geschäften in die Tasche stecken, schloß Freund Karl seine Auseinandersetzung, vergegenwärtige dir, daß er seinerzeit, wie du schon gehört hast, eine Farm von 80 Acres für dreitausend Dollars übernommen hat. Er legte diese als neuen Stadtteil aus; da gab es 16 Blocks mit je 48 Bauplätzen, von denen jeder 25 Fuß breit und 125 Fuß tief ist — gerade wie sie alle sind. Er wandte dann noch etwa siebentausend Dollars dran,

die Straßen zu nivellieren und die notwendigsten Verbesserungen zu machen; seine 768 Grundstücke mögen ihm an zehntausend Dollars gekostet haben, ehe er mit ihrem Verkauf beginnen konnte. Als die Kabelbahn fertig war, die sein Terrain in der Mitte durchschnitt, kündigte er an, er habe eine kleine Zahl von „Lotten“ (Bauplätzen) in bequemen Abzahlungen für je zweihundert Dollars abzugeben. Da das wirklich preiswürdig war, gingen sie wie warmes Brot ab. Andre wollten auch kaufen, mußten aber schon das doppelte zahlen, und bald wurden ihm für Bauplätze an der von der Bahn durchschnittenen Straße achthundert und tausend Dollars geboten. Man berechnet den Gewinn, den der alte Herr bei dem Geschäft machte, auf eine Viertel Million Dollars, ganz abgesehen von einer ganzen Anzahl von Grundstücken, die ihm nach ein oder zwei Jahren wieder zufielen, weil die Käufer entweder ihre Abzahlungsbedingungen nicht einhielten oder nicht imstande waren die vielen Spezialsteuern für Pflasterung, Gas- und Wasserleitungen u. s. w. aufzubringen.

Meister Vögtlein hatte sich während der Erklärung Freund Karls der Gruppe Barrons genähert, ohne jedoch von den Herren beachtet zu werden. Als er zurückkommend dann den Namen dessen, durch den auch er bei jener Spekulation ein paar tausend Dollars eingebüßt hatte, hatte nennen hören, war er wieder zu uns herangetreten und verlieh nun seinem Ärger über jenen Verlust Ausdruck.

Der irrt sich dieses mal, sagte er, wenn er glaubt, er könne sich bei uns ins Konsortium drängen und uns schließlich alles abnehmen. Diesmal bin ich mit drin, und wir acht lassen solch einen Wucherer überhaupt bei uns nicht ein. Da bin ich gut für. Daraus wird nichts, wenn uns der wieder, wie er es damals bei mir machte, das nötige Geld zu einigen Ver-

besserungen und unvorhergesehenen Unkosten von der Bank besorgen möchte, um dann, wenn am Verfalltag das Geld nicht pünktlich da ist, uns die Kehle zuzuschnüren und uns mit Hilfe des Gerichts Grundstück und Haus und alles abzunehmen. Nein, wir brauchen ihn nicht. Der alte Stolze, dem dieser Grund und Boden früher gehörte, und der ihn zur rechten Zeit billig gekauft hat, hat sein Geld durch seiner Hände Arbeit ebenso schwer, wie wir sieben andern, verdient, und ist gerade so ein ehrlicher, zuverlässiger Kerl, wie wir es sind. Ihm kommt es auf ein paar hundert Dollars nicht an, wenn damit der Sache genützt wird. Wenn wir also Geld brauchen, giebt es uns Stolze; wir brauchen Barron und seine Freunde nicht. Sehen Sie, Herr Doktor, ehe Stolze uns das Land übertrug, da schenkte er einen viertel Hektar der lutherischen Gemeinde, die nun ihre hübsche, schmucke Kirche da drüben darauf gebaut hat. Da können Sie erkennen, was für ein Mann der alte Stolze ist. Auf den kann man sich verlassen, er ist ehrlich und gottesfürchtig. Nur seine Verwaltungskosten, oder vielmehr die seines Advokaten Meier sind ein bischen hoch; aber in den sauern Apfel muß eben jede Gesellschaft beißen, die mit Grundstücken spekuliert. Klappern gehört zum Handwerk; so werden die Unkosten für die Musik heute, die allein zweihundert Dollars ausmachen, auch schon wieder eingebracht werden.

Und nun fing der biedere Klempnermeister an, uns nochmals die Vorzüge der neuen „Subdivision“ auseinanderzusetzen und so zu preisen, daß ich beinahe Lust bekam, die erste Anzahlung von fünf Dollars zu leisten und dann mit dem beglückenden Gefühl, einen Teil dieser zukunftsreichen, neuen Welt mein eigen zu nennen, nach Hause zu gehen. Doch Freund Karl zog mich fort.

Thue es nicht, wenigstens hier nicht, sagte er; es

ist alles Humbug. Von deinen fünf Dollars geht die eine Hälfte an den Marktschreier, den Agenten, der sich jetzt auf der Bühne an das Versauktionieren von ein paar Grundstücken macht und den Mund so gewaltig aufreißt, daß man selbst in dieser Entfernung von ihm sein eignes Wort kaum verstehen kann, und die andre Hälfte wandert in die Taschen des Biedermanns Stolze und seines Advokaten, die die Omnibusse, Musik und all das andre, das heute unser Herz entzückt hat, bezahlt haben. Die Dummen müssen bei diesen Landspekulationen das bare Geld liefern, um die Unkosten zu bezahlen; alles andre geht auf Borg, und wenn dann der Krach kommt, verliert man doch alles, mag man auch noch so viel angezahlt haben, und es fällt wieder in die Hände der Großen zurück, die den Schwindel in Szene gesetzt haben, ohne selbst zum Vorschein zu kommen. Wenn es dich so hoch beglückt, dich Eigentümer eines Stückchen Erde in der neuen Welt zu nennen, so geh zu einem vertrauenswerten Mann und kaufe von dem; wirf aber dein Geld nicht auf Picknicks weg, die nur veranstaltet werden, um Gimpel zu fangen und dann den biedern Leuten ihr Geld aus der Tasche zu ziehen. Heute wird hier eifrig gekauft und notiert; morgen früh steht in der Zeitung: „Herr Soundso hat gestern fünfzig Bauplätze verkauft; ein andrer gar siebzig. Herr N., der vorgestern von Chicago hier eintraf, ist so entzückt von Kansas City, daß er bereits gestern einen Bauplatz erworben hat; morgen wird mit dem Bau seiner Cottage begonnen" u. s. w. Die Welt denkt, da muß ja etwas riesiges in Kansas City zu verdienen sein. Man reist von Osten und Westen, von Norden und Süden hierher. Bald sind wirklich Wohnungen für die Neuangekommnen nötig, und tausende von Handwerkern finden für einen Sommer Beschäftigung. Dann werden Straßen gepflastert und gute Trottoirs ange=

legt; das beschäftigt wieder so und so viele Leute. Natürlich geht alles auf Borg, und so kommt es, daß eines schönen Tages die ganze Stadt oder doch ein großer Teil von ihr, den Kapitalisten im Osten, die die Hypotheken u. s. w. gekauft haben, gehört. Jetzt werden viele Arbeiter brotlos, da sie keine Beschäftigung mehr finden. Sie verlassen die Stadt. Jene aber wollen die leeren Häuser und die Bauplätze nicht behalten, und so geht nach fünf oder sechs Jahren der Tanz von neuem los; die Stadt wird wieder „gebuhmt," wie der Kunstausdruck lautet. Sie hat sich inzwischen von dem Rückschlag nach der ersten wilden Spekulation erholt und sich auch auf natürliche Weise vergrößert; ihr Handel ist gewachsen, ihre Industrien heben sich. Die öffentlichen Gebäude werden für den gesteigerten Verkehr zu klein. Die Regierung bewilligt eine Million Dollars für ein neues Postamt; die Stadt macht eine Anleihe, um einen neuen Justizpalast zu errichten. Das zieht Arbeiter an. Darauf haben die Spekulanten nur gewartet; und so spielt sich denn dieselbe Geschichte in demselben circulus vitiosus von neuem ab, dem Triebe einer geheimnisvollen Kraft gehorchend.

Der Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft! sagte ich, indem ich meinen Arm in den meines Begleiters legte, und wir durch das Gewühl den Ausgang zu erreichen suchten.

Dann könnte man sich ja dieser Kraft ruhig anvertrauen, meinte Karl. Wenn das Gute, das sie schafft, nur nicht erst auf unsern Gräbern erblühte!

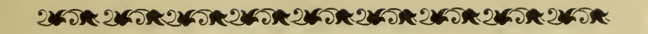
Es wäre ungefähr dasselbe, als wenn ein gebildeter Athener in Voraussicht der großen Zukunft der neugegründeten Roma sich jener Kraft hätte anvertrauen wollen, die den Raub der Sabinerinnen und ähnliche Thaten vollbrachte

Wohl gefühlt hätte er sich dort nie, bestätigte mein Freund.

Dabei kamen wir an einem „Stand“ vorüber, wo zierliche Blumenbouquets feilgehalten wurden. Der junge Elegant, der mit seiner Braut schon vorher meine Aufmerksamkeit erregt hatte, suchte eben für seine Schöne einen Veilchenstrauß aus. Dann eilte er zu dem Buggy zurück, wo das junge Mädchen, die Zügel haltend, ihn erwartete. Er überreichte ihr die frischen Veilchen und Maiglöckchen, deren Stengel in ein langes, zusammengefaltetes Stück Papier gehüllt waren.

Nimm das Papier, Darling, und lies es, sagte er in zärtlichem Ton zu ihr. Sie entfaltete es, und ihre schönen Augen glänzten. Es war eine Quittung über Anzahlung auf ein Stück Land.





12

Ein Sonntag in Kansas City

Wir glauben all an einen Gott — so tönte der Gemeindegesang mit Orgelbegleitung aus der Kirche im Grünen hinter unserm neu eingerichteten Hause herüber, und zu unsrer Verwundrung in deutscher Sprache! Es mußte eine schöne, große Orgel sein. Wie das Vorspiel vorüber war und der Choral begann, da tauchten alte, halbvergessene Kindheitserinnerungen in mir auf, und es fiel mir ein, daß wir in dem Getreibe hier Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten ganz vergessen hatten; denn wer dachte hier an Festtagskuchenbacken, und Freund Karl, der neben mir in blendend weißer Sonntagsweste in seine Zeitungen vertieft auf der Veranda saß, mußte mir helfen, daß wir uns besannen, welcher Sonn- oder Festtag im Jahr heute eigentlich war.

Es wurde uns schwer. So viel war gewiß, dieser schöne Morgen mit dem herrlichen Duft der blühenden Pfirsichbäume, dem Zwitschern der Vögel und dem Rauschen des jungen Laubes war ein Jubeltag der Frühlingsauferstehung, wie er mit jedem Maisonntag als Nachfeier des Oster- und Frühlingsfestes in allen fühlenden Herzen Nachklang findet, auch wenn sie nicht die Perikopen auswendig wissen. Inwendig wußten

wir sie. Unser Sonntagsevangelium hier hieß heute wie das aller jubelnden Kreatur um uns her: „Hinan zum Licht!“

Auch die Nachbarn saßen wie wir auf der Veranda vor ihrem Hause, das durch einen Laubgang von unserm Grundstück geschieden war, und die in leichtem Morgenkleid im Schaukelstuhl sich wiegende Mutter, die dann und wann dem Papagei ein Kosewort zurief, schien einen harten Stand zu haben gegenüber ihrem Manne, der den beiden enfants terribles, zwei Jungen von sieben und zehn Jahren, den Kopf zurecht setzte.

Er war Bahnmeister auf einer nahen Eisenbahnstation und kam nur alle Sonntage nach Hause, um seine Familie zu sehen. Während er in Hemdärmeln auf einem Streckstuhle liegend die Schärfe seines Federmessers an der Säule des Vordaches probierte und dem ältern der beiden lebhaften Jungen gute Lehren erteilte, stritten sich diese um einen Dollarschein, den sie sich durch Zeitungenaustragen verdient hatten; der ältere beanspruchte ihn für sich allein als Taschengeld, obwohl ihm der kleinere bei der Arbeit behilflich gewesen war.

Ich sehe nicht ein, was du dagegen hast, wenn die Jungen frühzeitig solche kleine Nebenverdienste machen lernen, sagte die Mutter. Je früher sie selbständig Geld verdienen, um so besser.

Ach, sie sollen erst was ordentliches lernen, murrte der Mann.

Wozu hast du uns denn aber das schöne Buch Guide to Success, den „Katechismus des Erfolgs“ gekauft? warf der ältere der beiden Jungen ein. Darin steht doch deutlich: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott; wer sich nicht selbst hilft, dem hilft Gott nimmer!

Der Guide to Success hat Recht, triumphierte die Mutter: kein Erfolg ohne Geld, was ist Wissen ohne Geld? Geld, Geld, Geld! wiederholte der Papagei, sodaß die Spottdrossel auf unserm Grundstück ärgerlich

dazwischen pfiff, und auf der Straße flog ein Sperling aus einer zankenden Schar mit einem Bissen im Schnabel, um den sie sich alle gestritten hatten, siegreich davon, und die andern mit wildem Gezwitscher ihm nach.

Dann wurde es wieder still, und wir musterten die wenigen Vorübergehenden auf der frischgesprengten, holzgepflasterten Straße, die heute sonntäglich still war. Nur einige Kirchgänger mit Gesangbüchern unterm Arm, meist dem Handwerkerstande angehörig, kamen im schwarzen Sonntagsanzug vorbei.

Nun, wohin denn so eilig mit dem großen Gesangbuch, Meister Vögtlein? rief Karl unserm Klempnermeister zu, der auch nach der nahen Kirche eilte.

Abschiedspredigt von Pastor Fischer! schmunzelte er im Vorbeigehen.

Das werden Sie ungläubiger Thomas uns doch nicht weis machen, daß Sie deswegen hingehen!

Nun, wenn Sie es gern wissen wollen, fügte er hinzu, wir müssen eine Gemeindeversammlung berufen, heute oder nie. Es ist wegen der Hypothek aufs Kirchengrundstück! Damit verschwand er um die Ecke, wo diesmal besonders viel männliche Kirchgänger einbogen; handelte es sich doch um die Hauptsache bei der ganzen Kirchenangelegenheit — ums liebe Geld!

Die Gemeinde war vor Jahr und Tag dem Pastor bei der Erwerbung des Kirchengrundstücks opferwillig behilflich gewesen. Alle hatten gezeichnet, Meister Vögtlein mit das meiste. Nun, wo sich Pastor Fischer zurückzog, um seinen Beruf aufzugeben und einen andern zu ergreifen, wollten sie sich doch sichern. Wir konnten dem tüchtigen, fleißigen Klempnermeister nur den besten Erfolg wünschen.

Denn wie prächtig stand jetzt durch seine Hilfe der stattliche Kochherd da aus Eisen, Nickel und Kupfer mit Achat- und Onyxeinlagen und strahlendem Kessel mit Selbstregulierung. Da war für alles gesorgt, für

Röstgabeln, vernickelte Zangen, selbst für eine Vorrichtung, bei der sich durch einen Tritt mit dem Fuße die Bratofenthür öffnete und der Braten sich selbst herausschob, was sehr zweckmäßig war, wenn die Frau am Herde gerade die Hände voll hatte. Vom Kochherde strömte heißes Wasser in die Leitungsröhren des obern Stockwerks in das Wasch- und Badezimmer. Kurz, dieses Prachtstück war der Stolz des Hauses.

Die Zeit bis zum Einzug ins neue Haus war mühselig genug gewesen. Wie viele Fahrstuhlreisen auf und ab durch die Möbelgeschäfte und Teppichfabriken, und wie viele Bahnfahrten durch die Geschäftsstraßen hatten dazu gehört, um hier, wo es immer heißt: Hilf dir selbst! zum Ziele zu kommen. Wie dann alles fertig war, die Vorhänge aufgesteckt, die Teppiche gelegt, die Möbel gestellt, saßen wir anfangs in den ersten kühlen Apriltagen, wie es die Yankees machen, meist hinten in der Küche, staunten Meister Vögtleins Werk an und wunderten uns über uns selbst, daß wir, des klugen Meisters Rat befolgend, uns so schnell daran gewöhnt hatten, auch ohne Bedienung fertig zu werden, selber die Milchkanne, die neue Zeitung und den Gemüsekorb vom Vorplatz hereinzuholen. Ja man gewöhnte sich sogar daran, selber die Kohlen aus dem Keller zu holen und Feuer anzumachen. Es war das besser als der stete Ärger mit den dummen und bigotten irländischen Mädchen, die wenn es ihnen beliebte, nach drei Tagen mit Marktgeld und Marktkorb ausgingen und nicht wiederkamen, oder mit den impertinenten Negerinnen, die verlangten, Punkt sechs Uhr müsse der Herr zum Essen zu Hause sein, oder er könne auswärts essen. Es war alles so handlich eingerichtet, daß die Sache leichter ging, als wir anfangs gedacht hatten. Freilich einen freien Augenblick hatten wir selten. Nur am Sonntag, wo man zur Schonung der Hausfrau irgendwo im Hotel

zu Mittag zu essen pflegte, konnte man ein paar Vormittagsstunden dem süßen Nichtsthun widmen. Und dieses Nichtsthun ließen wir uns an dem herrlichen Sommersonntag auf der Veranda wohlschmecken nach so manchen mühevollen, geschäftigen Wochen.

Die Straße war heute ganz still. Kein rasselnder Geschäftswagen, kein Ausrufer störte die Sonntagsruhe. Nur dann und wann unterbrachen die auf den hohlliegenden Holzwegen polternden Schritte der Kirchengänger die Stille. Dort in jene Bretterkirche strömten braune Mulattinnen, in Violett und Himmelblau, die Komplementärfarben ihrer Hautfarbe, gekleidet. Manche trugen einen violetten Rock, ein grünes Mieder und einen himmelblauen Hut, womöglich mit einer knallroten Feder drauf. Oder es zog eine Familie mit Sack und Pack und Kinderwagen zum Picknickplatz oder zum Camp-Meeting hinaus. Waren es Neger, so sah man das Familienoberhaupt im Gegensatz zu den bunten, kraushaarigen Töchtern von oben bis unten in Schwarz gekleidet; der Cylinder darf bei dem Sonntagsstaat des Negers nicht fehlen. Dann wurde es wieder still.

Als endlich unsere Bridget im Sonntagsstaat zur Thür heraustrat, um, wie jeden Sonntag, so auch den heutigen auf dem Dorfe bei den Ihrigen zuzubringen, ging es auf die Einladung unsrer Frauen hinauf zum Frühstück, wo frische Milch und Gartenerdbeeren den Anfang bildeten. Dann folgten Setzeier mit gebratnen Schinkenscheiben, dann Kaffee und geröstete Brotschnitten. Dies bildet in jeder leidlichen Haushaltung das Frühstück.

Die Lebensmittel sind, wenn man auf besondre Delikatessen verzichtet, billiger und besser als in Deutschland. Die Materialhandlungen, wo auch Gemüse und Marktwaren feilgeboten werden, unterbieten einander gegenseitig, wo sie nur können, und wo sich ein neuer Geltung und Kunden verschaffen will, verteilt er

umsonst in den Häusern neue Artikel. So fand man die eine Woche eine neue Sorte Puddingmehl, die andre einen Sack Cracker oder eine Büchse Hafermehl vor der Hausthür, und kaufte man nur vierzehn Tage regelmäßig in demselben Laden, so bekam man sicher zur Belohnung für seine treue Kundschaft einen vernickelten Zuckerlöffel, eine Zuckerdose, einen Tortenlöffel oder dergleichen zum Geschenk.

Nach dem Frühstück ging es wieder hinunter, denn vor dem Hause hielt der Eiswagen, und man sah darauf, daß ein recht handfester Würfel in die Eiskiste abgeliefert wurde, denn die Tage versprachen heiß zu werden. Bald zeigte sich auch der sehnlichst erwartete Wasserwagen, der Krystallwasser aus den „Bethesdaquellen," für 10 Cents (= 40 Pfennige) etwa einen Eimer voll, ins Haus besorgte. Denn das Leitungswasser schmeckte im Sommer oft nicht gut.

Dann konnte man seine Sonntagsfeier vor der Thür im Freien fortsetzen, wo eben eine der deutschen Schauspielerinnen so glücklich war, uns für den Abend ein Billet zu ihrer Benefizvorstellung anbieten zu können. Sie hatte viel durchmachen müssen, die Ärmste. Sie hatte früher bessere Zeiten gesehen und schmachtete darnach, sich mit ihrem bischen guten Deutschtum aus dem gepriesenen Westen herauszuretten nach den größern Städten des Ostens, wo der Deutsche mehr galt. In aller Erinnerung war auch noch das Elend einer Schauspielerfamilie, für die gerade unter den Deutschen gesammelt wurde: kranke, sterbende Kinder, nichts zu essen, nichts anzuziehen. Das Ende war nicht abzusehen, die Heldenmutter ging nach der einen Stadt, der Vater, Komiker, nach der andern, die Kinder mußten einstweilen an ein paar deutsche Familien verteilt und dann nachgeschickt werden. Die Soubrette, die uns eben ihre Benefizbillets anbot, hatte, weil ihr der ewig durstige Direktor niemals Gage gezahlt hatte, um sich die

Weiterreise zu ermöglichen, ein Konzert veranstaltet, das wegen Regenwetter nicht besucht war. Um die Unkosten zu bestreiten, hatte sie die letzten Reste ihrer Garderobe verkauft, und um das Maß ihrer Leiden voll zu machen, war sie bei einem ihrer Bittgänge ausgeglitten, hatte ein Bein gebrochen und konnte nun nur noch Mütterrollen übernehmen. Heute abend nahm sie mit schwerem Herzen Abschied von ihrem Fach als jugendliche Liebhaberin und spielte die Luise in Kabale und Liebe. Hinkend, wegen ihres schlecht geheilten Fußes, empfahl sie sich dankend, daß wir ihr ein paar Billets abnahmen. Sie war übrigens aus einem wohlbekannten altadlichen Berliner Hause.

Inzwischen hatte der kleinere der beiden Jungen nebenan nach langem Streit endlich den Dollarschein halb durchgerissen, hatte vom Vater eine Ohrfeige dafür bekommen und wälzte sich nun laut heulend im Grase, während der Vater ärgerlich den Platz verließ und auf die Straße hinausging.

Was schreist du denn so mörderisch? fragte die Mutter, indem sie aus dem Hause herzueilte.

Ach, der Mann hat mich gehauen!

Wer?

Nun, der Mann, der alle Sonntage zu uns ins Haus kommt. — Er meinte seinen Vater!

Von dem ältern der beiden Jungen erzählte man sich, daß seinetwegen ein Lehrer, der ihn geschlagen hatte, gerichtlich belangt worden sei, nicht wegen härterer Züchtigung — er hatte ihm nur einen Klaps versetzt —, sondern weil er sich an einem freien Bürger der Vereinigten Staaten vergriffen hatte. Als ihn sein Vater eines Tages darüber belehrt hatte, wozu die Polizisten dawären, nämlich daß sie Unruhen zu schlichten hätten, war der Junge bei der nächsten Rüge, die er vom Vater bekommen hatte, nach der Straßenecke zu dem Polizisten gelaufen, der sich dort aufhielt,

und hatte ihn ersucht, seinen Alten zu arretieren, da er Unruhe gestiftet habe!

Inzwischen hatten die auf der Fahrstraße zwitschernden Sperlinge dem Flüchtling seine Beute wieder abgejagt — es war eine Heuschrecke — und gingen nun ans Zerpflücken und Zerteilen des fetten Bissens, der gerade genug für einen gewesen wäre, bis sich wieder ein neuer Streit entspann gegen den, der von all den kleinen Teilchen das größte erhascht hatte. Über uns aber schmetterte eine Lerche, ohne sich von dem Gezänk der Spatzen beirren zu lassen, ihr frohes Lied in den blauen Himmel hinein.

Während ich darüber grübelte, welchen Parteien wohl Papagei, Spottdrossel und Lerche entsprechen würden, wenn die Spatzen die Sozialdemokratie wären, kamen nach beendigtem Gottesdienst aus der deutschen Kirche die Gläubigen, die diesmal zugleich als Gläubiger hingeeilt waren, mit erhitzten Köpfen, lebhaft gestikulierend, voran unser guter Meister Vögtlein. Auf unsre Frage, wie die Sache abgelaufen sei, erwiderte er hastig: Er will sich auf nichts einlassen. Aber wir wollen ihn schon kriegen. Noch heute nachmittag muß Gemeindeversammlung gehalten werden. Wir machen das nötige gleich in der Turnhalle ab.

Die Turnhalle ist nämlich das Vereinslokal der Deutschen, worin die meisten Klubs ihre Festlichkeiten veranstalten. Es ist ein stattliches Rotsteinhaus in der zwölften Straße, von dem Architekten von Umwerth erbaut und mit Versammlungssälen, Bühne, Konzertgarten und allem modernen Zubehör ausgestattet. Im Erdgeschoß liegt eine riesige Kneipe mit angrenzenden Klubzimmern. Dorthin begeben sich meist Sonntags vormittags die deutschen Turn-, Sanges-, Kegel-, Landwehr- und Schützenbrüder zum Frühschoppen und zur Vorberatung über etwaige bevorstehende Versammlungen. Auch Freund Karl ging als „Reporter“ um

diese Zeit gern dorthin, weil das die beste Neuigkeits-
börse für die Deutschen von Kansas City war.

Unter größter Aufregung der Beteiligten und zu
nicht geringem Gaudium der Unbeteiligten erfuhr man
nun dort, daß Pastor Fischer, der sich schon als Arzt
aufgethan und heute nach glänzendem Geschäftsabschluß
sein Amt niedergelegt hatte, dabei beharrte, daß er
denen, die für das Kirchengrundstück gezeichnet und milde
Beiträge gegeben hatten, ihren Anteil wieder nach und
nach zurückzahlen wollte. Er selbst betrachtete sich bei
dem Geschäft als den alleinigen Unternehmer und Ge-
winner. Der Grund und Boden war in den letzten
Jahren sehr gestiegen, und da kein formell beglaubigter
und bindender Kontrakt vorlag, wollte er sich auf keine
Nachgiebigkeit hinsichtlich eines Gewinnanteils seiner
Schäflein einlassen. Sie wollten wenigstens eine Hy-
pothek auf das Grundstück haben. Er wies aber alles
zurück. Nun sollte er nach Schluß des Nachmittags-
gottesdienstes in einer Gemeindeversammlung zur Ge-
währung einer Hypothek genötigt werden. Alles war
gespannt auf den Ausgang. Am meisten der gute
Vögtlein, denn der beträchtliche Teil, den er beigesteuert
hatte, mußte sich bei der Verzehnfachung des Boden-
wertes heute in die Tausende belaufen.

So herrschte denn heute besonders reges Leben in
der Turnhalle, und die arme Schauspielerin, die von
den am Schenktisch stehenden Gruppen zu den Bier-
tischen ging, machte mit ihren Benefizbillets ganz leid-
liche Geschäfte. Das zeigte wenigstens ihr freude-
strahlendes Gesicht, womit sie dem Komiker hinten am
Tisch ihre Börse wies. Er aber that, ihrer Auffor-
derung folgend, einen Griff hinein und versprach heute
abend ein neues Kouplet ihr zu Ehren zum besten
zu geben, aber dazu müsse er sich stärken, und so
bestellte er denn von dem kleinen Geldgeschenk für
beide Bier.

Wovon soll denn das Kouplet handeln? fragte lächelnd die Künstlerin.

Als ob da noch zu fragen wäre! Von uns Deutschen, von unserm Elend, von dem Judentum, zu dem wir verdammt sind.

Die beiden konnten wirklich ein Lied davon singen. Überall, wo es etwas zu veranstalten gab von Aufführungen, Konzerten, Festlichkeiten aller Art, hatten sie sich ausnutzen lassen, und dann waren sie wie die ausgepreßte Citrone bei der Festbowle beiseite geworfen worden. Es war ihnen nicht besser gegangen als einem großen Teil des Deutschtums im Westen: im Vaterlande sind sie vergessen, vom Auslande zu allen Verrichtungen ausgenutzt und dann — weggeworfen worden. Das ist das Los der Deutschen im Westen der neuen Welt, da, wo das Deutschtum noch nicht zur geistigen Herrschaft gelangt ist. Das wollte der Komiker heute besingen.

Ach, lassen Sie das lieber heute abend, mahnte die Schauspielerin, da sie um die Wirkung ihrer Luise besorgt war.

Später haben wir aber doch keine Gelegenheit mehr dazu, dem Volke hier einmal ordentlich die Wahrheit zu sagen. Schon wegen der abscheulichen Kirchenhypothekgeschichte muß heute was kommen.

Die Geschichte bildete wirklich heute den Hauptgegenstand des Gesprächs, überall wo man ein paar Deutsche beisammen sah.

Zu Mittag ging es zu dem Böhmen Woschlyck, der ein pompöses Restaurant mit Negerbedienung hatte. Alles war nach dem neuesten und großartigsten Zuschnitt. Elektrische Beleuchtung, ja selbst elektrische Bedienung: von Elektrizität getriebne Fächer verbreiteten Kühlung und verscheuchten die Fliegen. Der Wirt zeigte uns stolz die neuen Kelleranlagen, wo er eine Kemenate für deutsche Männer geschaffen hatte,

wie ich sie noch nie gesehen hatte: die wie Felswände hergerichteten Mauern hatten einen metallglänzenden Überzug, worin sich das Licht der elektrischen Glühlichtkelche wie in glasiertem Tropfstein spiegelte und zugleich vervielfältigte. Große runde Steintische mit soliden Eichenplatten luden in traulichen Plauderecken zum Schoppen ein. Ich zweifelte nur, ob es in dieser unruhigen Geschäftsstadt Recken genug geben würde, die Zeit dazu hätten, hier nach alter Zecher Weise den Humpen zu schwingen, denn das Publikum, das hier verkehrte, sah mir nicht darnach aus. Alles gemahnte doch eher an den ungemütlichen Zukunftsstaat, als an die alte, urgemütliche deutsche Zecherherrlichkeit.

Und doch ist dieser Ritterkeller heute schon durch eine Champagnerwette eingeweiht worden, hier an diesem Tische, erzählte der Wirt, ich habe mich sogar verleiten lassen, mit zu wetten.

Natürlich handelte sichs um die große Neuigkeit von der schlauen Verwendung der christlichen Opferwilligkeit zur Grundeigentumsspekulation. Der Gedanke ist so neu und unsrer Dollarjagd so angemessen, sagte der Wirt, daß er alles Lob verdiente, wenn die Sache nicht so gemein wäre, und es ist darauf gewettet worden, daß Pastor Fischer damit durchkommt.

Ob er sich aber damit für seine spätere Laufbahn als Arzt viel Freunde machen wird, das ist die Frage, warf ich ein.

Damit hat er ja gerade bei diesem Publikum den Vogel abgeschossen! Wenn solch ein Streich gelingt, so bejubelt alles hinterher nur die Pfiffigkeit, die smartness, alles ist ausgesöhnt und sieht in ihm den großen smartman, den Meister der Situation! Wenn Sie noch einige Zeit hier bleiben, so werden Sie es erleben, daß ich Recht habe.

Dann thäte mir Doktor Brand leid, sagte ich halb ungläubig, als wir hinauf in den Eßsaal gingen und ich mich zu den Meinen an den Tisch setzte.

Der gefällige Wirt, dessen Leitung wir uns auf Karls Rat in der Auswahl der Speisen ganz überließen, befahl dem Neger gerade eine Wiederholung der beliebten Hummermayonnaise an unserm Tische erscheinen zu lassen, als wir aus dem Nebengemach laute Stimmen einiger Deutschen vernahmen, die im Begriff waren, ihre Tafel aufzuheben; man hörte Stühle rücken und Gläser klirren und unter anderm die Worte: Haben und Können ist heute Trumpf. Wissen und Kennen ist Ballast. Ich schätze den Menschen nur nach seinem reellen Werte. Geld plus Geist ist für mich der Bruttowert. Geld ist netto. Geist allein ohne Geld ist Tara. Pastor Fischer soll leben, er übertrumpft noch alle! Ich gewinne nun doch die Kiste Champagner! Pastor Fischer hoch! Die Gläser klangen laut an einander, und etwas schweren Schrittes bewegten sich die Herren nach dem Ausgange, wo ein eleganter Wagen mit ein paar leichten, nett angeschirrten Juckern die Sportsleute erwartete.

Das war der reiche Tiemann, aus dem großen Droguengeschäft, der die Wette gemacht hat, sagte der Wirt, als wir den Abfahrenden nachsahen.

Und trotz alles Luxus können sie sich doch nicht die Vornehmheit geben, die allein der Geist verleiht, lispelte mir meine Frau über den Tisch zu, indem sie den selbst im Wagen noch schwankenden Herren mit mitleidigen Blicken nachsah, und ich mußte ihr beistimmen.

Der Mittagstisch war zu Ende, und wir überlegten: was thun am Sonntagnachmittag? Gewöhnlich ging es im Sommer hinaus nach einem der öffentlichen Parks, großartigen Vergnügungsanlagen mit Wäldern, Felspartien und künstlichen Seen, auf denen kleine Dampfer kreuzten. Da gab es Konzert, und dazu trank man Limonade. Sacred Music besagten die gedruckten Programme, denn nur solche war Sonntags erlaubt, nach den Begriffen der Nordamerikaner von Wohlan-

ständigkeit. Nur gut, daß man ihnen vormachen konnte, Strauß und Offenbach seien ebenso gut wie Bach und Händel Komponisten von Musica sacra. Oder man besuchte in dem im Blütenschmuck prangenden Westport Freund von Umwerth, den deutschen Architekten, der eine lieblich am Waldessaume gelegne Villa bewohnte, und trank dort oder schrägüber beim pfälzischen Weinbauer Eßlinger im Weingarten seine Bowle Maitrank. Hinaus mußte man. Hitze, Heuschrecken und Moskitos trieben an den Nachmittagen und Abenden die meisten von Hause fort, so lieblich auch der Platz auf der Veranda in der Morgenfrische war. War man aus irgend einem Grunde genötigt, den Rest des Tages zu Hause zu bleiben, so mußte man wenigstens die von den sonnendurchglühten Wänden ausstrahlende Hitze aller halben Stunden mit einer großen Schlauchspritze abkühlen. Dazu machten die Heuschrecken ihr Konzert. Die Frauen gingen dann wohl einmal hinüber zur Apotheke an der Straßenecke, wo sie sich süßen Kaugummi oder ein Glas Sodacream geben ließen, und die Herren holten sich von der andern Straßenecke ein Blechgeschirr voll Bier, das sie dann vor der Thür im Freien tranken, zum Ärger der Temperenzler rechts und links, die es in verdeckten Körben holten und vorsichtig hinter der Hausthür tranken. Am besten that man, wenn man ein paar Nachmittags- oder Abendstunden in dem luftigen Kabelbahnwagen oder im Garten der Turnhalle verbrachte, wie es heute, nach einem kleinen Ausflug ins Freie, auch wieder geschah.

Das Schauspiel war eben zu Ende, als wir in den Turnhallengarten traten. Alles wiederholte summend den Endreim des Kouplets, das mit stürmischem Beifall aufgenommen worden war, denn der Komiker hatte sich erdreistet, das ganze Sklavenelend des Deutschtums im „freien Westen“ zu geißeln. Wie sich der Deutsche von allen ausnutzen läßt, um sich dann schließ-

lich doch beiseite schieben zu lassen, das schilderte Vers für Vers mit dem Schlußreim:

> Was thut der Deutsche nicht fürs Geld!
> Wir sind ja die Juden der neuen Welt!

Da hörten wir vom andern Tische her die Stimme Meister Vögtleins, der zum so und sovielten male aufgefordert worden war, die ärgerliche Kirchengeschichte zum besten zu geben.

Zum wieviel hundertsten male soll ich euch denn das erzählen? schrie der erhitzte kleine Mann, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte und vorbeizukommen suchte; als Pastor Fischer sah, daß wir uns von ihm nicht so abspeisen ließen, sprach er von „Schluß der Versammlung," gab uns seinen Segen und sagte: „Der Herr segne euch und behüte euch und gebe euch seinen Frieden. Amen. Aber die Hypothek kriegt ihr nicht!" Und damit nahm er seinen Doktorstab und ging zum Tempel hinaus.

Schallendes Gelächter übertönte die Musica sacra.

Also zur Wechselbank ist hier die Kirche geworden, dachte ich, und der Choral aus dem Morgengottesdienste fiel mir wieder ein: Wir glauben all an einen Gott.

Der Gott heißt — der Dollar.





13

In der Schule

Ich hu—eiß nicht, hu—as soll es bedjuten — so buchstabierten mir gegenüber im Kabelbahnwagen zwei hübsche junge Lehrerinnen an der Heinischen Lorelei herum, die sie wahrscheinlich in den Frühstunden ihren Schülerinnen beizubringen hatten. Dabei knabberten die dem Backfischalter kaum entwachsenen lustigen Mädchen Chokoladenbonbons und ergingen sich in Späßen über die schreckliche deutsche Sprache und die Deutschen im allgemeinen.

Warum muß man nur gleich traurig sein wegen eines Märchens, das einem nicht aus dem Sinn kommt? sagte die eine. Ich glaube, diese deutschen Dickköpfe sind immer traurig, weil sie so viel überflüssiges Zeug im Kopfe haben, mit dem sie nichts anzufangen wissen, erwiderte die andre. Dabei lachten sie beide herüber nach der andern Ecke des Wagens, wo zwei junge Herren neben mir saßen, die diese englisch gesprochnen Bemerkungen offenbar hören sollten. Sie hatten den Cornelius Nepos vor sich aufgeschlagen und ließen sich von den Mädchen nicht stören, sondern lasen unbeirrt ihren Themistocles Neoclei feilius weiter in der Yankeeaussprache, wie sie ihnen offenbar in der Schule beigebracht wurde.

12*

An der Straßenecke vor einem großen Schulhause hielt der Wagen. Alles stieg aus und begab sich auf den Spiel- und Turnplatz. Ich folgte den Aussteigenden als der letzte. Dicht vor mir ging eine der beiden hübschen Amerikanerinnen. Sie schlug den einen der beiden Lateinschüler mit ihrem Fächer auf die Schulter. Der schlanke junge Mann sah etwas blaß und angegriffen aus. Als er sich bei der Berührung nach der reichgekleideten Schönen umsah, als wäre er solche kleine Vertraulichkeiten gewohnt, ging es wie ein Zug aufleuchtender Freude über sein kluges Gesicht.

Das junge hübsche Paar — sie mochte etwa sechzehn, er siebzehn Jahre alt sein — schritt unmittelbar vor mir her dem Schulplatze zu, sodaß ich ihre Unterhaltung hören konnte.

Das ist recht, Harry, daß Sie endlich die dumme Nachtarbeit in der Druckerei aufgegeben haben. Sie sehen jetzt zehnmal wohler und frischer aus. So habe ich Sie gern. Ich konnte Sie gar nicht leiden, als Sie immer so blaß und krank aussahen.

Harry blickte ihr dankbar in die Augen und suchte ihre Hand zu erfassen, indem er sie fragte: Und jetzt sind Sie mir wieder gut?

So gut, daß ich Sie heiraten möchte, wenn das nicht etwas so gewöhnliches wäre.

O Lizzie — sagte er glücklich —, warum sind Sie mir denn so gut? Und ihre Hände fanden und drückten sich, während sie erwiderte: Weil Sie so ganz nach meinem Geschmack sind, und nun will ich auch nichts weiter, als daß Sie mir wieder gut sind, aber ganz im Ernst und ganz von Herzen!

Trotz der Schülerschar in der Nähe machte Harry eine Bewegung, als ob er nicht übel Lust hätte, ihr auf offner Straße um den Hals zu fallen. Da ließ sie, schnell gefaßt, ihren Fächer fallen, und indem er

ihn aufhob und ihr reichte, trennte er sich von ihr mit einer vorschriftsmäßigen Verbeugung, denn sie waren schon fast mitten in den Schwarm der Spielenden geraten, für deren Ohren ihr Gespräch wahrhaftig nicht berechnet war.

Ich kehrte eben von einem Morgenspaziergang zurück und beschloß, einer Einladung, die schon wiederholt an mich ergangen war, heute Folge zu leisten und die Schule zu besichtigen. Ich war auch so glücklich, die Lehrer, die mich eingeladen hatten, jetzt vor dem Beginn der Schulstunden vor dem Portal versammelt zu finden, wo sie die Turnübungen der Schüler beobachteten. Es war ein munteres Bild um uns her. Gebückte Gestalten mit Brillen sah man nicht unter den geschmeidig und anmutig dahinfliegenden und -schreitenden, auch keine blassen, scheuen Gesichter. Alle blickten frisch, dreist und selbstbewußt um sich und geberdeten sich, als ob ihnen die Welt gehörte. Es kam mir fast so vor, als wäre der Turnplatz hier die Hauptsache, die Schulstube die Nebensache.

Das Schulhaus war ein stattliches Rotsteingebäude von der hier beliebten hochgiebeligen Bauart, mit weit vorspringenden in Schnörkel und Türmchen ausgehenden Schrägdächern, mit breiten Freitreppen und prächtigen Thorwölbungen. Über den Portalen und oben an den Spitzbogenfenstern sah man Butzenscheiben; die glasierten Steine glitzerten in der Morgensonne, die saubere Schieferdeckung und die in schöner Schlosserarbeit hergestellten Gitter, Flaggenstangen und die Erkerkrönungen gaben dem Ganzen etwas vornehmes und festliches.

Während ich noch die Baulichkeiten musterte, die den Eindruck eines Schlößchens, mindestens einer herrschaftlichen Gutswohnung machten, wurde ich im Kreise der Lehrer und Lehrerinnen, die sich eben beim

Läuten der Glocken über die marmorne Vorstufe nach dem Portal begeben wollten, vorgestellt, unter andern den beiden Damen aus dem Kabelbahnwagen.

Die eine, für die ich mich besonders interessierte, stellte mir Herr Miller, der mich einführte, als Fräulein Lizzie Brown vor, die Tochter eines der reichsten Leute von Kansas City — fügte er später leise hinzu –, die erst seit kurzer Zeit zu aller Erstaunen die Schullaufbahn ergriffen hat, obwohl sie es durchaus nicht nötig hätte.

Ich erfuhr dann weiter, daß, wenn man von dem „Brownschen Glück“ sprach, man damit eine Börsenspekulation meinte, die mit auf Manschetten geschriebenen Bleistiftnotizen in Zusammenhang stehe. Das war mir neu, und ich mußte es mir erklären lassen. Während wir die Treppen zu den Schulzimmern hinaufstiegen, erfuhr ich weiter, daß es sich bei den beiden Familien Brown und Green oder Grün (denn es waren Abkömmlinge von Deutschen) an der Independence-Avenue um eine Rivalität zwischen zwei reichen und verwandtschaftlich einander nahestehenden Familien handelte. Da haben Sie Montecchi und Capuletti ins Amerikanische übersetzt, sagte Mr. Miller. Die Väter hassen sich und spielen an der Börse gegen einander. Die Kinder lieben sich und sollen sich natürlich nicht kriegen. Montecchi hat die Angewohnheit, seine Börsennotizen mit Bleistift auf seine linke Manschette zu kritzeln. Capuletti merkt das. Die Frau seines Kutschers wäscht für beide Familien. Durch sie erhält er die Bleistiftnotizen auf Browns Manschetten und spekuliert mit Glück gegen ihn, bis dieser dahinterkommt. Aber er läßt sich nichts merken, sondern macht seine Manschettennotizen ruhig weiter, aber falsch, um den Gegner irre zu führen. Endlich kommt es zur Katastrophe. Die Sache hat vor kurzer Zeit hier viel von sich reden gemacht: Green, der

eben noch so hoch dastand, fällt, kann seinen Bankrott nicht überleben, und ein „Schlaganfall“ rafft ihn hinweg.

Inzwischen waren wir in einen der Schulsäle getreten, wo die erste Klasse der Knaben, junge Leute von fünfzehn bis siebzehn Jahren, zum Unterricht versammelt war. Der dort auf der vordersten Bank, einer meiner besten Schüler, ist der Sohn des verunglückten Kaufmanns — damit zeigte Herr Miller auf den hochaufgeschossenen jungen Mann, dessen Bekanntschaft ich im Kabelbahnwagen gemacht hatte.

Es war eine Geographie- und Geschichtsstunde, der ich nun beiwohnte. Es wurde gerade alte Geschichte getrieben, und ich bewunderte die praktischen Erläuterungstafeln und Geschichtstabellen, die an den Wänden hingen. Es waren Farbendruckbilder, die die Entwicklung des Menschengeschlechts von einer Kulturstufe zur andern unter dem Bilde eines Stromlaufs vergegenwärtigten. Dazu kamen große stammbaumartige Zeichnungen, die die Ausbreitung der Rassen über den Erdkreis darstellten. Fresken aus der alten Geschichte schmückten die Wände. Der Unterricht lehnte sich an diese Anschauungsmittel an. Es war eine Unterhaltung zwischen Lehrer und Schülern, wie sie sich etwa bei der Betrachtung eines Panoramas entspinnt. Es herrschte aber allgemein gespannte Aufmerksamkeit.

Die Einrichtung der Schulzimmer war musterhaft. Quaderfußboden, Ölanstrich, Schulbänke, die sich in Stehpulte verwandeln ließen, Tische zum Auf- und Zuklappen, alles zeugte von dem Streben, das Beste und Zweckmäßigste, so wie es erfunden und hergestellt war, auch sofort zu erproben. Manche Vorrichtungen, wie Tafelgestelle, Schreibpulte, Stehpulte, schienen sich in den verschiednen Klassenzimmern förmlich Konkurrenz zu machen. Klappten hier Lehnen

und Sessel so zusammen, daß sie Aufbewahrungs-schränke für Schulsachen bildeten, so ließen sie sich im Zimmer daneben wieder auf andre Art und so-gar ganz geräuschlos zusammenlegen. Im Musiksaal prangte eine stattliche Orgel mit Tonschwellung, in einem andern Saale stand ein Flügel, der mit der Orgel in elektrischer Verbindung stand. Auf Schritt und Tritt sah man die überraschendsten Neuerungen für Schuleinrichtung.

Ich fragte, wie die Schule zu so kostbarem Ma-terial käme. Die Antwort lautete: Die Fabriken be-eilen sich, dem Staate und den Stadtverwaltungen ihre neuesten Vervollkommnungen von Schuleinrich-tungen zur Verfügung zu stellen. Modelle, Ausstel-lungsgegenstände, ja ganze Einrichtungen senden die Fabrikherren nicht nur zur Probe, sondern zum dauern-den Gebrauch, alles in der Hoffnung, bei den Schul-vätern, den Stadtverordneten, Anerkennung zu finden, empfohlen zu werden und späterhin vielleicht auch einmal Aufträge zu bekommen.

Aber auch Stadtverwaltung und Staat sparen nicht, um das Beste zu ermöglichen. Wie ich von Mr. Miller erfuhr, und wie mir eine der Lehre-rinnen, die Tochter unsers deutschen Architekten in Kansas City, bestätigte, waren die Lehrergehalte sehr gut. Diese junge Dame, eine der sechs hier ange-stellten Lehrerinnen, hatte diese Schule als Kind selbst durchgemacht, hatte dann ihr Schulexamen bestanden und war nach halbjähriger Seminarzeit und einem zweiten Examen mit einem Gehalt von fünfzig Dollar monatlich sofort angestellt worden. Im zweiten Jahre bezog sie schon sechzig Dollar, also etwa 3000 Mark jährlich. Die Gehalte für alle zwölf Lehrer und Lehre-rinnen betrugen jährlich etwa 10000 Dollar.

In einer solchen Schule werden Knaben und Mädchen bis zum sechzehnten Jahre gemeinsam unter-

richtet. Dann gehen sie, um sich Fachbildung zu erwerben, auf zwei bis drei Jahre in ein fachwissenschaftliches Institut für Handel, Post- oder Telegraphendienst, technische oder wissenschaftliche Fächer.

So eingenommen gegen amerikanische Oberflächlichkeit man auch dem ganzen hiesigen Schulwesen gegenübertreten mag, so drängt sich doch jedem, der an den deutsch-amerikanischen Nachwuchs denkt, die Frage auf, ob man auch gut daran thue, Kinder und Enkel, wenn sie nun doch einmal in Amerika leben sollen, in europäische Schulen und Pensionen zu schicken. Was aber aus dem deutschen Nachwuchs in Amerika wird, das sehen wir am besten in einer solchen Schule. Eine Stadt wie Kansas City hat eine ganze Anzahl solcher Schulen, jede für etwa 250 bis 300 Kinder. Der Schulbesuch ist obligatorisch und unentgeltlich in dem ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten. Selbst die Bücher werden vom Staate geliefert.

Man darf sich bei der Beurteilung der unfertigen Zustände der neuen Welt, wo die Gegensätze so dicht beieinanderliegen, nicht verleiten lassen, das Kind mit dem Bade auszuschütten und alles zu verwerfen. An manches darf sich der gut erzogne, philologisch geschulte Deutsche eben nicht stoßen. Hier giebt es die elegantesten Bänke neuester Bauart, aber auch die gemeinsten Sprachfehler, die schönsten Landkarten, aber auch die gröbsten Schnitzer in Ort und Zeit, und die hübschesten Lehrerinnen machen die ärgsten pädagogischen Versehen: die Lehrerin schickt das Kind, dem sie vielleicht eben für eine Unart ein paar Klapse auf die Hand gegeben hat, über die Straße nach Chokoladebonbons, wie um die Kleine zu versöhnen, obwohl diese recht gut weiß, daß es streng verboten ist, während der Schulzeit auf die Straße zu laufen.

Bei allem macht sich das Bestreben nach abgekürztem Verfahren geltend, getreu dem Grundsatze:

Time is money. Trotzdem kann man nicht sagen, daß daraus immer etwas verkehrtes entstehe. So bezweckt der Sprachunterricht überall, nur lebende Sprachen so schnell als möglich leidlich (nicht schön) sprechen zu lernen, um sich darin für den Anfang einigermaßen verständigen zu können. Von den toten Sprachen werden nur die Wortwurzeln zum Verständnis wissenschaftlicher Ausdrücke erklärt. Nicht die Sprachen, sondern Rechnen und Naturlehre, wobei die Naturgesetze aus den physiologischen Beispielen des Anschauungsunterrichts genommen werden, erziehen zu logischem Denken. Die für den naturwissenschaftlichen Unterricht eingerichteten Schulsäle waren ebenso reich an Bilderschmuck, Naturalien, Präparaten und Gerätschaften aller Art, wie die Säle für Geschichts- und Geographieunterricht. Der Knabe durfte ruhig ut mit dem Indikativ verbinden, wenn er nur wußte, warum er das ausatmet, was die Pflanzen um ihn her einatmen, und daß ihm kein Haar auf seinem Haupte gekrümmt werden kann ohne natürliche Ursache. Die Belehrung über den menschlichen Körper und die Schärfung der fünf Sinne beginnt in encyklopädischem Unterricht schon früh und gipfelt schließlich in der Kenntnis gewisser Gesetze, durch die all unser Handeln bestimmt sein sollte von der Geburt bis zum Tode: der Naturgesetze. Mit andrer Logik beschäftigt man sich nur so nebenher, um gewissen veralteten Schrullen doch auch Rechnung zu tragen. Man ist der Meinung, das sei das kürzeste, denn wenn erst die altväterischen Gepflogenheiten Europas überwunden sein würden, werde Logik und Naturgesetz doch dasselbe sein.

Ich hatte von meinem New Yorker Aufenthalt manche recht böse Schattenseiten der amerikanischen Schulverhältnisse im Gedächtnis: Einseitigkeit, Oberflächlichkeit, amerikanisches Knownothingtum, das mit

sich fertig und zufrieden ist, nichts von der alten Welt braucht, daher aber auch oft ungehobelte Geister erzielt, die sich in die Welt außerhalb Amerikas nicht zu schicken wissen. Ich sah die candyknabbernden und gummikauenden Lehrerinnen umgeben von süßholzraspelnden jungen Lehrern, mit deren einem dann und wann eine auf und davonging, ich sah den mit Gemüse- und Obstkörben vollgepfropften Doktorwagen des Schulvorstehers Dr. Freeman. Wiewohl dieser Herr reich war und vierzehn Pferde im Stall stehen hatte, fuhr er doch nie anders auf die Praxis als mit Körben zum Einkaufen im Wagen. Er kaufte auch immer nur da, wo ein andrer Arzt einen Patienten behandelte, und plauderte mit den Leuten so lange, bis er den Fall schließlich selbst in Behandlung bekam. Jeder, der eine der vielen von ihm zu vergebenden Stellen haben wollte, wußte, wozu er die Körbe unter seiner Wagendecke mit hatte, und ein Briefchen mit einem Geschenk wurde von dem kleinen schwarzen Rosselenker auf dem Bock richtig besorgt, auch wenn der Herr gerade mit Einkäufen in den Läden der Patienten andrer Ärzte beschäftigt war. Dieser Schulvater erwarb sich durch seine Geschicklichkeit ein kleines Vermögen.

Ich war also wahrlich nicht ohne Vorurteil an die Besichtigung der hiesigen Schulen gegangen, auch war mein philologisches Herz durch Themistocles Neoclei feilius und durch die „deutschen Dickköpfe" arg gekränkt worden. Als ich aber die körperliche und geistige Frische sah, mit der die jungen Leute auf den Unterricht eingingen, der sich stets an das nächstliegende hielt und Ausgangspunkt und Ziel im natürlichsten und einfachsten suchte und fand, fing ich doch an, das zu verstehen, was hier in Gestalt einer natürlichen (nicht konferenzmäßig ausgeklügelten) Schulreform im Keime vor mir lag. Trotz alles

Knownothingtums, trotz aller Verachtung, mit der man sich über Formenlehre und Syntax hinwegsetzte, trotz alles Mangels an geordnetem Sprach- und Geschichtsunterricht leuchtete doch aus allem das eine durch: man hilft sich hier schneller über Altes, Unbrauchbares hinweg und tritt frischer an das uns umgebende Neue heran.

Wo bei uns die Jugend noch befangen ist in altfränkischen Alfanzereien, in Siegel- und Briefmarkensammlungen, treiben hier die Knaben desselben Alters schon mit Eifer Chemie und legen sich nach und nach kleine Laboratorien an, blasen sich selbst ihre Glastuben, besteln sich selbst ihre Öfen und Regale zurecht, und während in Deutschland der Junge mit trübem Gesicht die Lexika wälzt bei der Lektüre des Homer, Virgil und Horaz, schmiedet er sich in Amerika aus zwei Gasröhren sein Spektroskop und macht sich den Spaß, durch ein Prisma die Fraunhoferschen Linien zu beobachten und die Bestandteile des Sonnenkörpers nachzuprüfen. Daß er deshalb unlogischer denke als sein lexikonwälzender Altersgenosse in Deutschland, möchte ich nicht behaupten. Er denkt, wenn er einmal angefangen hat, sich für eine Sache zu interessieren, jedenfalls freier, ungehinderter. Vielleicht ist schließlich der Horizont des siebzehnjährigen Amerikaners nicht so weit, wie der des philologisch gedrillten deutschen Abiturienten, der, wenigstens zu meiner Zeit, die Verwandtschaften der Zähringer wie die Anfänge der römischen Agrargesetzgebung am Schnürchen herzählen mußte, vielleicht fehlt deshalb dem Amerikaner für immer in seiner Weltanschauung der Schwung himmelanstürmender Gedanken; aber es fehlt ihm auch die hamletische und faustische Trauer und Schwere, die nicht zu naiver Lebensfreudigkeit gelangen kann.

Als ich mich dankend von Herrn Miller verab-

schiedete, fiel mir ein, daß er in der Erzählung seiner Montecchi- und Capulettigeschichte unterbrochen worden war.

Ja, da könnte wirklich ein Novellenschreiber von Fach Kapital drausschlagen, sagte er, denn hier „kriegen sie sich," und das Gute wird belohnt. Und er erzählte mir weiter: Die blasse Gesichtsfarbe, die an dem jungen Manne auffällt, hat er sich auf ganz eigentümliche Weise erworben. Um eine verarmte Kutscherfamilie vom Untergange zu retten und für sie heimlich den Mietzins zu erarbeiten, hatte er den Nachtdienst in der Druckerei eines Morgenblattes besorgt, und das hing so zusammen. In der letzten Zeit vor dem Bankerott, als die Geschäfte von Harrys Vater zurückgingen, sollte das Fuhrwerk verkauft werden. Der junge Mensch fuhr mit dem Kutscher aus, um das Pferd einem Kauflustigen vorzufahren. Vor dem Hause der niedlichen Lizzie, die auf dem Balkon steht, scheut das Pferd vor dem plötzlich um die Ecke biegenden Kabelbahnwagen. Der sonst so gewandte junge Mann kann das Tier nicht bändigen. Es geht durch, und der Kutscher, der neben dem Herrn im Buggy sitzt, wird herausgeschleudert und gerade vor den dahersausenden Kabelwagen, sodaß ihm dieser im nächsten Augenblicke über beide Beine gehen mußte. Harry springt heraus, und während er mit der Linken dem Pferd in die Zügel fällt, schiebt er mit der Rechten den Hilflosen von den Schienen weg, sodaß dieser noch mit einem Schenkelbruch davonkommt. Wenige Tage darauf ereignet sich die Katastrophe mit Harrys Vater. Der Kutscher mit seinem gebrochnen Bein wäre nun ohne Erbarmen auf die Straße gesetzt worden und die Familie in Not und Elend gekommen, wenn nicht Harry, der sich verpflichtet fühlte, hier zu helfen, dem treuen Diener versprochen hätte, aus seiner Tasche die Mittel

für Wohnung und Unterhalt der Familie zu schaffen. So kam es, daß er ein Vierteljahr in der Druckerei des Morgenblattes Nachtdienst that, ohne daß die Seinen etwas davon gewahr wurden, bis der Rektor der Schule zufällig dahinterkam und sich ins Mittel schlug. Durch Vermittlung des Rektors fand der Kutscher wieder einen Dienst, und Harry war von seiner aufreibenden Thätigkeit erlöst. Wer aber dem Geheimnis von der Nachtarbeit auf die Spur gekommen war, das war niemand anders als Lizzie, die Tochter des durch Greens Zusammenbruch reich gewordnen Brown, die sich aus Liebe zu ihrem Harry quälte und nicht eher ruhte, als bis sie die Lehrerinnenstelle an dieser Schule erhalten und dem Rektor die Sache angezeigt hatte. Den Schluß des kleinen Romans konnte ich mir nach dem Erlebnis heute früh beim Aussteigen aus dem Kabelbahnwagen selbst zusammenreimen. Und wer hätte nicht auf die Vereinigung des jungen Deutschamerikaners mit Jungamerika alles Glück herabwünschen sollen! War sie doch ein Zukunftsbild der Entwicklung Deutschamerikas.

Weniger erfreulich als in der Public School sieht es in den höhern Vorbereitungsanstalten für kaufmännische, industrielle, technische und wissenschaftliche Berufszweige, wie Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin, aus. Nicht als ob die äußere Eleganz der Räumlichkeiten dort zu wünschen übrig ließe. Wenn auch zuweilen räumlich etwas beengt, haben doch auch diese Institute elegantes Mobiliar und die neuesten Hilfsmittel für den Unterricht aufzuweisen. Aber statt Universitäten, wie sie sich oft stolz nennen, sind es mehr oder weniger einfache Seminare zur Einführung in die Praxis der betreffenden Berufsarten. Mit Propädeutik und Vorgeschichte hält man sich nicht im geringsten auf, der Zögling wird sofort in medias res geführt.

Um zu einem dieser Seminare zugelassen zu werden, genügt eine Bescheinigung von einem Fachmann, worin sich dieser für genügende Vorbereitung verbürgt. Damit begiebt sich der Farmerssohn, der manchmal kaum seinen Namen geläufig schreiben kann, der aber mit dem Gelde seines Vaters spekulieren lernen möchte, in das Rialtogebäude, wo die höhere Kaufmannsschule ist, und wo man Stenographieren, Maschinenschreiben und Zinsrechnung lernt.

Hätten alle Schüler die vorhin geschilderte, wenn auch oberflächliche Schulbildung, so würden sich diese Berufsseminare nicht so an der Menschheit versündigen, wie sie es wirklich thun. Sie schicken Leute ohne Kenntnisse, ohne Bildung und Charakter ins Leben hinaus. Die Schulpflicht ist zwar streng durchgeführt, aber sie läßt sich nicht auf alle Eingewanderten ausdehnen.

Wie sich ein Cowboy, der kaum des Schreibens kundig ist, in einem halben Jahre oder einem Jahre zum Börsenspekulanten drillen lassen kann, so macht ein pfälzer Hütejunge, nachdem er vielleicht ein Jahr lang in einer Apotheke Handlangerdienste geleistet und sich dann von einem befreundeten Arzt den Zulassungszettel erbeten hat, in den üblichen drei Semestern seine Medizinstudien durch, ein Berliner Barbiergehilfe, der vielleicht eine leidliche Handschrift mitgebracht hat, geht ein Jahr lang bei einem Advokaten in die Lehre, legt dann, fleißig schwänzend, die üblichen Semester in einem juristischen Seminar zurück und wird endlich Richter oder Advokat. Und so wird auch ein eingewanderter Schulmeister leicht Pastor, wenn er ein paar Semester lang ein Seminar besucht und dann kaufmännisch sein Rednertalent an den Mann zu bringen weiß. Staatliche Prüfungskommissionen giebt es nicht. Die Diplome werden von den Seminaren oder „Universitäten“ auf Grund

eines Examens erteilt. Der examinierende Professor aber sorgt dafür, daß durch möglichst glänzende Zeugnisse seine Drillanstalt in das beste Licht gestellt wird und Durchfälle möglichst vermieden werden. Die Gesellschaften, die solche Seminare bilden, dort unterrichten, prüfen und Doktoren ernennen, sind meist Aktiengesellschaften, die mit der landesüblichen Geschäftigkeit ihrem Beruf nachgehen, weniger um die Wissenschaft, als um ihren Geldbeutel zu bereichern.

Aber es giebt auch hiervon rühmliche Ausnahmen. Es ist keine Seltenheit, daß ein Millionär dem Staate ein großes Vermögen vermacht, zur Gründung einer „Universität.“ Ein solches Zeugnis amerikanischer Hochherzigkeit ist die Hopkinsuniversität, deren Gebäude ein Gebiet wie das mancher mittelgroßen deutschen Stadt umfassen. Sie haben elegante Dozentenwohnungen und zugleich ausgedehnte Felder für die mit ihr verbundne Ackerbauschule. Als Lehrer sind hervorragende Gelehrte aus aller Welt gesichert worden durch festen Gehalt und Pension für Lebenszeit, nicht nach dem Gutdünken von Trustees, sondern nach der Entscheidung über die Preisarbeiten, die von einer eigens dafür angestellten und besoldeten internationalen wissenschaftlichen Kommission gestellt und beurteilt wurden. Nicht nur für die vier Fakultäten in unserm Sinne ist hier gesorgt, sondern auch für die Landwirtschaft, das Ingenieurwesen, die Elektrotechnik, die Luftschiffahrt u. a. Die Felder, die alljährlich für die landwirtschaftlichen Übungen bestellt werden, liefern hinlänglich Getreide und sonstigen Unterhalt für alle Mitglieder der Anstalt, Lehrer wie Schüler. Die Hopkinsuniversität ist, wie die großen Klöster des Mittelalters, als Mikrokosmos gedacht, der sich selbst erhält, nicht nur durch die geistige Nahrung, die er in Form von Büchern, Lehrmitteln u. s. w. spendet, sondern auch durch den Grund und

Boden. Der Stifter war kein Gelehrter, sondern ein tüchtiger Geschäftsmann, wie tausend andre um ihn her. Welcher Gegensatz: die Hopkinsuniversität bei Baltimore und ähnliche neuere Stiftungen bei San Franzisko, Chicago, und die Seminare, wie ich sie in Kansas City sah! Man merkt, daß man hier im Lande der größten Gegensätze, in einer noch unfertigen Welt lebt.

Es war mir nun darum zu thun, auch eine deutsche Schule kennen zu lernen. Das deutsche Element hat sich in jenem fernen Westen, obwohl es sich in der Minderheit befindet, gegen alles Fremde und Feknd-liche zu Erfolgen durchgekämpft, die nicht unbedeutend sind. Der Handwerker- und Arbeiterstand bringt hier durch Zähigkeit und Beharrlichkeit mehr zuwege, als der Großkaufmann durch seine Summen, denn diesem ist es doch schließlich nur darum zu thun, sein Geschäft zu machen, seine Taschen zu füllen und dann wieder nach Hause zu gehen. Trotz aller nationalen Anfeindungen ist schon wiederholt zum Mayor der Stadt Kansas City ein Deutscher gewählt worden (freilich nationalisiert), ein früherer Schreinermeister, jetzt Bankdirektor, wie denn auch einige der wichtigern städtischen Ämter mit Deutschen besetzt sind. Deutsche Ingenieure, Architekten, Rechtsanwälte und Pastoren befinden sich hier wohl, deutsche Droguerien und Brauereien stehen in Blüte. Warum nicht auch eine Schule einrichten, damit unsre Kinder ihre Muttersprache nicht ganz vergessen? — so hieß es, und es wurde ausgeführt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es, eine eigne deutsche Privatschule unter Leitung des Direktors Rothmann aus St. Louis zu errichten. Für die 15 000 Deutschen in Kansas City ist freilich die Zahl der Schulkinder klein, sie beträgt 200 bis 250 — eine Folge des Umstandes daß hier Schulgeld bezahlt werden muß. Aber die

Schule leistet sehr erfreuliches, vor allem das eine, daß in Zeiten politischer Reaktion, wenn vor den Wahlen die Hydra der Temperenzlerei, des Muckertums und des Deutschenhasses ihr Haupt erhebt und das wüsteste Knownothingtum alles zu verschlingen trachtet, wenn der deutsche Unterricht in Gefahr ist, aus den Staatsschulen verbannt oder doch wenigstens unterdrückt zu werden, die Kinder ihre Muttersprache nicht ganz vergessen können. Denn das Deutschsprechen der Eltern im Hause schützt die von lauter englischsprechenden Gespielen umgebnen Kleinen nicht davor.

Die Schule liegt an der Ecke der Zehnten und der McGeestraße. Es ist ein von hübschen Turn- und Spielplätzen umgebnes einfaches, zwei- und dreistöckiges Haus, frei auf einer Terrasse liegend, mit schönen Spiegelscheibenfenstern und hohen Schulsälen. Nach ihrer Organisation ist die Anstalt etwa einer deutschen Bürgerschule zu vergleichen. Sie nimmt die Kinder mit dem sechsten oder siebenten Jahre auf und bringt sie für ein mäßiges Schulgeld bis zum fünfzehnten Jahre so weit, daß sie sich entweder einem technischen oder wissenschaftlichen Berufe widmen können, wenn sie es nicht vorziehen, in dem meist kaufmännischen oder gewerblichen Geschäft der Eltern weiterzuarbeiten, oder daß sie noch ein paar Jahre nach Deutschland geschickt werden und dort Gymnasium oder Realschule besuchen können. Mädchen gehen auch wohl auf ein deutsches Konservatorium oder eine Gewerbeschule, doch kommt das seltner vor.

Auch in der deutschen Schule sah ich dieselben frischen, selbstbewußten Kinder auf dem Turnplatze und in der Schulstube, wie in der amerikanischen public School. Um keine Antwort verlegen, dreist, oft laut, machten sie den Eindruck von geistig selbständigen Menschen, die wohl wissen, wie viel sie sich gefallen zu lassen brauchen. Wenn man mit ihnen

sprach und scherzte, schien es, als ob sie mehr nach der Seite des Verstandes, als nach der des Gemüts entwickelt wären. I don't care, ich gebe nichts drum, ist ihr zweites Wort, namentlich in Gefühlssachen und Fragen der Heimatsliebe, der Elternliebe. Flink und behende sind sie aber infolge des vielen und guten Turnunterrichts, den sie täglich genießen. Basteleien und Erfindungen fangen schon den Kleinen an im Kopfe herumzuspuken; träumerisches Wesen findet man selten unter ihnen. Viel Sinn haben sie für die Tier- und Pflanzenwelt, aber weniger aus Naturschwärmerei, als aus praktischen Gründen. Man lernt die Pflanzen nicht kennen, um die Staubgefäße zu zählen und die Klassen zu bestimmen, das sind Nebensachen, mit denen man sich nicht lange quält, sondern um bald im Garten der Eltern helfen, mitpflanzen, säen und okulieren zu können und sich womöglich durch ein paar seltene Sorten, die man auf dem Kinderbeete zieht, schon frühzeitig ein kleines Taschengeld zu verdienen. Maxe und Moritze giebt es überall, und in Amerika sind sie womöglich noch pfiffiger als bei uns. Mädchen wie Jungen sind am Barren und am Reck, auf dem Zweirad wie auf dem lebendigen Ponny — wenn sie eins haben — gleich gewandt. Mit dem Revolver wissen sie alle umzugehen, das lernen sie an den nationalen Festtagen, wo es mit Knallerbsen anfängt und mit Scheibenschießen aufhört.

Wie gelehrig und anstellig sich dieser Nachwuchs in den Schulstunden benahm, war eine Freude zu sehen. Ich wohnte mehreren Unterrichtsstunden bei: Kopfrechnen, Geographie, Botanik, Handfertigkeit, Deklamieren und Lesen. Überall herrschte dieselbe Munterkeit bei Lehrern wie bei Schülern. Die Schüler waren nicht blöde und fragten viel, aber das sollten sie. So war der Unterricht wie ein Frage- und Antwort-

spiel, das namentlich in den obern Klassen in der Mathematik und Naturkunde anregend wirkte und niemals Langeweile aufkommen ließ. Hausarbeiten werden fast ganz vermieden, damit sich die Kinder nicht angewöhnen, mit ihren Skrupeln und Zweifeln hinter dem Berge zu halten oder sich mit Hilfe von Verwandten darüber hinwegzustümpern; sie sollen dem Lehrer selbst damit kommen. Statt des lästigen Heftekorrigierens giebt der Lehrer lieber dem und jenem eine Nachhilfestunde, die oft nichts weiter als ein unterhaltender Spaziergang oder ein Plauderstündchen ist. Sowohl bei meinen Besuchen in der Schule, die unangemeldet auf die Einladung des Direktors hin stattfanden, wie beim Examen, wo die Kinder den anwesenden Eltern zeigen sollten, was sie konnten, bewunderte ich die Gewandtheit im Kopfrechnen, im Übersetzen und Deklamieren und die Findigkeit, wenn es galt, kleine mathematische, technische und physikalische Rätsel zu lösen, wie sie sich gerade aus der Unterhaltung zwischen dem Lehrer und der Klasse ergaben.

Mit dem Hersagen von auswendiggelernten Bibelsprüchen hielt man sich nicht auf. Aber man bemühte sich, das eben als wahr erkannte in kurze Sprüche zu fassen. Das Unbegreifliche, Unfaßliche nannte man in den untern Klassen Gott, in den obern „das Göttliche" oder auch „die Natur." Daß darüber zu allen Zeiten und bei allen Völkern wandelbare Vorstellungen geherrscht haben, die von den Priestern zu Systemen verarbeitet worden seien, das wußten die Größern. Das war aber auch so ziemlich alles, was sie über Religions- und Konfessionsunterschiede hörten. Eingehenderes über Bräuche und Unterschiede der Religionen lernten sie in der Lektüre kennen. Besondern Religionsunterricht gab es nicht. Damit war allem Konfessionsstreit schon in der Schule der Boden ent-

zogen. Ebenso lehrt auch der Geschichtsunterricht nur, wie der Mensch allmählich vom Kannibalismus zur Sklaverei und von der Sklaverei zur Interessen-solidarität fortschreitet, und wie sich aller Rückschritt rächt. Auch hier ist alles erfüllt von dem kosmo-politischen Gedanken, und so wird das Kind auch schon über allen Rassenhaß durch die Schule empor-gehoben. Ein unkonfessioneller „Leitfaden der Ethik" führt die Kinder unvermerkt zur Poesie. Longfellows Gedichte, auch Freiligrathsche, faßten die Kinder leicht auf, deutsch wie englisch. Es war überhaupt den meisten gleich, in welcher der beiden Sprachen sie sich ausdrückten. Kinder, die auf dem Schulplatze englisch mit einander geplappert hatten, hörte ich dann den Goethischen Erlkönig in einer sächsischen Travestie (!) oder ein plattdeutsches Stück von Fritz Reuter vortragen.

Die beim Examen anwesenden Eltern sprachen meist kein so gutes Deutsch wie die Kinder und drückten ihre Verwunderung über deren Leistungen oft in sehr gemischtem Pennsylvania-Dutch aus, wie man die Ur-anfänge der neuen Weltsprache zu nennen beliebt.

In der obersten Klasse unterrichtete ein Ameri-kaner, der wenig Deutsch sprach, im Englischen. Er las mit den Kindern Auszüge aus Byrons Childe Harold, und im deutschen Unterricht hörte ich unter der Leitung eines jungen deutschen Lehrers Schillers Glocke sehr gut und mit großem Verständnis vor-tragen von einem, der eben noch draußen auf dem Spielplatze nicht gewußt hatte, was „the ball" auf deutsch heißt. Die Fertigkeit auch der Kleinern im Kopfrechnen setzte geradezu in Erstaunen. Knaben und Mädchen von zehn und elf Jahren rechneten den Kubikinhalt eines Zimmers aus und gaben an, ob es nach den Gesundheitsregeln für die Zahl der Schüler darin groß genug sei, sie wußten auch mit be-

wunderswürdiger Schnelligkeit Zinseszinsaufgaben zu lösen, sodaß es einem oft schwer wurde, ihnen zu folgen.

Freilich, welche Mühe es den Direktor gekostet hatte und noch kostete, die von der Vortrefflichkeit der Sache vollkommen überzeugten Eltern zur Weiterführung der Schule zu überreden, die man aller Augenblicke eingehen lassen wollte, sobald sie Zuschüsse erforderte, das erfuhr ich erst später. Wenn ein Geschäft wirklich gut sei, müsse es sich selbst erhalten, und die Gründer müßten mindestens wieder auf ihre Unkosten kommen — so ungefähr dachten die hartgesottenen Väter des Unternehmens.

Und was wird nun aus solchem deutschamerikanischen Nachwuchs? fragte ich den Direktor, als sich der Schwarm verlaufen hatte.

Das, was Sie eben um sich gesehen haben: Bürgermeister, Kaufleute, Brauer, Lehrer, Handwerker, Politiker. Die Eltern und Verwandten haben meist auch schon solche Schulen hier oder wo anders im Lande besucht. Viele sind Nachkommen unsrer großen achtundvierziger Auswandrerwelle. Und dieser Nachwuchs hat noch immer trotz aller Mischheiraten etwas von dem tiefwurzelnden Selbständigkeitsstreben in sich, das jener Zeit den Charakter gab. Sie haben alle ein Ziel: selbständige Menschen zu werden. Praktisch werden sie alle; die der Erfolg nicht krönt, die sind bald verschollen und tauchen dann wo anders, jenseits der Anden oder jenseits der großen Seen, wieder mit demselben Streben auf, und so schlecht es einem auch gehen mag, ein knechtischer Geist wird keiner von ihnen. Das Deutschtum hat noch eine große Zukunft in Amerika, und die deutsche Schule ist der Hauptthebel dazu.

Stirbt der deutsche Nachwuchs nicht mit der Zeit aus, wie die Anthropologen behaupten? fragte ich weiter.

Hier unter dem vierunddreißigsten Breitengrade vermehren sich die Deutschen ebensogut wie unter dem vierzigsten in Illinois und unter dem dreißigsten in Louisiana, erwiderte er. Manch solches Vorurteil, das sich von Buch zu Buch fortschleppt, würde längst besiegt sein, wenn sich die deutschen Herren Gelehrten öfter in die neue Welt, besonders nach dem Westen und Süden hinauswagten. Sie würden aufhören, Amerika als ein Flüchtlingsasyl des Auswurfs von Europa zu betrachten, und würden bald sehen, daß sich auch hier, wie im alten Etrurien aus den griechischen Auswanderern, ein neues, großes, mächtiges Rom gebildet hat, das der alten Welt in mancher Beziehung voran ist; am meisten freilich im Kopfrechnen, in technischen Dingen und in der Thatenfrische und Raschheit des Handelns.

Ja, wenn es bloß aufs Kopfrechnen und auf die Technik ankäme, dann gäbe ich zu, daß die neue Welt einst die alte überflügeln wird.

Da trauen Sie aber doch der amerikanischen Jugend zu wenig Gedankentiefe und Entschlußfähigkeit zu! Es ist ja richtig: wenn man so sieht, wie die Eltern ihre Kinder erst so lange als möglich als Ersatz für die Dienstboten betrachten, sie zum Feuermachen, zum Stiefelputzen, zum Einkäufen gebrauchen, dann, wenn sie aus der Schule sind, sie zu Handlangern im väterlichen Geschäft ausbilden, so will einem als Schulmann manchmal der Mut sinken; aber was solch ein junges Blut leisten kann, wenn es einmal eine Lieblingsidee erfaßt hat, und wenn man ihm dabei weiterhilft, das sehen Sie an einem Edison, einem Webster, einem Ingersoll, einem Mark Twain. Sie werden zugeben, es steckt Schneid in dieser Rasse, sie leisten alles doppelt rasch und —

Brauchen deshalb zum Beispiel zum Studium der

Medizin nur drei Semester statt fünf Jahre, warf ich dazwischen.

Nein! Aber sie setzen ihre Gedanken schneller in die That um, als die Europäer, fuhr Herr Rothmann ruhig fort, und darum hat die Jugend hier eine große Zukunft, die der alten Welt dereinst noch zum Muster dienen wird.

Ich würde Ihnen glauben, was Sie sagen, wenn nicht die Jugend auch hier in Unwahrheit großgezogen würde: die Geldjagd, von der sie außerhalb der Schule und zu Hause den ganzen Tag hört, stimmt so wenig zu den idealen Vorspiegelungen der deutschen Dichter und Denker und zu allem, was zur Religion in Beziehung steht, daß bei diesem ewigen Zwiespalt, in dem sich die Kinder befinden, von Wahrhaftigkeit doch keine Rede sein kann. Wahrhaftigkeit im Denken und Handeln ist aber die einzige sichere Grundlage jeder guten Jugenderziehung. Die Kinder haben bei dem mangelhaften Religionsunterricht kein Gegengewicht gegen die Oberflächlichkeit und Verlogenheit der Tagesrichtung.

Religionsunterricht, wenigstens konfessioneller, wird hier überhaupt nicht erteilt, erwiderte der Direktor. Hier tritt Naturlehre an die Stelle der Priesteroffenbarung. Es giebt keine göttlichere, heiligere Lehre für die Jungen, als was der gereiften Alten innerste, heiligste Herzensüberzeugung ist. Wir haben mit der Gepflogenheit gebrochen, der Jugend erst etwas vorzuheucheln, damit sie sich dann aus diesem Wirrsal selbst den Weg zur Wahrheit suche und uns als Lügner verachte. Das Beste, das Wahrste ist für den Jugendunterricht gerade wahr und gut genug. Und unsre Weltanschauung, gestehen wir Alten es uns nur, beruht doch auf der heiligen Naturoffenbarung, die eins ist mit der Gottesoffenbarung. Das ist das Beste, was wir haben, und dieses neue

Drummondsche Licht wird die Jugend trotz des sie umgebenden Baals- und Mammonsdienstes, wenn sie erst selbständig zu denken anfängt, zu aller Wahrheit leiten und —

Glücklicher Schwärmer! dachte ich, und er mochte wohl meinem Gesicht meine Gedanken ansehen. Aber er fuhr unbeirrt fort: — und wird das alte, abgelebte Europa in der neuen Welt wieder frisch aufblühen lassen zur Weiterführung der Zivilisationsarbeit, nachdem sie drüben an den Schranken des Absolutismus, der Hierarchie und der Anarchie zum Stillstande gekommen ist. Das ist aber die Mission des Deutschtums in der neuen Welt, denn andre, als die Deutschen, thun es doch nicht. Und darum fühle ich mich glücklich als deutscher Schulmann hier auf diesem weitvorgeschobnen Posten, trotz aller Schwierigkeiten meiner Pionierarbeit. —

Als ich wieder im Kabelbahnwagen saß, mußte ich unwillkürlich an die Prophezeiung in Kürnbergers Amerikamüdem denken.

Aber auf einmal wurde es lebendig im Wagen, denn Jungamerika sprang herein. Es waren meine jungen Freunde aus der public School mit dem Cornelius Nepos. Sie suchten sofort in der ungeniertesten Weise dem sich sträubenden Kondukteur die Bremse zu entwinden, sodaß dieser sie schließlich gutwillig meinem besondern Freunde Harry eine Zeit lang überließ, der sich dann wie ein Schiffssteuermann aufstellte und behauptete, daß er mit derselben Geschicklichkeit auch das Staatsschiff lenken würde, wenn die Präsidentenwahl einmal auf seine bescheidne Persönlichkeit fallen sollte.

Jugend hat keine Tugend, dachte ich; dabei gingen mir aber doch wieder die Anfangsworte des Themistokles durch den Kopf: Die Fehler seiner Jugendzeit wurden durch so große Tugenden ausgeglichen,

daß keiner ihm vorgezogen, wenige ihm gleichgestellt wurden. Warum sollte auch Harry nicht einmal Präsident werden? Zumal mit Lizzie und ihrem reichen Anhang? Es ist eine schöne Sache um das Selbstvertrauen! Hier traut sich jeder junge Mann das Größte zu; in Deutschland werden sie erzogen, das Haupt gebeugt zu tragen. Und warum tragen sie es gebeugt? warum?

Warum? Hatte es nicht die eine der beiden jungen Lehrerinnen in all ihrer Backfischunschuld am Ende richtig durchschaut?





14

Politik

Wir saßen beim Kaffee auf der Veranda des Rechtsanwalts Held. Die Frauen blätterten in einem Kunstalbum und verabredeten einen Ausflug ins schöne Missourithal. Die Männer sprachen über die Aussichten unsers Wirtes, zum Kongreßabgeordneten gewählt zu werden. Freund Karl hatte eben über „das Neueste vom Kriegsschauplatz" berichtet und von den kleinen Ränken und Listen erzählt, die von dieser oder jener Partei angewandt wurden, um der andern den Sieg streitig zu machen. Ich äußerte mein Befremden darüber, wie unter solchen Umständen ein gebildeter, ehrlich denkender Mann überhaupt noch Gefallen daran finden könnte, sich mit „Politik" zu befassen.

Darin liegt die Schwierigkeit, erwiderte Held, sich für die öffentlichen Angelegenheiten eines so vielgestaltigen, so unfertigen und vielfach so korrupten Landes zu erwärmen. Aber haben wir ein Recht, den Kampf aufzugeben, weil der hochideale Zug, der sich in der Konstitution dieses Landes und in vielen seiner Gesetze zeigt, von der Mehrzahl heute nicht verstanden oder gar für ihre eignen, kleinlichen Ziele und Zwecke ausgenutzt wird? Gerade jetzt steht eine

Frage im Vordergrund, die jeden ehrlich denkenden zwingen muß, thatkräftig einzugreifen. Es handelt sich jetzt nicht um hohles Wortgeklingel, um politische Schlagwörter, sondern um ein Prinzip von weittragender Bedeutung. Unter dem Deckmantel des Wortes: „America for the Americans“ ist eine kleine Schar von Börsenspekulanten bestrebt, die europäische Einwandrung einzuschränken, um dadurch bei ihren Versuchen, alles zu monopolisieren, leichteres Spiel zu haben. Offen dürfen sie natürlich damit nicht hervortreten; deshalb schieben sie die Mucker und Temperenzler vor, die den Kampf für sie ausfechten sollen. So kommt es, daß das Volk selbst eigentlich gar nicht weiß, um was es sich handelt. Die großen Parteien „zimmern ihre Plattformen,“ wie es in der Kunstsprache heißt, „und fügen da eine Menge Balken ein,“ die schließlich die Basis so überdecken, daß man sie nicht mehr erkennen kann. Das Volk wird dadurch getäuscht; es glaubt, für diese oder jene Maßregel, die einen rein lokalen Charakter hat, einzutreten, und thatsächlich entscheidet es bei den Wahlen über ganz andre Dinge. Verstehen Sie jetzt, weshalb uns die kleinen Ränke und Listen, die vielen Züge und Gegenzüge, die anscheinend mit den Zielen, die wir verfolgen, nichts zu thun haben, so sehr interessieren? An sich ist es wohl ziemlich gleichgiltig, ob der nächste Bürgermeister unsrer Stadt ein Republikaner oder ein Demokrat, ob der Polizeirichter ein Freihändler oder Schutzzöllner ist, oder der nächste Stadtanwalt sich für Gold- oder für Silberwährung erklärt. Aber wir dürfen nun einmal nicht vergessen, daß die Partei, die jetzt bei den bevorstehenden städtischen Wahlen den Sieg davonträgt, die sämtlichen städtischen Ämter und Stellen zu besetzen hat. Wenn meine Partei, die republikanische, siegt, so ist jeder Schreiber, jeder Portier und jeder Ausläufer in

den nächsten Jahren ein Republikaner. Zu ihrer eignen Selbsterhaltung, um nicht von den Demokraten bei der nächsten Wahl aus dem Amt getrieben zu werden, sind sie unsre zuverlässigsten Truppen in der folgenden Wahlschlacht, und sie werben Bundesgenossen im Kreise von Verwandten und Freunden, wo sie nur können. Kommt dann schließlich der Tag der Entscheidung heran, so stimmen alle diese Leute für uns, nicht weil sie dieselben Ziele verfolgen wie wir, sondern weil sie ihre eignen, kleinen Ziele dadurch zu erreichen hoffen. Aus diesem Grunde ist so viel für uns daran gelegen, daß wir bei den nächsten städtischen Wahlen siegen, obwohl diese schlechterdings mit der Entscheidung über Erschwerung oder Erleichterung des Einwandrerwesens nichts zu thun haben.

Es soll mich gar nicht wundern, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, wenn uns unsre guten, engern Landsleute hierbei einen Strich durch die Rechnung machen, und sich in kurzsichtiger Weise von der Gegenpartei bethören lassen, die, um ihre Stimmen jetzt zu gewinnen, versprochen hat, die Schließung der Wirtschaften am Sonntag weniger streng durchzuführen. An dem Köder werden die Deutschen anbeißen, fürchte ich. Wenn es sich bei ihnen um die Bierfrage handelt, muß alles andre schweigen. Versäumen Sie nicht, Herr Doktor, morgen abend in die Turnhalle zu gehen. Der Verein feiert sein Stiftungsfest, und die Gelegenheit werden sich die „Politiker" nicht entgehen lassen, Stimmen zu werben. Da können Sie mit eignen Augen sehen, wie hierzulande die großen Fragen von nationaler Bedeutung entschieden werden. —

Am nächsten Abend war der große Saal der Turnhalle festlich beleuchtet. Das stattliche Rotsteingebäude mit seiner imposant vorspringenden Giebel-

fassade an der Ecke der Zwölften und Oakstraße strahlte im Schein der elektrischen Lampen. Auf dem bunten, weithin sichtbaren Transparent über dem Haupteingang prangte der Wahlspruch der deutsch-amerikanischen Turner: „Frisch, frei, stark und treu." Als ich den Festsaal betrat, hatte das Schauturnen schon begonnen, das hin und wieder durch einen Vortrag der Gesangsabteilung des Vereins oder kleine Deklamationen einzelner Mitglieder unterbrochen wurde. Auf der Bühne prangte zwischen grünen Blattpflanzen die Büste des Turnvaters Jahn, hinter der die schwarz-weiß-rote Fahne und das Sternenbanner entfaltet waren. An den Wänden waren Dekorationen angebracht, aus denen Washington, Lincoln und Grant neben Wilhelm I., Bismarck und Moltke auf die Schar der frohen Gäste herabschauten. Darunter standen Bänke, von denen aus die Eltern und Angehörigen der Turner die Aufführungen verfolgten. Mädchen in kleidsamen, kurzgeschürzten Turnanzügen wetteiferten an Gewandtheit und Ausdauer mit den muntern Knaben. Ihre tanzartigen Märsche, ihre Stabübungen und Rundläufe an der Schwinge zeugten von dem Ernst, mit dem sie den Übungen obgelegen hatten, und die Leistungen der Erwachsenen an Barren und Reck überboten an Sicherheit und Kühnheit, was ich je in einem Turnverein gesehen hatte.

In einer Ecke des Saals saß der alte Kumpf, der frühere Bürgermeister, zwischen zwei demokratischen deutschen Stadtverordneten, die eifrig auf ihn einsprachen. Er war, wie die meisten alten Turner, früher ein glühender Republikaner gewesen und lebte noch in den Traditionen, die seit den Sklavenkriegen die Turner mit der republikanischen Partei verbanden. Doch das Liebäugeln der Partei mit den Temperenzlern und Prohibitionisten in der letzten Zeit paßte auch ihm

nicht. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, offen zur demokratischen Partei überzutreten, und lächelnd wehrte er die Anstrengungen der beiden Stadtverordneten, die ihn für sich zu gewinnen hofften, ab. Nochmals versuchte einer von ihnen Sturm zu laufen.

Nun sehen Sie nur diesen unverschämten Menschen an, Herr Kumpf, sagte er, wie er sich da drinnen breit macht; und wie sich die Dummen von ihm bethören lassen. Dabei zeigte er auf das Nebenzimmer, in dem eine große Anzahl Männer den Schanktisch belagerte. In ihrer Mitte stand Joe Davenport, der republikanische Kandidat für das Bürgermeisteramt und bestellte mit lauter Stimme eine Runde Bier und Cigarren für jeden Anwesenden.

Hören Sie, was er sagt, fuhr der Stadtverordnete fort. Er sei der beste und würdigste Nachfolger des „alten Kumpf," die Wege, die Sie betreten, werde auch er gehen. In der Sonntagsfrage solle alles beim alten bleiben. Er ist ein frecher, ehrloser Patron. Ich weiß, daß er gestern einen Brief an die Young Man's Christian Association geschrieben hat, worin er die absolute Schließung aller Wirtschaften am Sonntag verspricht, wenn sie ihn unterstützen wollen. Hier oder dort muß er sein Wort brechen. Ich begreife nicht, wie Sie noch bei einer Partei bleiben können, die in dieser schamlosen Weise die Werbetrommel rührt, und wie Sie sich für einen Kandidaten erklären, der wie Davenport von Kneipe zu Kneipe läuft, den Schweden hier erzählt, in seinen Adern rinne· schwedisches Blut, dort sich den Irländern gegenüber brüstet, er sei von Geburt ein Sohn der grünen Insel Erins, und dann wieder den Deutschen weismacht, er stamme von einer deutschen Mutter ab. Treten Sie dem Mann gegenüber und decken Sie sein Spiel auf; Sie werden sich den Dank aller Deutschen erwerben und selbst an Einfluß gewinnen,

indem Sie zeigen, daß Sie sich, wenn es nötig ist, von der Bevormundung Ihrer Partei freimachen und selbständig handeln können. Ich garantiere Ihnen dafür, setzte er leiser hinzu, die Ernennung zum Comptroller, und daß der Posten des städtischen Finanzministers einträglich und einflußreich ist, das wissen Sie ja selbst. Aber es gilt zu handeln, ehe es zu spät wird. Sehen Sie nur, die Wogen der Begeisterung gehen da nebenan höher und höher.

Unterdessen traktierte Davenport am Schanktisch die Umstehenden immer aufs neue mit Bier und Cigarren; höchstens wurde er darin von diesem oder jenem der Kandidaten für die andern Ämter abgelöst. Schon wurden die Reden lauter und schwirrten Begrüßungen und Beglückwünschungen für den unausbleiblichen Erfolg der Republikaner herüber und hinüber, als plötzlich der dicke Buschmann, der Wirt mit dem geröteten Gesicht von der Marktecke, auf ein leeres Bierfaß kletterte und, heftig gestikulierend und eine große Papierrolle hoch haltend, in die Versammlung schrie: Meine Herren! Wir sind alle einig, daß wir zum Mayor der Stadt nur den Besten der Besten gebrauchen können. Es giebt viele Gute, und und ich will niemandem zu nahe treten. Aber wer so dasteht, wie unser Freund Davenport, der heute, ich habe das beweisende Dokument in meinen Händen, durch seine Verdienste zu den höchsten Ehren emporgehoben ist, die einem Menschen überhaupt widerfahren können —, der ist der Beste der Besten, und ihn müssen wir zum Mayor wählen. Unter den lauten Zurufen: Vorlesen, vorlesen! fuhr er dann fort: Ich kann Ihnen die höchst erfreuliche Mitteilung machen, daß unser Freund, der Verfechter deutscher Sitte und Gewohnheit, der Feind der Temperenzler und Prohibitionisten, in öffentlicher Sitzung des Pythias-Ritter-Ordens zum Ehrengroßmeister ernannt worden ist.

Unser lieber Freund, Joe Davenport, unser nächster Mayor, er lebe hoch. Hep, hep, hurra!

Davenport soll leben und Buschmann daneben, denn er weiß doch immer das Neueste, jauchzte die Mehrzahl der Anwesenden. Nur in einer Ecke, wo ein paar Demokraten standen, hatte die Rede keinen Beifall gefunden, und auch in der Gruppe, deren Mittelpunkt Kumpf war, blieb es stumm.

Jetzt bestieg der Bürgermeisterkandidat das Faß und pries Deutschland und die Deutschen, den Rhein und das „fatherland.“ Es waren dieselben Worte, die ich schon so oft von amerikanischen und irländischen Kandidaten gehört hatte, wenn diese sich bemühten, deutsche Stimmen zu fangen; hohle Worte, mit deklamatorischem Schwung vorgetragen, die aber trotzdem auf die vom Freibier angeregten Gemüter der Zuhörer einen großen Eindruck zu machen schienen. Nachdem Davenport geendet hatte, wollten die Hochs und Hurras gar nicht verstummen. Nur mit Mühe gelang es dem alten Kumpf sich jetzt Gehör zu verschaffen. Er wies auf die Alters-, die sogenannte Bärenriege, die sich eben im Saal zu ihren Übungen aufstellte.

Geredet, gehört, getrunken und geschrien, begann er, haben wir jetzt wahrlich genug. Nun handelt es sich darum, ob wir auch all die schönen Worte, mit denen wir gelobt haben, Männer der That zu sein, wahr machen können. Nun fragt es sich, ob jeder auf dem Posten ist. Der Posten des Deutschen ist aber nicht, wo Reden gehalten werden, sondern wo der Augenblick seine Kraft und seine Energie verlangt. Als Präsident der Bärenriege kommandiere ich Sie auf Ihre Posten: In Reihen gesetzt, vorwärts marsch. Damit stellte er sich an die Spitze und führte alle in die Mitte des Saals. Nachdem dort eine Anzahl Freiübungen gemacht worden waren, ergriff er wieder

das Wort: Eingedenk unsers Wahlspruchs fordere ich Sie jetzt auf, gegen die Temperenzler und die Wasserapostel, die unsre persönliche Freiheit beschränken und uns vorschreiben wollen, wo und was wir trinken sollen, Front zu machen, und ebenso gegen die, die mit ihnen liebäugeln und paktieren. Dabei traf sein Blick den Bürgermeisterkandidaten, der der Gruppe gefolgt war, offenbar in der Hoffnung, daß sein Parteigenosse Kumpf ebenfalls die Anwesenden auffordern werde, treu zur republikanischen Fahne zu halten und ihre Stimmen für ihn abzugeben. Ehe er sich der Lage noch vollständig bewußt war, fuhr der andre fort, indem er auf Herrn Holmes, den demokratischen Gegenkandidaten wies, der während der letzten Übungen unbemerkt den Saal betreten hatte: Wenn ich auch nicht dieselben Prinzipien verfechte, wie dieser Mann, so muß ich doch anerkennen, daß er eine Garantie gegen die muckerischen Bestrebungen der Prohibitionisten bietet. Wir Deutschen lassen uns hierzulande viel gefallen und geben stets nach, aber unser Bier lassen wir uns nicht nehmen. Wer uns unsre Rechte darin verkümmern will, muß bekämpft werden; wer uns eine Bürgschaft für ihre Aufrechterhaltung bietet, ist unser Mann. In diesem Sinne rufe ich: Es lebe unser nächster Mayor, Herr Holmes.

Lauter Beifall erscholl von allen Seiten; Männer, Frauen, Kinder drängten sich heran, um dem zukünftigen Mayor die Hand zu schütteln. Die Musik mußte das Star-splangled Banner anstimmen, das die ganze Gesellschaft stehend und in gehobner Stimmung mitsang.

Vernünftigerweise schenkte sich Holmes eine Dankesrede; doch mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde lud er alle ein, ihm ins Nebenzimmer zu folgen, wo eben die lauten Hammerschläge verkün-

deten, daß ein frisches Faß angesteckt werde. Da bildeten sich denn zwei Gruppen, deren Mittelpunkte Davenport und Buschmann auf der einen Seite, und Holmes und sein neuer Verbündeter auf der andern bildeten. Bald herrschte lauter Lärm im Schankzimmer; einer schrie gegen den andern. Die Besonnenern suchten den schnellen Umschwung in der Stimmung ins Lächerliche zu ziehen. Nachdem das Bier auf beiden Seiten eine Zeit lang in Strömen geflossen war, wußte niemand mehr so recht, um was es sich eigentlich handelte, und weshalb er gerade zu dieser und nicht zu jener Partei gekommen sei. Aber es war doch ein schöner, gemütlicher Abend, hieß es, als man sich langsam zum Aufbruch rüstete. —

Als ich den Saal verließ, gesellte sich der deutsche Schuldirektor Rothmann zu mir. Er war ärgerlich über die Szenen, die das so schön begonnene Stiftungsfest in unwürdiger Weise beschlossen hatten. Dieses mal wenigstens, sagte er, hätten die Deutschen zusammenhalten müssen, schon um zu zeigen, daß sie einmütig für unsern Kongreßkandidaten Held eintreten wollen. Aber wo es sich um die höchsten Interessen des Deutschtums in Amerika handelt, sind sie nur um ihre eignen, kleinlichen Magenfragen besorgt und lassen ihre Feste von rücksichtslosen Politikern zu einem Jahrmarkt machen, auf dem ein Glas Bier die Überzeugung eines Mannes kauft. Das nenne ich Korruption der schlimmsten Art.

Während dieser Worte waren wir die Treppe hinuntergestiegen. Rothmann lud mich ein, ihm noch einen Augenblick ins Klubzimmer im Erdgeschoß zu folgen, und fuhr dann fort: Es soll mich gar nicht wundern, wenn wir jetzt hier gerade die beim Skat oder am Lesetisch finden, die oben hätten sein müssen, um die Sache des Deutschtums den Irländern und Knownothings gegenüber zu wahren. Richtig, da

sind sie! rief er aus, als er die Thür öffnete. Nun, meine Herren, wandte er sich an sie, weshalb war denn keiner von ihnen oben?

Weil sich ein anständiger Mensch überhaupt nicht in die Politik mischen soll, antwortete der reiche Tiemann, der mit dem Lehrer Müller und einem dritten am Skattisch saß. Was ist überhaupt Politik? Versuch der einen, die im Amte sind, drin zu bleiben, und der andern, hineinzukommen. Müller, Sie geben.

Natürlich, fuhr Rothmann fort, wenn alle so denken, dann ist es erklärlich, weshalb die Deutschen so gar keinen Einfluß in der Politik haben und nur die Lastesel sind, denen die Bürde der Pflichten aufgeladen wird, die aber vom Futter der Rechte nichts bekommen.

Ist es nicht dieselbe Indifferenz in allen ernsten Dingen, sagte er dann zu mir, nachdem wir in einer Ecke Platz genommen und ein Glas Bier bestellt hatten, wie vor achtzehnhundert Jahren? „Der eine hat ein Joch Ochsen gekauft und der andre ein Weib genommen, darum kann er nicht kommen.“ Kleindeutschland, und immer wieder Kleindeutschland! Niemand ist sich der zivilisatorischen, weltumgestaltenden Mission Großdeutschlands bewußt.

Und welches wäre diese Mission Großdeutschlands in Amerika? fragte ich.

Es giebt ein Buch, antwortete er; ein vergessenes, totgeschwiegnes Buch, darin steht: „Asien ist die Wurzel, Europa der Stamm und Amerika die Krone des Weltbaums. So wie einst das mächtige Albion dem kleinlichern Holland die Wachtposten der Kultur rings auf dem Erdenrund nach und nach abnahm und sich zur weltbeherrschenden, zivilisatorischen Macht aufschwang, so ist es Deutschlands Mission, die von Krämern ausgestellten Wachtposten der Zivili=

sation abzulösen und sie durch Menschen im vollsten Sinne des Wortes zu ersetzen."

Wenn dieses Buch, „Der Amerikamüde" Kürnbergers, das zu den geistreichsten und belehrendsten über Amerika gehört, die ich gelesen habe, in weiten Kreisen so bekannt geworden wäre, wie es verdiente, so würden wir hier heute einen guten Schritt weiter sein und nicht immer wieder in die Fehler des darin gegeißelten „Kleindeutschlands" verfallen. Es wird noch lange dauern, ehe die Deutschen hier in Amerika von der hohen Bedeutung und Wichtigkeit der Aufgabe Deutschlands für die ganze Welt überzeugt sein werden, die in der Obhut der idealen Güter der Menschheit besteht. Wenn wir hier auch die Bürger eines neuen Landes sind, so dürfen wir deshalb nicht vergessen, daß wir es dem alten Vaterland schuldig sind, Treue und Glauben zu hegen und zu pflegen. Wir dürfen uns nicht vom allgemeinen Strom fortreißen und nur Pfiffigkeit und Eigennutz, Kleinlichkeit und deutsches Micheltum züchten. Wir müssen der Worte unsers großen deutschamerikanischen Landsmanns Stallo eingedenk sein, der so oft die Mahnung hat erschallen lassen, die deutsche Treue als das köstlichste Gut zu bewahren.





15

Beim Verschollnen

Eine bange Gewitterschwüle lag über der Stadt Kansas City. Tage der unerträglichsten Hitze waren es gewesen, in denen ich die Ärzteversammlung in Topeka, der Hauptstadt des Nachbarstaates Kansas, mitgemacht hatte. Müde und matt kam ich um die Mittagszeit vom Bahnhof, und noch hatte ich eine zweite, ähnliche Versammlung, die der Eisenbahnärzte, zu besuchen, die sich der ersten gleich anschloß, obwohl man übersättigt war von den vielen und mannichfachen Neuerungen, die man in Topeka zu sehen und zu studieren bekommen hatte.

Eine solch bleischwere Gewitterschwüle, wie sie auf den weiten Prairien des Westens brütet, ist meist der Vorbote von etwas schlimmem, wenn nicht Gewitterregen Abhilfe schaffen. In solchen Tagen sieht in den Prairiestädten des Westens alles gespannt nach den wetterverkündenden Signalflaggen auf dem Dache des meteorologischen Instituts. Düster schwarzrot hebt sich der Riesenpalast des Börsengebäudes mit seinem vielsagenden Turm, worin das Institut untergebracht ist, von dem fahlen Himmel ab. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, denn jeder möchte wissen, ob Anzeichen da sind, daß es endlich zu einem erlösenden Gewitter

kommen wird, oder ob der gefürchtete Orkan im Anzuge ist. Diese Orkane des Westens sind schrecklich; sie zerstören im Nu Städte, zerbrechen Paläste und reißen gewaltige Brücken mit fort, als ob sich die von der Menschheit geknechtete Natur rächen wollte für die Abholzung der Wälder, für die Vernichtung der Vegetation, für alle unbefugten Eingriffe in ihr Heiligtum.

Unheimliche Stille herrscht in der Luft. Trotzdem ist die Atmosphäre voll gelben Staubes, der sich mit dem den Dampfschloten entsteigenden Rauche vermischt und nun alles schwarzgelb überzieht, selbst den Epheu und die Winde, die sich dort an der Veranda des bescheidnen Holzhäuschens emporranken, das noch, eine Erinnerung an vergangne Tage, inmitten all der Riesenbauten moderner Häuserkolosse stehen geblieben ist und den Gipfel eines gelben Lehmkegels krönt, der sich noch mit einigen wenigen Holzbuden zwischen den neuen Rotsteinpalästen erhebt. Dicke Wolken von Lehmstaub steigen auf der andern Seite des Hügels auf, wo Dutzende von kräftigen Pferden mit großen Transportschleifen gewaltige Erdklumpen fortschleppen, um für einen neuen Prachtbau Platz zu machen.

Von Zeit zu Zeit durchzittert ein dumpfer Donnerschlag die Luft. Aber es ist nicht das lange ersehnte Gewitter, das seine Vorboten sendet; es sind Dynamitschläge der Sprengarbeiten an dem harten Gestein, das sich dort unter dem Erdhügel hinzieht, auf dem neben einer berankten Negerhütte ein Holzkirchlein thront mit der Aufschrift: Carriages to let (Hier sind Fuhrwerke zu vermieten). Das frühere Gotteshaus ist in einen Leihstall umgewandelt, ein Zeichen, daß es sich den veränderten Verhältnissen anzupassen versucht hat. Aber es hilft ihm nichts, es muß dem Straßendurchbruch doch schließlich Platz machen. Der Fortschritt der Technik versetzt hier Berge und macht Hügel weichen. Die Elemente grollen, doch der Mensch lacht ihrer.

Wie sie bei den Peitschenhieben auf die armen, schwitzenden Gäule grinsen, die Neger, die dort beineschlenkernd und tabakkauend auf dem Geländer des benachbarten Baues sitzen! Das Seufzen der Kreatur ist für sie eine Lust.

Alles schmiegt sich beiseite, um den im Hintergrunde drohenden Naturgewalten zu entgehen. Pflanze, Tier und Mensch zittern vor dem kommenden Ereignis. Die weitaufgeblühte Sonnenblume dort oben vor der Negerhütte, sie hat so lange ihr Haupt der glühenden Sonnenkugel zugekehrt; jetzt, wo die Sonne hinter dem heißen Qualm und Staub verschwunden ist, weiß sie nicht, wohin sie ihr goldiges Gesicht wenden soll; traurig beugt sie es zur Erde. Und die Küchlein daneben verkriechen sich bei jedem Donnerschlag der Dynamitsalven trotz der Mittagsstunde unter die Flügel der Gluckhenne, als ahnten sie herannahendes Unheil. Selbst der Mensch beginnt dem Grollen der Natur zu weichen. Schlaff hängt die Flagge auf dem Observatoriumsturm herab; die Signalstange kündet heute nichts bestimmtes. Die Atmosphäre ist so von Elektrizität geschwängert, daß man sich genötigt gesehen hat, bei dem wirren Spiel der Zeiger, die heute keine zuverlässigen Angaben machen, mehrere Drähte auszuschalten.

Wie hatten sie sich gestern noch auf der Versammlung in Topeka gefreut, wie man es doch so herrlich weit gebracht habe. Mit ihrer Technik war ihnen alles möglich. Mit all ihren Instrumenten waren sie auf der Versammlung erschienen, und sie meinten, daß es nur einer Kleinigkeit bedürfe, um Lebenskräfte aus dem Nichts herzustellen, daß sie Elektrizität — wenn sie auch nicht ihr Wesen begriffen — doch in beliebiger Menge erzeugen und auf den Markt werfen könnten; ja sie konstruierten Regenapparate und hofften sicher, nächstens Krankheit und Tod zu bannen. Und heute vernichtet ein einziger heranziehender Sturm ihre Apparate.

In solche Gedanken versunken, wanderte ich durch das Menschengewühl, das einem aufgescheuchten Ameisenhaufen glich, nach der Electric Hall, dem Versammlungsorte des Kongresses der Eisenbahnärzte. Als früherer Arzt des Hospitals der mexikanischen Zentralbahn war ich mit einer Einladung und Mitgliedskarte beehrt worden, und so konnte ich trotz Hitze und Ermüdung nicht gut fehlen. Auch drängte es mich, zu sehen, ob ich hier etwas finden würde, was den Eindruck abschwächen könnte, den die Versammlung der Dreisemesterherren in Topeka auf mich gemacht hatte.

Alles in allem verlief die Zusammenkunft der Eisenbahnärzte Amerikas recht stattlich und luxuriös. Die Ausstellung von Instrumenten und Apparaten war sehr reichhaltig; die Vervollkommnung der Photographie, namentlich in Verbindung mit der Mikroskopie, war bewunderungswürdig; und geradezu großartig waren die festlichen Zurüstungen. Aber durch nichts darf man sich weniger in der Beurteilung des ärztlichen Lebens leiten lassen, als durch die Vorträge und Festessen der ärztlichen Kongresse, weil da alles mit dem künstlichen Nimbus einer fachwissenschaftlichen Kollegialität umsponnen wird, der der Sache im Alltagsleben meist abgeht.

Doch nicht nur dieser Hintergedanke, auch noch etwas andres machte mich frösteln, wenn ich diese Herren mit ihren Reise- und Instrumententaschen wie Handlungsreisende die teppichbelegten Marmortreppen hinaufgehen und in den Sitzungssaal eintreten sah. Gang und Haltung eines Ankömmlings ist für den Arzt, der die anatomischen und pathologischen Eigentümlichkeiten der verschiednen Gewerkschaften zu seinem Spezialstudium gemacht hat, sehr bedeutungsvoll: der krumme, gewölbte Rücken deutet auf frühere harte Muskelarbeit, sei es hinter dem Ladentisch, sei es auf dem Lager beim Verladen von Gütern oder sonstwo;

die schwielige, große, breite Kubikhand mit kurzen Fingern deutet auf gewisse Arbeiten mit harten Werkzeugen. Als ich nun die „Kollegen“ mit ihren sonntäglich zugeknöpften Röcken, ihren schlecht gepflegten, staubigen Bärten, ihren sonnverbrannten Händen und Gesichtern an mir vorbeikommen ließ, so dachte ich mir unwillkürlich den festlichen Bratenrock weg, und vor meinem geistigen Auge standen sie alle in Reih und Glied, wie sie ausgesehen hatten, ehe sie sich ihrer Dreisemestermetamorphose, die man hier medizinisches Studium nennt, unterworfen hatten: Ladendiener, Barbiere, Apothekerlehrlinge, Knechte, Schreiber, Handwerker, Fabrikarbeiter und wer weiß, was sonst noch alles waren sie gewesen.

Dennoch hörte ich von ihnen ganz gewandte Vorträge — meist freilich abgelesen — mit interessanten Vorzeigungen von Apparaten, Modellen, Neuerungen und Verbesserungen aller Art. Immer handelte es sich um neue, kleine technische Kunstgriffe, um Verbesserungen, bei denen hier eine Schraube, dort ein Schloß dem alten Instrument angefügt war, um Neuerungen in den Verbandmethoden, um zweckmäßige Vereinfachungen. Auch ein satirisches Gedicht über die Bazillenjagd wurde von einem alten Graubart vorgetragen, das einzige, was sich über handwerksmäßige oder spezialtechnische Kunststückchen emporhob und einen Blick in die allgemeine Skepsis thun ließ, die überall da Platz greift, wo Durchbildung, Überblick und Überzeugung fehlen. Das karikierte Zukunftsbild unsers in Spezialitätenkram ausartenden ärztlichen Treibens stand vor mir. Wenn es schon jetzt so weit gekommen ist, daß in unsern Großstädten der Kranke womöglich selbst die Diagnose stellen muß, ehe er sich entscheidet, an welchen der vielen Spezialisten er sich mit seinem Leiden wenden will, wie wird es erst später werden, wenn der Zusammenhang mit den allgemeinen Kenntnissen immer mehr durch den Spezialismus verwischt und aufgehoben sein wird! Der

alte Hausarzt wird dann ganz verschwinden, und es wird eine handwerksmäßige Flickschusterei am menschlichen Körper um sich greifen, weil sich jeder nur mit den einzelnen Teilen, keiner mehr mit dem Ganzen befaßt.

Vor mir entrollte sich das ganze traurige Bild des von der Kunst zum Handwerk herabgesunknen ärztlichen Berufs, und ein Gefühl von Heimatlosigkeit wandelte mich bei diesem Bilde an. Ich mußte an die anregenden Abende bei den Koryphäen unsrer Wissenschaft in New York vor fünfzehn und zwanzig Jahren denken, an die Abende, wo jeder von uns jungen Ärzten seinen Ehrgeiz darein setzte, pathologische und anatomische Belege von der letzten Leichenschau oder Operation zur Ansicht und gemeinsamen Begutachtung mitzubringen. Wie wurden da von dem hohen Gesichtspunkt naturwissenschaftlicher Grundanschauung aus alle Einzelheiten von Männern wie Jacobi, Kaemmerer, Noeggerath gewürdigt, besprochen und dann dem Ganzen eingereiht! Und hier? Ein großer Jahrmarkt mit vielen netten Sachen und vielen Leuten, die sich drängten, sie feilzubieten. Keine Diskussion, nur Vortrag, selten ein Einwurf, eine Bemerkung. Nach stillschweigendem Übereinkommen störte man den seine Ware anpreisenden Geschäftsmann nicht. Der ganzen Sache fehlte das Herz, die Seele. Vor lauter Spezialisten und Technikern sah man in dieser Versammlung den Arzt nicht mehr, den durchgebildeten Arzt, der mit Kopf und Herzen zugleich seinem hohen Beruf ergeben ist.

Ich mußte hinaus aus dem schwülen Saale, hinaus aus diesem Jahrmarkt, in die frische Luft, in die freie Natur. Eben war ich im Begriff, nach der in einen Leihstall verwandelten Kirche hinüberzugehen, um mich nach einem Fuhrwerk umzusehen, da kam mir der Buggy des Kollegen Brand gelegen.

Das Gewitter verzieht sich! rief er mir zu. Fahren Sie mit?

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Nur hinaus aus dieser dumpfen Stadt, womöglich in den Wald!

Recht so, entgegnete der Kollege, fahren wir in den Wald, nach der feurigen Quelle, die der seltsame Einsiedler hütet, den Sie schon neulich beim Besuch im Hospital als verliebten Kräutersammler kennen gelernt haben!

Es giebt noch heute Robinsons und Lederstrumpfs in Amerika, Leute, die es aus dem alten Europa hinausgetrieben hat, nachdem sie vom Schulzwang der alten Welt genug gekostet hatten, um Natur und Freiheit, wie sie sie sich träumten, da zu suchen, wo es noch keine Brillen, Akten und Geldschränke giebt, um die sich heute ja alles dreht. Einen solchen neuen Robinson lernte ich in dem Manne kennen, der in dem Walde wohnte, zu dem unser Buggy jetzt von der staubigen Landstraße einbog. Der Weg hatte uns weit aus der Stadt hinaus geführt, weit von dem Geklingel und Gedröhne der Stadtbahnen, von dem Rauchen und Pfeifen der Fabrikschlote hinweg, zuletzt noch an einem einsamen, deutschen Biergarten vorbei, der malerisch im Grünen lag. Vor dem ländlichen Bretterhause hielten auf dem freien Platze neben der Landstraße leichte Wägelchen, und vom Garten her hörte man laute Rufe, Kegelschieben und Gewehrschüsse.

Gut, daß ich dran denke, sagte der Kollege neben mir im Buggy, heute werde ich mich wohl auch einmal unter das Volk mischen müssen. Heute ist Scheibenschießen des Kriegervereins, und eben sehe ich meinen neuen Kollegen, den Hypothekenpastor, in den Garten gehen. Der will sich beliebt machen, da darf ich mich heute abend nicht ganz zurückziehen.

Der hat es also wirklich fertig gebracht? fragte ich.

Mediziner zu werden, erwiderte Dr. Brand, ja wohl.

Nun, Sie haben doch die Konkurrenz eines solchen Menschen nicht zu fürchten?

O, er thut mir tüchtigen Schaden! Er weiß sich durch seine pastoralen Eigenschaften und Bekanntschaften überall einzudrängen, und die Leute starren ihn wie ein Wundertier an. Den Gläubigen weiß er durch seine Frömmigkeit zu imponieren, und den Ungläubigen durch seinen Übertritt von der Theologie zur Medizin. Wenn das so weiter geht, weiß ich nicht mehr, was ich anfangen soll. Meine Office unten in der Geschäftsstadt werde ich wohl aufgeben müssen, denn sie ist fast ganz leer, seit sich die dreißig assoziierten Wunderdoktoren mir gegenüber niedergelassen haben, und seit sich dieser Pastor das Feld erobert hat. Der chinesische Doktor im Nebenhause hat augenblicklich mehr zu thun, als der deutsche Arzt.

Ist das Publikum hier in der aufgeklärten neuen Welt wirklich noch so urteilslos, daß es einen geprüften deutschen Arzt nicht über einen hergelaufnen Quacksalber zu stellen weiß? rief ich voll Entrüstung aus.

Das Publikum ist dumm, erwiderte er, und je zusammengewürfelter ein Publikum ist, desto mehr glaubt es sich berechtigt, mit seinen Launen der Vernunft Hohn zu sprechen. Hier ist alles möglich, und deshalb wundert man sich über nichts mehr. Hier, wo alle Jahre eine neue Religion gestiftet wird, wo aller zwei Jahre ein Messias, umgeben von Engeln und Aposteln, erscheint und Vorstellungen giebt, wo jeden Augenblick auf dem von den Mormonen aufgefundnen Wege eine neue Religionsoffenbarung des Weissagens und Wunderthuns entdeckt wird, hier darf man sich auch nicht darüber wundern, wenn einem plötzlich von irgend einer alten Tante doziert wird, daß für Muskelrheumatismus die Glaubens- oder Seelenkur die beste ist. Es ist ganz vergeblich, zu widersprechen. Unter uns gesagt, ich habe in den letzten Monaten so viel gesehen und durchgemacht, daß ich anfange, diesen aufgeklärten Janhagel, dem ich zuerst für sein Entgegenkommen dankbar

war, zu hassen, zu hassen aus vollster Seele, wie ich noch heute seit meiner Studienzeit alle Halbbildung, alles Philistertum hasse. Diesen armen Kerl, zu dem ich Sie jetzt führe, beneide ich oft in seiner stolzen Einsamkeit; oft wünsche ich, wir könnten unsre Rollen mit einander tauschen.

Wie alt ist er denn, daß er sich zum Eremiten eingesponnen hat?

Höchstens dreiunddreißig oder vierunddreißig Jahre. Er hat aber viel erlebt in den acht oder neun Jahren, wo er im Lande ist. Er hat in Deutschland Medizin studiert, aber schon auf der Schule und später auf der Universität viel Chemie und Physik getrieben. Da er den ärztlichen Beruf in der Heimat überfüllt sah, zog er es vor, mit den paar hundert Thalern, die er hatte, nach New York auszuwandern. Hier fiel er Spekulanten der gewissenlosesten Art in die Hände, die Wind davon bekommen hatten, daß er bedeutende Kenntnisse in der Chemie hatte. Sie veranlaßten ihn, seine Arbeitskraft in den Dienst eines neuen Fabrikunternehmens zu stellen. Er ging darauf ein, zumal da ihm versprochen wurde, wenn die Fabrik erst in Betrieb gesetzt wäre, sollte er Teilhaber des Geschäfts werden. Jansen, so heißt er, ging mit dem ganzen Eifer eines deutschen Jünglings an die Arbeit; er gab neue Ideen an, die sich als sehr vorteilhaft erwiesen; er war die Seele des Ganzen. Endlich war alles fertig, die Fabrik wurde in Betrieb gesetzt, und Jansen erwartete nun als Leiter des technischen Teils des Unternehmens eingesetzt zu werden. Aber nun brauchten ihn die Yankees nicht mehr. Da er in den sechs oder acht Monaten, die der Bau und die Einrichtung der Fabrik in Anspruch genommen hatten, thöricht genug gewesen war, sein kleines Kapital zu verzehren, statt Bezahlung für seine Mühe und Arbeit zu fordern, saß er nun buchstäblich als Bettler auf der Straße. Doch Sie werden ihn ja gleich selbst

sehen. Dort unten im Grunde wohnt er, das kleine Blockhäuschen hinter den hohen Ulmen bietet ihm Schutz gegen die Unbilden der Witterung.

Wovon lebt er denn? fragte ich, als wir vom Wiesenfahrwege abbogen und zwischen den ersten weitstehenden Bäumen hindurch zu dem Blockhause fuhren.

Vom Rattenfangen und Negerkurieren. Er fängt nämlich Beutelratten, ein sehr geschätztes Wildbret der Neger, die auf den umliegenden Farmen wohnen. Die Pelze verkaufen sich gut. Außerdem verrichtet er Wunder mit dem Feuerquell, der leicht purgierend wirkt.

Endlich kamen wir an das aus Balken und Brettern roh gezimmerte Haus. Vor der niedrigen Thür standen und hingen mehrere größere und kleinere Käfige mit Vögeln, Schlangen, jungen Beutelratten und sonstigem Getier. Nachdem wir ausgestiegen waren, wurde das Pferd mit dem Eisengewicht in der Nähe einer großen Ulme festgelegt, wo es grasen konnte. Neben der Hütte war ein sumpfiger Platz, wo ein starkes, rhythmisches Geräusch, wie Blasen und Sprudeln, auf eine eigentümliche Naturerscheinung deutete; in der Mitte des Sumpfes war ein Gasrohr von beträchtlicher Länge senkrecht so in den Boden eingelassen, daß es noch zwei und einen halben Meter herausragte; anderthalb Meter über dem Erdboden war es wagerecht umgebogen. Aus der Öffnung kam stoßweise Wasser in starkem, mehrere Fuß langem Strahl hervorgeschossen.

Wie wir noch vor dem merkwürdigen Naturschauspiel standen, kam der Hüter des Brunnens aus der Hütte mit einem Glase in der einen Hand und einem Fidibus in der andern. Mit dem Fidibus entzündete er die der Öffnung des Rohres zugleich mit dem Wasser entströmenden Gase. Eine meterlange Flamme schlug wie das Wasser stoßweise hervor, zuerst in derselben Richtung, dann nach oben flackernd, während das Wasser zu Boden plätscherte.

Unser Robinson hatte sich recht verändert, seit ich ihn zuletzt vor dem Hospital gesehen hatte. Sein Gang war schwankend, er sah blaß aus, die Augen blickten müde; er schien krank zu sein.

Er gab uns von dem Wasser zu kosten; es schmeckte etwas salzig und alkalisch. Der Eigentümer des Platzes, ein deutscher Kaufmann, ging, wie uns Jansen mitteilte, mit dem Plane um, hier eine Heilanstalt zu errichten. Bis jetzt war aber alles rings herum noch Wildnis: Gestrüpp, Schlingpflanzen zwischen den hohen Bäumen, Felswände, Moosabhänge.

In der Hütte fand sich kein Mobiliar außer einem alten, großen, wackligen Tisch, einem Stuhl und einer Matratze auf der Erde. In der Wand am Kopfende der Matratze waren ein paar Gucklöcher, durch die im Notfall der Lauf des Gewehrs gesteckt werden konnte, das in der Ecke lehnte. Ein frisches Pferdekopfskelett, ein Menschenschädel, Teile von Tieren, teils in Spiritusflaschen, teils getrocknet, lagen in den Ecken herum; Kästchen und Gehäuse mit Eidechsen, Schlangen, Vögeln, Beutelratten, außerdem altes Geschirr und Gerümpel gab es überall, wohin man blickte.

Da mich manches in dieser zoologischen Sammlung interessierte, so schlug mir Dr. Brand vor, er wolle eine Weile zum Scheibenschießen des Kriegervereins hinüberfahren und mich später, wenn ich mich sattgesehen hätte, wieder abholen. So blieb ich denn zurück und plauderte mit dem kranken Einsiedler über die sonderbare Lage, in die er sich hier begeben habe, während er doch nach meiner Meinung Anstrengungen machen könne, sich noch etwas in der Welt zu erringen.

Ich bin es müde, antwortete er, keuchend und mißhandelt neben der großen Staatskarosse unsrer Gesellschaft, auf der die Reichen thronen, einherzulaufen, um die Gnade bettelnd, mitziehen zu dürfen. Das Spiel ist so albern, so entwürdigend! Früher

gab es eine Zeit, wo ich mich selber ziehen lassen konnte. Aber sie ist vorbei. Die oben sitzen, lassen so leicht keinen hinauf. Sie selbst haben ewig Angst vor dem Herunterfallen und klammern sich trotz ihres heitern Gebahrens grimmig am Geländer fest. Denn der Fall bricht manchem das Genick. Die meisten, die herunterfallen, müssen froh sein, wenn sie wieder mitziehen dürfen. Ich bin es überdrüssig. Lieber tot oder verschollen sein!

Das war die Antwort, die mir der einsame Mann unter traurigem Lächeln gab, während er in Müller-Pouillets Physik blätterte, die auf dem Tische neben dem Kommersbuch und Ibsens Gedichten lag, den einzigen Büchern, die, wie es schien, in der kleinen Behausung vorhanden waren.

Ich sah seinen fadenscheinigen Anzug und die tiefliegenden traurigen Augen in dem blassen, kranken Gesicht. Ich wollte ihm Mut zusprechen. Da nahm er einen Brief aus dem Buche, in dem er blätterte, und sagte: Aus diesem Briefe können Sie sehen, daß mein Streben ernst gewesen ist. Es ist ein Brief von Professor Johannes Müller an mich, worin er mir für meine Ermittlungen über die Talbotschen Linien dankt.

Ich that einen Blick hinein. Der Anfang lautete: „Hochverehrtester Herr! In dem Paragraphen, der über die Talbotschen Linien handelt, ist mir, wie Sie richtig bemerken, ein Fehler untergelaufen.“ Nun folgte eine wissenschaftliche Auseinandersetzung, dann schloß der Brief mit den Worten: „Für Ihre gütige Mitteilung bin ich Ihnen sehr verbunden, namentlich aber ist mir Ihre beigelegte Konstruktion von Interesse gewesen, die ich bei einer etwa zu bearbeitenden neuen Auflage des Lehrbuchs, soweit es möglich ist, berücksichtigen werde. Ich verbleibe hochachtungsvoll Ihr ergebner J. Müller.“

Welche Überraschung, in diesem Waldwinkel, in dieser Hütte, in dieser ärmlichen Kleidung einen Mann der Wissenschaft zu finden! Daß ich einen denkenden Mann, einen charaktervollen Menschen vor mir hatte, der sich seines Wertes bewußt war, das war mir schon vorher klar geworden.

Wenn es Ihnen hier in Amerika nicht glückte, weshalb gingen Sie nicht nach Deutschland zurück, wo gewiß vieles anders und besser geworden ist, und wo Sie, dank Ihren wissenschaftlichen Arbeiten, die Ihnen Bekanntschaften und Hilfe sichern, gewiß bald vorwärts kommen würden? fragte ich im Laufe des Gesprächs weiter.

Ich kenne das, antwortete er. Ich war ein Jahr drüben, nachdem ich hier alles verloren hatte. Ich kam begeistert für das alte Vaterland und müde der amerikanischen Dollarhetze wieder in meiner Vaterstadt an. Ich ging nach Berlin und staunte die Polizeiordnung an. Äußerst schneidig und patent alles, was ich sah! Ich wurde aber selbst noch mehr angestaunt, als man sah, daß ich nichts als mein volles Herz und meinen guten Willen zur Arbeit mitgebracht hatte. Die Dollarkisten fehlten. Von da an fehlte auch das Interesse für den aus der neuen Welt in die Heimat zurückgekehrten. Nachdem die erste Empfangsfreundlichkeit vorüber war, hörte ich, was man sich in Deutschland unter Amerika vorstellt: ein Auswandrerasyl, die große Verbrecherkolonie von ganz Europa! Ich hatte den Leuten hier in Amerika Deutschland oft als das Muster der Ordnung hingestellt. Jetzt kam ich von Berlin wieder in meine kleine Heimatstadt und sah, daß, wo die Polizeiordnung der Prunk- und Musterstadt Berlin aufhört, alles noch mehr im Argen liegt als anderswo. Überall Stillstand oder doch nur so langsamer Fortschritt, daß es in meinem Vaterstädtchen alles gerade noch so aussah, wie es vor dreihundert Jahren aus-

gesehen hatte, und wie es wahrscheinlich nach dreihundert Jahren auch noch aussehen wird. Als ich aber auch sah, daß im neuen deutschen Reiche immer noch so wie im alten heiligen römischen Reiche das alte römische Recht herrscht, und die Menschen so wenig Ehrgefühl haben, daß sie sich das noch immer gefallen lassen, da ergriff mich wieder mein altes Blockhüttenfieber, meine Lederstrumpfsehnsucht nach der freien Natur auf freiem Boden, und wäre es mit Preisgebung aller Beziehungen zur zivilisierten Welt gewesen. Ich wollte das Joch der Unselbständigkeit abschütteln. Als nun gar auf eine öffentliche Warnung, die ich an meine Mitbürger erlassen hatte, das verpestete Wasser aus einem Brunnen unsers Städtchens zu meiden, ein landrätlicher Wischer kam, ich hätte mich um solche Sachen nicht zu kümmern, und als die geschädigten Brunnenbesitzer mich noch dazu als Sozialdemokraten verdächtigten, da hielt mich nichts mehr. Ich ließ die eben mühsam erworbne ärztliche Praxis im Stich und wanderte zum zweitenmale aus.

Sonderbar berührt reichte ich ihm die Hand. Also sind wir Kollegen? Warum fingen Sie denn aber nicht mit der Praxis in New York an, wo doch die kollegialischen Verhältnisse für den deutschen Arzt so anständig sind, wo das Benehmen der deutschen Koryphäen gegen den neu ankommenden Arzt wirklich herzlich und entgegenkommend ist?

Dazu ging ich nicht nach Amerika zurück, antwortete er ruhig und ohne Bitterkeit. Um die Welt mit ihrer ausbeuterischen Gesellschaft hinter mir zu lassen, wandte ich mich dem Hinterwalde zu. Sie müssen mich nicht für einen unruhigen, unzufriednen Phantasten halten, der, verbittert mit der Welt, die Flinte ins Korn wirft und Reißaus nimmt.

Während er so sprach, stopfte er sich ein Thonpfeifchen und setzte sich mit mir vor die Thür. Den

einzigen Stuhl hatte er mir herausgebracht, während er selbst sich auf einen Baumstumpf niederließ. Dann fuhr er fort: Ich hing mit ganzer Seele an einem Mädchen aus guter Familie, die ich bei meinem ersten Aufenthalt in New York als Backfisch kennen gelernt hatte, und die ich bald liebte, wie sie mich. Wir hatten nicht auf ewig von einander Abschied genommen, als ich ausgeplündert, als Bettler nach Berlin zog. Wir schrieben uns. In dem Jahre meiner Abwesenheit starben plötzlich kurz nach einander ihre beiden Eltern und ließen sie als mittellose Waise zurück. Sie hatte eine gute Schulbildung genossen, und so fand sie bald eine bescheidne, aber auskömmliche Stelle als Lehrerin an einer öffentlichen Volksschule. Sie schrieb mir, sie setze alle Hoffnung für ihre Zukunft auf mich. Ich wollte, mußte deshalb noch einen krampfhaften Versuch machen, es schnell zu etwas zu bringen. Als Trapper, als Wildsteller des Westens konnte ich das, ohne mit der mir verhaßten Dollarhetze der Großstädte in gar zu nahe Berührung zu kommen. Ich schloß mich ein paar alten Schulfreunden an, die ich in New York traf, wo sie gerade beutebeladen von ihrem zweiten Jagdzug angelangt waren, und von wo sie, nachdem ihre Waren in Geld umgesetzt waren und dieses sicher angelegt war, nun ihre dritte und letzte Expedition in die Steppen des Westens und in die Berge der Rocky Mountains antreten wollten. Nichts kam mir gelegner, als dieser Zug in die Wildnis. Um als Arzt in New York zu praktizieren und dadurch Geld zu erwerben, um mich standesgemäß mit Pferd und Wagen, mit Instrumenten und Wohnungseinrichtung auszustatten, dazu hätten Jahre der Geduld gehört. Die hätte ich zwar gehabt, aber die Menschen widerten mich an, namentlich die Großstädter mit ihrem ewig verlognen Gebahren vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Betrogne Betrüger,

frömmelnde Dollarjäger, bieder thuende Taschendiebe, hinter Gemütlichthuerei sich verbergende, nägelkauende Rechenmeister, Intriganten, Pfiffikusse überall. Großdenkende Menschen so wenig, daß man sie mit der Laterne suchen mußte.

Die Verbitterung hatte sich seiner wieder bemächtigt. Mich faßte die Ungeduld, und ich konnte die Frage nicht unterdrücken: Aber wo in aller Welt finden Sie denn idealere Menschen, idealeres Recht? Dazu müßten Sie sich doch schon einen andern Planeten aussuchen. Nichts auf der Welt ist ideal, und man muß mit dem Gegebnen rechnen. Man kann nicht alles verwerfen, vernichten und an seiner Stelle aus der Luft gegriffnes Neues aufbauen wollen.

Ein wenig Geduld, und Sie werden verstehen, wie ich es meine, antwortete er darauf wieder gelassener. Wer wie alle nicht naturwissenschaftlich denkenden Menschen — und von solchen wird ja sonderbarerweise der Staat heute noch geleitet — von dem Gedanken ausgeht: Alles ist so, wie es ist, richtig und unantastbar, der kommt wie Sie zu dem Schluß, daß daran auch nichts zu ändern sei, daß also die Verhältnisse, wie sie in der alten Welt bestehen, ewig und solange es Menschen giebt, auf der ganzen Welt so fortbestehen müßten. Das nenne ich „europäocentrisch" gedacht. Wer dagegen naturwissenschaftlich denkt und von der ewigen Weiterentwicklung überzeugt ist, der erkennt die Entwicklung der Menschen vom Kannibalismus zur Sklaverei, von der Sklaverei zur gegenseitigen Übervorteilung und von dieser zur Interessensolidarität, die herrschen wird, sobald nur die Leitung aus den Händen der Papiermänner in die Hände derer übergegangen sein wird, die die weltbeherrschenden Naturgesetze zu Gesetzen in jeder Beziehung zu erheben berufen sind. Das ist menschlich, das ist „anthropocentrisch" gedacht.

Das Weltgesetz von der allmählichen sittlichen Verbesserung des Menschengeschlechts, unterbrach ich ihn, würde ich schon gelten lassen, wenn der Mensch nicht ein so unverbesserliches Raubtier wäre —

Daß er sogar gegen seine eigne Rasse wütet, fuhr Jansen fort; Sie haben Recht; darin übertrifft er alle Raubtiere; das thut außer ihm keines. Daneben läßt sich aber doch das Aufkeimen edlerer Regungen nicht leugnen. Die Bellamyschen Gedanken, die jetzt die ganze neue Welt erfaßt haben, können nach den Jahrhunderten gegenseitiger Ausbeutung die Morgendämmerung des Zeitalters der wirtschaftlichen Gerechtigkeit genannt werden. Aber ich könnte Ihnen noch viel sagen über den Mangel an naturwissenschaftlicher Gesetzeskenntnis bei unsern bisherigen Gesetzgebern, bei unsern heutigen Staats- und Schulleitern; was Sie bis jetzt gehört haben, war nur der Anfang.

Und nun ließ er eine Philippika los gegen unsre mißleitete Schulerziehung und gegen unser Büreaukratentum. Er schilderte die Begeisterung, mit der er sich an das Studium eines großartigen Problems für Entwicklung und Zukunft der Menschheit gemacht hatte, und die Enttäuschung, die er gefühlt hatte, als er später von alledem, was er nach seiner idealen Auffassung der Welt logischerweise erwarten mußte, nichts vorfand. Dann kam er darauf, wie die Weltleitung statt in den Händen weitblickender Männer leider in den Händen einseitig gebildeter Fachleute liege, beschränkter Menschen, denen die Naturgesetze so fremd seien, daß sie sie als Hirngespinste verlachten; in den Händen von Leuten, die allen neuen Errungenschaften zum Trotz, auf Metaphysik fußend, die Welt im mittelalterlichen Dualismus erziehen und regieren wollten. Ein sonst ganz gebildeter und belesener Amtsrichter in meinem Heimatsorte, fügte er zur Bekräftigung des Gesagten hinzu, äußerte in der Gesellschaft des Pastors

und des Apothekers ganz naiv, daß die Umsetzung von Kraft in Wärme doch wohl nur eine schöne Phrase sei, bekannte auch, an prähistorische Versteinerungen nicht zu glauben und von der Äquivalententheorie nichts zu wissen, sodaß der Apotheker zu unser aller Vergnügen dem großen Kenner und Verehrer des römischen Rechtes die einfachsten Gesetze unsers Daseins an dem arbeitenden Muskel und an dem erwärmten Stück Holz und Eisen klar machen mußte!

Als er das vom Herzen herunter hatte, wurde er endlich wieder ruhiger. Wenn ich Ihnen verbittert erscheine, fuhr er fort, durch geschäftliche Niederlagen bin ich nicht verbittert worden. Daß der eine den andern auszubeuten sucht, ist bei unsrer heutigen Weltordnung ja etwas ganz natürliches. Aber daß man uns nicht wenigstens in der Schule darauf vorbereitet hat, daß man uns von einer Welt vorgepredigt hat, in der das Gute belohnt und das Böse bestraft werde, daß man uns belogen hat, das erzeugt Bitterkeit. Wenn man die betrognen Auswandrermassen ansieht, die Woche für Woche mit ihren Schulideen von der alten Welt in der neuen anlangen, glücklicherweise aber über den Betrug, der von Jugend auf an ihnen verübt worden ist, nicht zum Nachdenken kommen, dann steigt der Groll gegen die heute noch zu Recht bestehende ausbeuterische Weltordnung zu solcher Höhe, daß man nur wünschen kann, zwei Jahrhunderte später geboren zu sein oder doch wenigstens noch den ersten Morgenstrahl der Erlösung zu erblicken, durch die die Naturgesetze zu ihrem Rechte gelangen werden, von der jetzigen Dollarhetze aber, solange man lebt, nichts mehr zu sehen und zu hören.

Erschöpft holte er Atem und blickte durch das Geäst der alten Baumriesen in den Gewitterhimmel, dessen blaugraue Farbe einen furchtbaren Sturm zu verheißen schien.

Der Himmel ist noch nicht grün, es ist noch kein Sturm in Aussicht, sagte Jansen, als er meinen ängstlichen Blick nach dem Wetter und den Wolken bemerkt hatte; aber wenn wir nicht bis morgen ein Gewitter bekommen, dann giebt es einen Cyklon, so einen echten, rechten, wie ich ihn liebe, der ganze Besitzungen in den Missouri fegt, der alles Menschenwerk meilenweit zerschmettert, der ganze Städte dahinrafft, und über den sich nur der Besitzlose freuen kann.

Und fühlen Sie sich hier glücklich? fragte ich.

Hier sitze ich oft und lange und starre in die Baumwipfel und bin am glücklichsten, wenn ich nichts weiter höre, als ihr Rauschen und den Pulsschlag des Erdinnern im Sprudel dieses Feuerquells. Nur eins stört meine Ruhe, der Gedanke, daß es ein Wesen auf der Welt giebt, das sein ganzes Glück mit allen Fasern seiner Seele an mich, den Verschollnen, geknüpft hat. Die Treue und Anhänglichkeit, mit der sie im Geiste alle meine Fahrten durch die Wildnis verfolgte, trieb sie, eine Lehrerinnenstelle hier im Westen anzunehmen, da sie hoffte, mich so früher wiederzusehen. Aber das Wiedersehen war traurig. Eine schwere Wunde, die ich durch einen Fehlschuß auf der Jagd erhalten hatte, wollte nicht heilen; ich wurde in das deutsche Hospital nach Kansas City gebracht. Dort sah ich sie wieder. Ach, und wie schön sie geworden war! Wir planten, meine durch Jagd und Pelzhandel erworbnen Gelder zum Ankauf einer Apotheke zu verwenden — auch diese kurze Freude wurde bald zu nichte. Doch was ich erleben mußte, als ich das Hospital endlich geheilt verließ, wie ein einziger, unseliger Prozeß, der für meine Braut geführt werden mußte, mein mühsam erworbnes Kapital verschlang und mich wieder zum Bettler machte, wie ich von den Reichen und Mächtigen um alles, alles gebracht wurde — das erzähle ich Ihnen ein andermal. Heute habe ich nur noch eine Bitte: ich

fühle mich krank und elend. Schon früher habe ich einmal einen Anfall von bösartiger Malaria gehabt. Diesmal, fürchte ich, wird es etwas schlimmeres. Mein Kopf brennt; ich habe Fieber. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, einen Brief mit nach der Stadt zu nehmen? Ich fühle mich so matt, daß ich nicht weiß, ob ich ihn morgen selbst werde besorgen können. Doch ich muß erst schreiben; es dauert nicht lange.

Die Stille vor dem Sturm kam mir nie drückender, nie beängstigender vor als in diesem Augenblick, wo ich draußen, weitab von der brausenden Stadt, allein saß und in die vom Feuerschein durchzuckte Wildnis starrte. Es klang so lebensmüde, was er mir zuletzt gesagt hatte; sein fieberhaftes Wesen, sein trauriger Blick machten mich so besorgt um ihn, daß ich mir vornahm, ihn, wenn er ernstlich erkranken sollte, nicht allein hier draußen liegen zu lassen.

Nach einer Weile kam er mit einem Briefchen in der Hand auf mich zu. Mit einem schwermütigen Blick, den er durch ein flüchtiges Lächeln schnell zu verwischen suchte, sagte er: Vielleicht lassen Sie dies morgen in die Hände der Schwester Magdalena im deutschen Hospital gelangen. Durch die Post wäre es weniger sicher, da der Brief noch etwas enthält, was auffallen könnte.

Während ich den Brief in die Tasche gleiten ließ, fühlte ich durch den Umschlag einen Ring.

Ich will Sie begleiten, wenigstens bis zur Landstraße; ein wenig Bewegung thut mir vielleicht gut, sagte er, nachdem wir noch eine Weile vor der Hütte gesessen und geplaudert hatten, und ich versucht hatte, ihm seine Verbitterung mit Gründen auszureden, die freilich für ihn, den Entsagenden, nicht stichhaltig waren. Sie, der Sie nur die alte Welt mit ihrer fünftausendjährigen Geschichte als Musterbild gelten lassen wollen, fuhr er fort, während wir dem Wiesenrain zuschritten,

Sie mögen ja von Ihrem Standpunkte, wo Sie immer nur auf Erprobtem, nie auf Neugeschaffnem fußen, ganz Recht haben, obwohl Sie als naturwissenschaftlich gebildeter Mann mehr anthropozentrisch als europäozentrisch denken sollten. Wer aber die neue Welt mit der alten hat vergleichen lernen, wer die drei Entwicklungsstufen der Menschheit in der Geschichte sieht und darin keine bloße Folge von Dynastien erblickt, für den gelten die alten Selbsttäuschungs- und Trostmittel nicht mehr. Unser einer, der nebenher laufen muß und nichts hat, hat kein menschenwürdiges Leben mehr, zumal wenn man so ziemlich gewiß sein kann, das Anbrechen des vierten Zeitalters nicht mehr zu erleben. Wir bringen unser bischen Leben dahin als Kulturdünger. Wir erblicken die Zeit der gegenseitigen Interessensolidarität nicht mehr, vielleicht erleben wir noch ihr Wetterleuchten.

Hätten Sie sich nur herangewagt, sich beharrlich als Arzt eine Stellung zu gründen gesucht, erwiderte ich, so hätten Sie sich mit etwas mehr Geduld und Ausdauer überzeugt, daß gewissenhafte Arbeit selbst in der trübsten Umgebung das Glück gewährt, das dem Menschen allein über alles Elend hinweghilft.

Aber mit Entschiedenheit erwiderte er: Wenn man unter Verhältnissen lebt, wo der ärztliche Stand von den Manchesterleuten zum bloßen Gewerbe herabgewürdigt ist, wie hier in Amerika, so lernt man ihn verachten. Warum ist der Brotneid nirgends größer als unter den Ärzten? Weil hier alle Mittel gelten, auch die niedrigsten Hintertreppenmethoden angewandt werden, um die Kollegen zu verdrängen. Dem gewöhnlichsten Handlungsreisenden stehen nicht die Mittel wie dem Arzt zu gebote, von hinten herum, durch Frauenklatsch und Frauenschmeichelei, durch stummes Achselzucken — ohne daß ein einziges, verfängliches Wort gesprochen wird — den Gegner aus

dem Felde zu schlagen. Und dann, was mich bei aller Bewunderung der operativen und hygienischen Fortschritte hier geradezu anwidert, das ist, sobald es die innere Medizin gilt, die Vielgeschäftigkeit und Gelehrtthuerei um nichts. Auf diesem Gebiete ist man nicht weiter gekommen, deshalb macht man um so mehr Wesens mit leeren Worten, mit Gelehrtenhokuspokus. Zu Hippokrates und Galens Zeiten starben gerade soviel Menschen wie heute, und wenn die modernen Großstädte eine geringere Sterblichkeitsziffer aufweisen, so liegt das mehr an der vorbeugenden Hygiene, als an den Heilverfahren der innern Medizin. Manche Kleinigkeiten werden ja heute gehoben, aber vieles Große, ja das Wichtigste, unser veralteter Kraft- und Stoffstandpunkt, bleibt beim alten. Trotz der Überfülle an neuen Mittelchen und neuen Kunstausdrücken, an neuen Theorien, neuen Experimenten und neuen Kurmethoden ist es um kein Haar besser geworden. Mit wenigen Ausnahmen wurzelt noch immer alles in der längst überwundnen Uhrmacherphilosophie, die, um des Lebens großes Rätsel zu lösen, zwei Unbekannte, Y und Z, Kraft und Stoff, an die Stelle des frühern einen großen X setzte. An den Ohren der Mehrzahl der Mediziner ist Du Bois-Reymonds erlösendes Ignorabimus vorbeigesprochen. Sie haben kein Verständnis dafür. Wir wissen längst, daß unser Erkennen nur ein relatives, mechanisches, daß es auf die dreidimensionale körperliche Welt berechnet ist, auf die allein unsre fünf Sinne zugeschnitten sind. Der chemische Prozeß, für den wir keine Erklärung haben, der vielleicht nur als flächenhafter Vorgang zwischen den Molekülen flächenhaft, d. h. zweidimensional, erklärt werden kann, der elektrische, der vielleicht ein Vorgang der eindimensionalen Welt, ein nur linienhaft erklärlicher Vorgang ist, bleibt unsern nur auf die dreidimensionale, die

körperliche Welt berechneten Sinnen in ewiges Dunkel gehüllt. Erst durch die Erkenntnis der Beschränktheit unsers Begriffsvermögens kommen wir zur richtigen Würdigung der Größe der Natur und des Alls, das wir wohl ahnen können, dem wir uns anheimzugeben haben, das wir aber nie in dem Sinne modeln und verbessern werden, wie es die Uhrmacherphilosophen meinen. Wäre diese Lehre verstanden worden, so hätte sie Vertiefung in den naturwissenschaftlichen Studien bewirken müssen. Aber die Verflachung, die handwerksmäßige, oberflächliche Auffassung hat zugenommen. Statt der Hingebung an das Höchste und Heiligste, das dem Menschen von der Gottheit offenbart worden ist, an die Natur, beharrt man auf dem Wahn, die Natur meistern und verbessern zu können. Statt einer künstlerischen Auffassung des Arztberufs und Vertiefung in die Besonderheit des einzelnen Falles herrscht handwerksmäßiges Herumkünsteln an allem, ohne Eingehen auf die Natur des Einzelnen. Statt des Hausarztes herrscht der Spezialist, statt des Künstlers der Handwerker. Und was ist in den meisten Fällen von innerlichen Krankheiten hierzulande die ärztliche Praxis? Ein Gethue, als ob man etwas thäte, bis Zeit gewonnen ist, und die Natur ihr bestes gethan hat, um hinterdrein wieder so thun zu können, als hätte man selbst etwas gethan! Goethes Wort ist heute gerade noch so wahr wie vor hundert Jahren:

> Ihr durchstudiert die groß' und kleine Welt,
> Um es am Ende gehn zu lassen,
> Wies Gott gefällt.

Darum habe ich mich nach allem, was ich gesehen und gehört habe, nicht wieder entschließen können, hier zu praktizieren. Ein Pröbchen davon, wie weit unser Stand heruntergekommen ist, werden Sie gleich auf dem Schützenfeste des Kriegervereins sehen,

wo Sie jedenfalls noch den Kollegen Brand finden werden.

Wir waren an der Landstraße angekommen. Mit dem Versprechen, seinen Auftrag morgen pünktlich zu besorgen und ihn in den nächsten Tagen wieder zu besuchen, schwang ich mich auf das Trittbrett eines in der Richtung nach dem Biergarten vorüberfahrenden Pferdebahnwagens.





16

Im Kriegerverein

Unmittelbar an der „Temperenzlinie,“ der Grenze zwischen den unter dem Joche fanatischer Prohibition schmachtenden Staate Kansas und dem freisinniger verwalteten Missouri, auf dem Gebiete des letztern, liegt „Walruffs Grove,“ der Biergarten, wohin Dr. Brand von der Blockhütte des Einsiedlers zurückgefahren war. Vorn an der Straße steht der schmucklose, zweistöckige Fachbau des Wirtshauses auf einem freien Platze, der Geschirren aller Art Raum zum Halten bietet, und von dem aus man sofort in den Restaurationssalon tritt, dessen Fußboden nach ländlicher Sitte mit Sägemehl und feuchtem Sand bestreut ist. Eine dumpfe Atmosphäre umfängt den eintretenden, der Qualm schlechter Cigarren und offner Pfeifen vermischt sich mit dem Geruch von Fleischresten, Bier und dem Sägemehl. Der etwa anderthalb Meter hohe Schanktisch ist sehr massiv und oben wie unten mit Eisenstangen umgeben, von denen die dicht über dem Fußboden laufenden den Füßen der davor stehenden einen Ruhepunkt bieten, während die obern an der Brüstung verhindern sollen, daß ein Gast sich plötzlich über den Tisch beugt und einen unerwarteten kühnen Griff in die Kassenschub-

lade macht. Zum weitern Schutz des Wirtes liegt allen sichtbar, aber keinem erreichbar, der geladne Revolver und ein starker Polizeiknittel neben der Kasse. Auf der „Bar," wie der Schank- und Zahltisch heißt, steht unter einem Drahtgeflecht ein Teller mit Salzbrezeln. Obwohl im Gegensatz zum „Liquor-Saloon," der Stehschnapsbude des Irländers auf der andern Seite der Straße, ein halbes Dutzend Tische und Stühle zum gemütlichen Kneipen im Sitzen einladet, spielt sich doch alles im Stehen an der „Bar," dem Eingang gegenüber, ab. Da stehen etwa vierzehn oder sechzehn vierschrötige Gestalten, die meisten in Hemdsärmeln, dem Aussehen nach Brauknechte und Schmiede, Tischler und Schuhmacher; einige von ihnen haben sogar der großen Hitze wegen Weste, Kragen und Kravatte daheim gelassen. Einen Arm auf die obere Eisenstange und einen Fuß auf die untere gestützt, trinken sie aus dünnwandigen, becherförmigen Gläsern ohne Deckel und Henkel; wer nicht raucht oder kaut, knuspert an einer Brezel oder steckt hastig ein paar Scheiben Leberwurst in den Mund, die der ebenfalls hemdsärmlige Wirt gerade auf einem Blechteller hereingebracht hat, weil er gesehen hatte, daß sein Brezelvorrat auf die Neige geht und „Free-Lunch," das ist ein freier Imbiß, stets, zu jeder Tages- und Nachtzeit, auf dem Schanktisch stehen muß.

Ernst schaut das wie mit der Axt zugehauene, sorgendurchfurchte Antlitz des Präsidenten Lincoln auf die Gruppe herab. Sein Bildnis hängt rechts von dem flitterumgebnen, mit Seifenschrift dekorierten Spiegel hinter der Bar. Etwas gemütlicher sieht von der linken Seite der ewig Cigarrenreste rauchende General Grant mit seinem gestutzten Vollbart drein, wenn auch die hier geführten Gespräche keineswegs nach seinem Geschmack sein dürften. Immer lauter

ertönen die Reden, in einem „Jargon,“ der dem „Pennsylvania-Dutch“ weit ähnlicher ist, als der deutschen Muttersprache. In der einen Gruppe wird in einer für die Yankees wenig schmeichelhaften Weise von der Überlegenheit der deutschen Milizregimenter gesprochen. Man sollte in Kansas drüben nur ein paar solche Regimenter haben, wie der Norden, besonders der Staat Wisconsin, sie besäße, dann könne man die Yankees bald „zur Raison bringen“ und von ihren Temperenzschrullen mit Gewalt heilen. In der andern Gruppe ist die Rede vom „deutschen Tage,“ der am 6. Oktober unter großartigem, nie dagewesenem Pomp mit öffentlichen Aufzügen gefeiert werden soll, um die Mitwirkung der Deutschen bei Gründung der großen Weltrepublik imponierend zu verherrlichen. Sämtliche Städte des Landes müßten den Tag mitfeiern, heißt es, ganz gleich ob es Neger-, Irländer- oder Franzosennester seien. Wenn es auf andre Weise nicht ginge, so wolle man auf diese dem Deutschtum Achtung bei den Yankees, den „Eirischen“ und den „Niggern“ ertrotzen und erzwingen. Die Deutschamerikaner könnten was, wenn sie zusammenhielten, sie könnten gewissen Leuten bei den Wahlen ihre Stimmen verweigern und dann —

Was können sie? Nichts können sie. Nichts ohne die Vereine! Nichts ohne den Hauptvereinsmeier! Und das bin ich, der Buschmann! Gelt, Walter? Hab ich Recht? Nicht wahr, Krummstiefel? Darauf trinken wir eins!

Diese plötzlich in den Schwarm der lärmend politisierenden Trinker hineingeworfnen Worte kamen aus dem Munde des uns schon von früher her bekannten Bierwirts Buschmann von der Marktecke, mit dem ich eben auf der Pferdebahn ein Stück Wegs zusammen gefahren war, und der nun unmittelbar hinter mir die Trinkstube betrat. Schon draußen

hatte ich mich der Zutraulichkeiten dieses, sich offenbar stets in gehobner Stimmung befindlichen Herrn nicht erwehren können. Kaum hatte ich im Pferdebahnwagen Platz genommen, so hatte er mir vertraulich mit den Worten aufs Knie geklopft:

Sie wollen wohl auch zum Scheibenschießen gehen, Herr Doktor! Das ist recht, daß Sie sich populär machen. Ohne das gehts auch hierzulande nicht.

Er war offenbar der Meinung, ich beabsichtigte, mich als praktischer Arzt niederzulassen; ich hatte schon früher versucht, ihm das auszureden. Bei dem Geräusch des Wagens und seiner bierseligen Laune konnte ich aber nicht zu Worte kommen, und so redete er denn, unbeirrt durch meine Entgegnungsversuche, fortwährend auf mich ein. Ich verstand nur die Hälfte seiner Worte und hörte sich stets wiederholen: „Harugari,“ „Druiden,“ „Beitreten,“ „Logenbesuchen“ u. s. w.; dabei fühlte ich sein patronisierendes Klopfen auf meinem Knie. Trotz meiner Widerrede beim Aussteigen versprach er mir, mich genügend einführen zu wollen.

Mit den vorhin wiedergegebnen Worten ließ er nun eine Runde von zwanzig Glas Bier auffahren, warf als Zahlung einen Dollar auf den Tisch, schob mich, der ich mich keines solchen Attentats versah, vorn an die „Bar“ und rief: Damit Ihr den neuen Doktor kennen lernt —

Da wurde er von lautem Gelächter unterbrochen. Alles wandte sich nach der zum Garten führenden Thür.

So! Na, da haben wir denn ja gleich zwei neue, hieß es von dort her, wo eben der frühere Pastor Fischer, sehr aufgelegt und durchaus nicht so zugeknöpft, wie damals auf dem Gesundheitsamt, mit einem kleinen Häuflein Vertrauter vom Schießstand her eintrat.

Noch 'ne Runde, für den andern, rief einer dieser Männer. Ehe wir die ersten Gläser ausgetrunken hatten, standen schon wieder zwanzig auf Schaum geschenkte Volle vor uns auf dem massiven, breiten Schanktisch.

Da hat noch mehr Platz, wenn sich vielleicht gleich noch ein dritter oder vierter neuer Doktor beliebt machen will, sagte der Wirt lachend hinter der Bar, auf die Menge voller und halbvoller Gläser weisend, indem er sich schmunzelnd und froh wegen der glänzenden Geschäfte den Schweiß von der Stirne wischte.

Während ich überlegte, wie ich mich aus dieser Lage freimachen sollte, rief Buschmann wieder: Da können wir gleich die beiden Herren, unsre beiden neuen Doktoren mit einander bekannt machen. Das giebt zwei neue Aufnahmen in die Harugariloge — ohne das gehts nicht! Nein, nein, nein, Doktorchen, da kommen Sie nicht dran vorbei! Ich sage Ihnen, es ist zu Ihrem Besten. Harugari, Druidenpriester, Pythiasritter müssen Sie zum wenigsten werden, wenn Sie hier was machen wollen. Habe ich nicht Recht Herr Pastor — Herr Doktor wollte ich sagen, wandte er sich an den gewesenen Geistlichen, der sich von seinem Gemeindehäuflein nach der letzten Predigt mit den Worten verabschiedet hatte: Aber die Hypothek auf das Kirchengrundstück kriegt Ihr nicht.

Unter dem Vorwande, Dr. Brand, der im Garten geblieben sein müsse und mich dort erwartete, hereinholen zu wollen, gelang es mir, mich mit guter Manier aus dem dichten Gewühl, wo es mir zu warm wurde, zu befreien und in den Garten zu flüchten.

Dunkelheit und Gewitterschwüle lagerte über der mit Bäumen bestandnen Berglehne, bis zu der sich der Scheibenstand hinzog. Kein Luftzug bewegte das bestaubte Laub, das so lebensmüde von Baum und

Strauch herabhing, als hätte es nie dem Himmel und der Sonne zugestrebt. Wie unter einem geheimnisvollen Druck, den nur eine erlösende Katastrophe, ein Orkan, oder wenigstens eine Windsbraut entfernen könnte, lag die ganze Landschaft da. Ein fernes Wetterleuchten über dem Bergwalde erhellte von Zeit zu Zeit die Dämmerung auf einen kurzen Augenblick. Aber immer noch kein grollender Donner, immer noch kein Tropfen des so heiß ersehnten Regens.

In der Laube beim Schießstand saßen vor dem langen Tische, auf dem noch eine große Zahl leerer und halbleerer Gläser stand, zwei Herren, die sonst wenig gemeinsame Sache mit einander gemacht hatten. Der eine der beiden, Dr. Brand, stellte mir den andern, Dr. von Quoos, vor. Über beide war in der letzten Zeit mit einemmale das Bewußtsein gekommen, daß sie nicht allein Kameraden im Kriegerverein, sondern auch als deutsche Ärzte Leidensgefährten seien. Sie mußten zum Schießplatz gehen, um zu sehen, was noch zu retten wäre; denn ihr geschäftlicher Horizont umwölkte sich durch den neuen ärztlichen Zuwachs, der in Gestalt des Pastordoktors gekommen war. Kaum hatte ich mich zu ihnen gesetzt, da erschien, wie um die Tragikomödie noch tragischer zu machen, der unermüdliche Vereinsmeier Buschmann, der mir gefolgt war. Er ließ sich nun einmal nicht von seinem Wahn abbringen, ich wollte mich als neuer Kandidat mit Pastor Fischer um die Wette um die Gunst des Publikums bewerben, und rief, mich vor den Augen der beiden Kollegen vertraulich auf die Schulter schlagend:

Aber nun ists höchste Zeit für Sie, wenn Sie den andern nicht ganz allein das Fett abschöpfen lassen wollen. Er hat seinen Namen schon auf dem Bewerbungsformular für die Aufnahme in die Harugariloge unterzeichnet. Kommen Sie sofort herein, Herr Doktor,

und zeichnen Sie für Harugari und Druiden zugleich. Ich sage Ihnen, das wirkt.

Gleich, gleich; nur einen Augenblick, antwortete ich. Dann zeichnen wir alle drei. Damit wurden wir ihn für eine Weile los. Nun erklären Sie mir, Graf Örindur, sagte ich zu Dr. Brand, erleichtert aufatmend, was in aller Welt hat denn der Kriegerverein hier mit all den Logen zu thun, die einem wie Bienen um die Ohren schwärmen, wo man geht und steht?

Der Kriegerverein verfolgte in der neuen Welt anfangs ähnliche Prinzipien, wie die Landwehr- und Kriegervereine in Deutschland, antwortete er, froh aus seiner traurigen Gedankenreihe aufgerüttelt zu werden. Dann wurde er mehr und mehr eine reine Kranken- und Begräbniskasse, und als sich erst die Vereinsfexe damit zu befassen begannen, da ging es wie mit jedem Vereine, der in deren Hände fällt. Wo Simpel sind, da sammeln sich die — Gründer. Es mußte Kapital daraus geschlagen werden; die überflüssigen Sparpfennige von Einfaltspinseln mußten in die richtigen Bahnen geleitet werden, die schließlich in die Taschen der Klugen mündeten, und so ist der deutsche Kriegerverein trotz der altehrwürdigen Landwehrkreuze und der Kriegerzeitung, die unter dem Zeichen des eisernen Kreuzes erscheint, heute nichts weiter, als eine der vielen Logen, um deren Gunst und Mitgliedschaft sich jeder bewerben muß, der haben will, daß gelegentlich einmal auch für ihn etwas abfalle von der großen Tafel der beati possidentes.

Was sind Vereinsfexe, und wovon muß man was abhaben wollen? fragte ich, neugierig gemacht.

Die Antwort war: In Amerika wird aus allem ein Geschäft im großen Stil gemacht; selbst das Geselligkeitsbedürfnis, das bei der Dollarjagd auf knapp zugemessene Mußestunden beschränkt ist, muß dazu

herhalten. Vereinsfexe ist vielleicht ein noch sehr glimpflicher Name für die, die unter dem Deckmantel großer Vereinsschwärmerei solche Vereine massenhaft ins Leben zu rufen und daraus ein Geschäft zu machen wissen. Von solchen wimmelt es nun in jeder größern Stadt; es giebt kein neuangelegtes Nest im Lande, wo nicht schon vor Erbauung der ersten Häuser ein halbes Dutzend Logen von ihnen gegründet wäre. Diese Vereinsfexe begeistern sich und ihre Umgebung so für den Verein, daß die Aufnahmen, die ärztlichen Untersuchungen, Patentbewilligungen und Diplomaushändigungen nicht mehr einzeln oder zu zweien, sondern dutzend-, ja schockweise erfolgen. Die mit der Aufnahme verbundnen, kleinen Steuern der Novizen fließen in die Taschen der Gründer. Das Ende ist häufig, daß irgend ein Kassierer, der an einem recht entfernten Orte die Hauptkasse mehrerer Zweigvereine verwaltet, eines schönen Tages nach Kanada oder Australien abdampft. Der Vereinsfex ist natürlich unschuldig, schimpft dem Davongegangnen nach und — beginnt mit seinen Gründungen von neuem. Daß diese Leute schließlich überall die Fäden des Politik- und Intriguenspiels in der Hand haben, und keiner von den kleinen Leuten ohne sie und ihren Verein zu etwas kommen kann, das ist hier eine so bekannte Geschichte, daß niemand ein Hehl daraus macht, daß auch er eingetreten ist, um etwas abzubekommen. Der noch etwas vornehm denkende und fühlende sträubt sich lange dagegen, bis er sieht, daß er nicht gegen den Strom schwimmen kann; dann macht er die letzte Metamorphose durch, die man schlichtweg Amerikanisierung nennen möchte. Er streift den letzten Rest seines bessern Ichs ab, heult mit den Wölfen und „macht den Rummel mit," um nicht unter die Füße getreten zu werden. Bis auf ganz wenige Ausnahmen muß das hier jeder durchmachen,

Das Rad der Zeit braust hier schneller an einem vorüber als in Europa; wer sich in Amerika von der großen Glückskutsche absondert, der fällt bald in Vergessenheit!

Diese Erklärung gab mir Dr. Brand mit solcher Resigniertheit in Ausdruck und Haltung, daß mir unwillkürlich entfuhr: Und so sprechen Sie! Ists mir doch, als hörte ich ein Echo vom Einsiedler im Walde. Auch er predigt dieselbe Litanei von der Glückskutsche und den Elenden, die sie ziehen und den andern, die hinterher traben.

Ja, das wird wohl in der ganzen Welt heute mehr oder weniger dasselbe sein, warf Dr. von Quoos ein, nur ist es hier auffälliger. In Amerika werden die Fortschritte in Siebenmeilenstiefeln gemacht, und weil man so schnell von der Stelle kommt, ist man nicht immer imstande, die Fortschritte in den Bahnen zu halten, in denen sie sich bewegen sollten.

Die neue Welt, sagte ich, bietet also ein Bild dessen, was die Strömungen in der alten Welt einmal bewirken müssen, wenn sie ungehemmt von dem Geiste, dem sie entsprungen sind, verlaufen.

Damit haben Sie vollständig Recht, war die Antwort, wenigstens soweit ich das an den medizinischen Bestrebungen zu beurteilen vermag. Wenn ich auf dem nächsten internationalen Kongreß einen Vortrag halten dürfte, möchte ich den versammelten Kollegen einmal ein Bild davon entwerfen, wohin unser heutiges ärztliches Handwerkertum uns hier im Westen geführt hat.

Ich habe sie mit ihren schwarzledernen Handwerkstaschen, mit denen sie wie Klavierstimmer herumlaufen, gesehen, habe ihren Vorträgen auf Kongressen gelauscht und — manches gelernt, sagte ich.

Dann wissen Sie Bescheid, warf Dr. Brand ein. Wenn Sie wieder nach Deutschland kommen, dann

rufen Sie den Kollegen zu, welche Gefahr sie bedroht, die eigentlichen Ziele aus den Augen zu verlieren. Sie sollen beten, vor solchen Gefahren möge sie der heilige — Virchow bewahren! Denn der ist es gerade, der uns im Jahre 1869 mit seiner manchesterlichen Gewerbeordnung hineingeritten hat, sodaß wir uns aus dem Gewerbe nicht wieder zur wahren Kunst zurückfinden können, und der damit mich wie so manchen andern Kollegen aus unserm lieben, deutschen Vaterland hinausgetrieben hat.

Als Dr. Brand das im Schatten der Laube sprach, blitzte ein Strahl des Wetterleuchtens über sein abgespanntes Gesicht. Er glaubte sich unbeobachtet; doch ich sah, daß er wie ein Heimatsloser, Heimwehkranker ins weite Dunkel starrte. — —

Als wir uns nach einer Weile erhoben und dem Ausgang, wo die Wagen standen, zuschritten, fuhr er nachdenklich fort: Ich dachte, wenn es doch einmal Handwerk sein muß, dann lieber gleich mit einigen Spezialitäten nach Amerika, dem Elysium der Handwerker. Aber wehe dem, der hier nicht ganz Handwerker sein kann, der den Akademiker nicht so ganz und gar abgestreift hat, daß ihn nicht noch einmal unversehens in all dem Handwerksgeklapper das Heimweh nach der Kunst anwandelt, das Heimweh nach seiner Alma Mater. Wehe ihm! Er wird leicht zum Menschenfeind.

Das hilft hier alles nichts, rief leichthin Dr. von Quoos, die Verhältnisse sind hier nun einmal so, und wir werden sie nicht ändern. Drum hat man sich drein zu schicken. Hier heißt es: Handwerkermeisterspielen oder Nichtsein. Klappern gehört zum Handwerk und so muß ruhig weiter geklappert werden! Damit schwang er sich nach kurzer Verabschiedung in sein niedliches, neu angestrichnes Buggy. —

Als Dr. Brand unter der Anzahl der an der

Barriere des Vorplatzes harrenden Pferde seinen Fuchs ausfindig gemacht hatte, und wir uns ebenfalls auf den Heimweg begaben, strömte rötlicher Lichtschein aus der offnen Thür der Trinkstube. Dort stand an der „Bar" noch immer die dicke, vierschrötige Gestalt Buschmanns, der uns in dem Augenblicke, wo der Fuchs anzog, erkannte. Von weitem noch hörten wir die uns nachgerufnen Mahnworte des bierseligen Vereinsfexes: Harugari, Harugari und Druiden!

Das war das erste- und das letztemal, sagte Dr. Brand, mit der Peitsche knallend, daß ich den Leuten nachlaufe, zum Scheibenschießen gehe und mich zum Biertraktieren vordränge. Jetzt spielt einmal der Hypothekenpastor die erste Geige bei ihnen, und, soviel man sich auch erniedrigt, es nützt doch nichts. Es macht ihnen ordentlich Freude, dem Gebildeten, auf den sie ja von je ihren alten Tück haben, zu zeigen, daß sie ihn hier knechten können und ihm den Halbgebildeten jederzeit, wo es geht, vorziehen.

Sollte das wirklich wahr sein, was mir auch der Einsiedler dort auf dem Berge schilderte, daß sich hier nur Leute auf die Dauer wohl fühlen könnten, an denen unsre Gymnasialerziehung gescheitert ist, Leute, die die Gymnasialbildung mit all ihren Idealen nie mit ganzer Seele, sondern nur skeptisch und beiläufig in sich aufgenommen haben, Leute von banausischem Sinn, die das nie im Herzen so recht geglaubt haben, was ihnen die Schule lehren wollte? So fragte ich mich, über all das Rätselhafte erstaunt, was ich eben gesehen und erlebt hatte, als ich auch hier wieder die Unzufriedenheit mit der mangelhaften Ausrüstung, die die Schule den Deutschen für den Kampf ums Leben mitgiebt, gewahrte.

Deutschland erobert, setzte nach einer Pause

Dr. Brand hinzu, für die kommende Zivilisation die neue Welt gleichmäßig durch seine Arbeiter wie durch seine Gelehrten, glauben Sie mir das, Herr Kollege. Aber wohlgemerkt, durch den belohnten Schweiß seines Arbeiters und durch das unbelohnte, ungekrönte Märtyrertum seines Gelehrten. Deutschland könnte viel lernen, wenn es sich mehr um den Verbleib seiner Landsleute in diesem Lande bekümmerte, wenn es erführe, worin seine wahre Kraft und seine Mission beruht.

Wieder dasselbe Lied! Schweigsam fuhren wir durch die Dunkelheit, die hin und wieder ein Blitz erhellte, der uns das weithin am Missouri gelagerte Babel des Westens in fahlem Lichte zeigte.





17

Amerikanische Frauen

Es hatte ausgestürmt. Der Orkan hatte sich endlich mit voller Wucht über dem Missourithal entladen. Der Sturm hatte auf seinem Flug über die waldlosen Prairieflächen nicht nur Dächer abgerissen, Bäume entwurzelt und Häuser und Hütten weggefegt, er hatte auch Menschen und Tiere mit fortgewirbelt. Ganze Uferstücke mit Gärten, Scheunen und Wirtschaftsgebäuden waren den Fluß hinabgespült worden. Mancher Grundbesitzer war um ein Stück Land am Missouri ärmer geworden, das weit stromabwärts einem andern wieder zu gute kam. So berichtete das Zeitungsblatt, das ich vor mir liegen hatte, während ich unter dem Schutzdach der kleinen Veranda saß und durch das triefende Laub der Bäume in die zerrissenen Wolkengebilde blickte.

Das kleine Briefpaket hatte ich heute morgen der Schwester Magdalena zugeschickt. Was nun? Dieser Gedanke ließ mir keine Ruhe.

Ein Windstoß schüttelte die Tropfen von den Bäumen auf der Straße und mit ihnen flügellahme Insekten, die nun auf dem Fahrdamm eine Beute der Sperlinge wurden, die sich mit durchnäßtem Gefieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorwagten.

Es zog mich wieder hinaus zu meinem unglücklichen Freunde, dem Einsiedler. Der Zustand, in dem ich ihn bei meinem zweiten Besuch antraf, war bedauernswert. Er wälzte sich in wilden Fieberphantasien auf seinem Bett auf der Erde. Die Untersuchung ergab sofort, daß es sich um Typhus handelte. Er schien mich nicht zu kennen.

Plötzlich glänzten seine Augen auf; in freudiger Erregung erzählte er mir, daß nun endlich der große Plan gelungen sei. Den falschen Propheten, die in ihrer Unkenntnis der Naturgesetze das Schicksal der Völker bisher geleitet hätten, nur auf ihren eignen Vorteil bedacht, sei das Szepter endlich entrissen, und zu Gesetzgebern in Schule und Staat seien nun die ernannt, die die Gesetze der Natur zu ihrem Studium gemacht hätten. Statt der Unwahrheit würde jetzt die Wahrheit gelehrt werden, die einzig wahre Religion und Offenbarung. Dann wurde sein Blick wieder matt und traurig. Ängstlich sah er mich an, während ich das Thermometer unter seinem Arm verfolgte, und rief: Aber eins hat man vergessen! Der oberste des ganzen Baues ist, wie ich sehe, der Landrat meines Kreises, ein Jurist. Ach, wie schade! nun taugt doch wieder alles nichts. Nun muß ich das ganze Werk wieder von vorn anfangen!

Es half kein Zureden, er stieß mich von sich. Wahrscheinlich hielt er mich für den „Landrat." Ängstlich überlegte ich, was zu thun sei. Das beste war, nach dem nahen Biergarten zu eilen und von dort mit dem Telephon Dr. Brand, der jetzt im Hospital sein mußte, zu benachrichtigen. Das that ich. Die Antwort lautete: Doktor Brand sei noch nicht dagewesen; aber man werde ihm mitteilen, was ich wünschte. Darauf kehrte ich zum Einsiedler zurück.

Es war eine bange Stunde, die ich nun an dem Lager des Kranken verbrachte. Fortwährend sprach

er im Fieber vor sich hin. Einmal hatte er es mit den Lehrern zu thun, die die Jugend zu Lügnern erzögen, weil sie den drei Kindern vor sich auf der Schulbank drei verschiedne Einmaleins lehrten und selbst heimlich darüber lachten, wenn das eine aufsagte $2 \times 2 = 3$, das andre $2 \times 2 = 5$ und das dritte $2 \times 2 = 6$. Da habt ihrs! rief er. Die Verlogenheit und der Glaube an nichts ist die Folge von euern drei Dogmen! Dann hielt er eine begeisterte Rede auf den Glauben an den ideellen Erfolg, der der Welt bei ihrer heutigen Überzeugungslosigkeit ganz abhanden gekommen sei. Dann wieder hatte er es mit dem Landrat zu thun, der als oberster Direktor des neuen Naturgesetzsystems fortwährend nach der „metaphysischen Grundlage“ suchte und sie doch über dem Brillenwischen nicht finden konnte.

Plötzlich sprang er trotz all meines Zuredens vom Lager auf, ergriff meinen Stock und das Kommersbuch, das neben dem Schädel auf dem alten Tische lag, und rief mit lauter Stimme, zu den Bäumen draußen gewandt: Silentium! Wir singen das Lied: „Wir hatten gebauet!“ Ich konnte ihn nicht zur Ruhe bringen. Mit gläsernen Augen, in krankhaft aufgerichteter Haltung sang er, als wenn er einem Kommers zu präsidieren hätte, laut vor, bis er an die Stelle kam:

Die Form mag zerfallen,
Was hats auch für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist — —

Da brach er in ein Spottgelächter aus; dann knickte er zusammen, und über den Tisch gebeugt und das Gesicht auf den Arm legend, fing er bitterlich an zu weinen.

Da fuhr ein Wagen vor. Dr. Brand und Schwester Magdalena stiegen aus.

Sie ließ sich nicht mehr halten, flüsterte mir der

Kollege zu, während er das Pferd am nächsten Baum anband. Mit dem nächsten Pferdebahnwagen kommt weitere Hilfe, der Hospitalportier hat es versprochen.

Weinend war inzwischen das Mädchen auf den Unglücklichen zugeflogen. Sie zog seinen Kopf in die Höhe und bedeckte seine geschlossenen Augen mit Küssen. Hans! rief sie, ich bin da, verzweifle nicht, alles wird wieder gut. Sie überzeugte sich bald, daß er sie nicht kannte. Aber sie ruhte nicht, ihm sanft zuzusprechen, bis er sich wie ein Kind von ihr leiten ließ.

Nachdem sie ihn wieder auf sein Lager gebracht hatte, erkundigte sie sich nach dem Zustande des Häuschens oben auf dem Gipfel des Hügels. Wir konnten ihr keine Auskunft geben. Da ging sie selbst hinauf und kehrte bald mit der Absicht zurück, sobald die Wärter mit dem Nötigen kommen würden, ihn dorthin zu bringen und seine Pflege dort selbst zu überwachen.

Noch an demselben Abend wurde alles von ihr in der umsichtigsten Weise in dem Häuschen eingerichtet; zwei Wärter hatten auf Anordnung Dr. Brands das Nötigste zur Krankenpflege auf einer Tragbahre mitgebracht. Die verordneten Mittel hatten den Fiebernden so weit beruhigt, daß er sich, ohne Widerstand zu leisten, nach dem neuen Lager bringen ließ.

Nach dem Erscheinen der Schwester Magdalena war eine gewisse Ruhe über ihn gekommen, die wohl zum größten Teil seiner Erschöpfung und Schwäche zuzuschreiben war. Er folgte mit seinen Blicken ihren Bewegungen, und wenn er sah, daß sie im Zimmer war, schloß er müde die Augen.

Ich weilte bis in die Nacht mit Schwester Magdalene an dem Bett des Kranken. Sie hatte das Zimmer in wenigen Stunden wohnlich und sauber hergerichtet. Sogar für eine Lampe hatte sie gesorgt. Wenn sich der Kranke von der einen Seite auf die andre

warf und der Schein des Lichts sein Haupt traf, drehte sie vorsichtig den Schirm so, daß er ihm Schatten gab. Von Zeit zu Zeit flößte sie ihm Limonade ein und gab ihm selbst die Arznei. Als dann Dr. Brand nochmals herauskam und alles in guter Ordnung fand, bat sie diesen, sie in seinem Wagen mit zur Stadt zu nehmen, und ermahnte den Wärter, gut auf den Kranken acht zu geben. Erst lange, nachdem sie fortgefahren waren, verließ auch ich das Häuschen und stieg nach der Landstraße hinunter, wo ich noch den nach der Stadt zurückfahrenden Pferdebahnwagen traf.

In den nächsten Tagen kam Jansen wieder zur Besinnung, aber er war so schwach, daß immer noch das Schlimmste zu befürchten war. Schwester Magdalene war unermüdlich. Zweimal täglich besuchte sie ihn; immer brachte sie Erfrischungen und sonst etwas mit, was das Krankenlager erträglicher machen konnte, bis sie eines Tages bat, wenn sie die folgenden Tage nicht kommen sollte, ja nichts zu versäumen. Sie mußte etwas dringendes vorhaben.

Am Nachmittag des nächsten Tages, gerade als ich wieder meine Wanderung nach dem Waldhäuschen antreten wollte, wurde mir durch einen Boten, der von dem Büreau des Richters Boland zu mir geeilt war, die Mitteilung, ich möchte möglichst pünktlich um fünf Uhr draußen bei Jansen sein, er brauche mich als Zeugen. Ich glaubte, es handelte sich um ein Testament, und machte mich sofort auf den Weg. Wie erstaunt war ich, als ich draußen Schwester Magdalena im gewöhnlichen schwarzen Anzuge ohne die Abzeichen einer Ordensschwester antraf, unsern Kranken — sichtlich munterer — im Bett sitzend fand und nun aufgefordert wurde, Trauzeuge zu sein! Wirklich wurde die Braut nach der üblichen kurzen Zeremonie vor zwei Zeugen, Dr. Brand und mir, dem Kranken als seine Gattin vom Richter zugesprochen. Sie hatte am Tage

zuvor die nötige Meldung auf dem Standesamt besorgt und im Namen ihres kranken Bräutigams die Licenz zur Trauung ausgewirkt.

Als der Richter und wir Zeugen uns entfernten, glaubte sie, sie habe einen Sterbenden geheiratet. Sie küßte seine abgemagerten weißen Hände wie die eines Dahinscheidenden und benetzte sie immer von neuem mit Thränen, sobald sie in sein mattes Auge sah.

Doch in den nächsten Tagen klärten sich die Gesichter auf; die Krisis war überstanden!

Jeden Tag wanderten nun neue Gegenstände hinaus, die das kleine Heim wohnlich machen sollten, und wenige Wochen später, kurz vor meiner Rückkehr nach Berlin, sollten wir alle, die wir dem Kranken beigestanden hatten, im Waldhäuschen eine Art Nachhochzeit feiern.

Einer Einladung des jungen Ehepaares folgend, schlug ich daher an einem schönen Sommernachmittag im Juli, mit Dr. Brand und seiner Frau, die an der Sache viel Anteil genommen hatte, den Fußweg von der Pferdebahn nach dem Grunde ein, wo sich unter den dunkeln, hohen Baumgruppen in kurzer Zeit so viel trauriges und so viel freudiges ereignet hatte.

Wie in aller Welt hat die mutige kleine Frau das alles fertig gebracht? Es ist mir noch ein Rätsel, sagte Frau Dr. Brand zu ihrem Gatten, nachdem sie einen fürsorglichen Blick auf ihr Kind geworfen hatte, das das Mädchen vor uns hertragen mußte, damit man sie im Auge behielt.

Ja, wenn sie nicht wie ein rettender Engel dazwischengetreten wäre, lebte unser guter Jansen nicht mehr, entgegnete Dr. Brand, und nun erzählte er die Einzelheiten, wie er sie nach und nach von dem jungen Paar gehört hatte.

Zunächst hatte sich Magdalene oder Helene, wie sie sich nun wieder mit ihrem Taufnamen nannte, an den

County Clerk gewandt, der ihr, da beide Brautleute mündig waren, sofort die Heiratslicenz bewilligte. Dann bewog sie den Richter, sich mit den Zeugen zum Waldhäuschen zu bemühen. Gleichzeitig kündigte sie ihre Stelle beim Hospital und setzte auch die religiöse Gesellschaft, die sie provisorisch als Krankenpflegerin dort eingesetzt hatte, von ihrem Entschluß in Kenntnis. Dann verlangte sie von ihrem Advokaten die Herausgabe alles Geldes, das sie und Jansen bei ihm deponiert hatten, und das keine geringe Summe war. Es waren ihre Ersparnisse aus der Lehrerinnenzeit und sein Erlös aus den mitgebrachten Fellen. Sie hatten das alles dem Advokaten als Sicherheit für die Führung von Helenens unglücklichem Prozeß übergeben müssen. Wie sie es dem alten Fuchs wieder abgerungen hatte, nachdem es Jansen schon längst verloren gegeben, war ein Rätsel; schwer genug mußte es ihr geworden sein. Der Mut der Verzweiflung mußte ihr beigestanden haben, daß sie das in den zwei Tagen fertig brachte, wo sie Jansen dem Wärter überließ. Sie wußte, daß es namentlich der Verlust seiner letzten Habe gewesen war, der Jansen so lebensüberdrüssig gemacht hatte, und daß nichts ein größerer Sporn für ihn sein würde, nach seiner Genesung sich wieder einer ersprießlichen Thätigkeit hinzugeben, als die Wiedererlangung des schon verloren gegebnen. Dann suchte sie den aus Texas gekommnen Eigentümer des Platzes auf, auf dem das Waldhäuschen steht, schilderte ihm die bedrängte Lage seines Vertrauensmannes, und der gutmütige, wohlhabende alte Herr konnte den Bitten der beredten und schönen Fürsprecherin nicht widerstehen. Er wolle sich überlegen, was er in der ganzen Geschichte thun könne, antwortete er; vorläufig solle Jansen das Häuschen, seine alte Blockhütte und das dazwischenliegende Stück Land als sein Eigentum betrachten und sich dort pflegen; nächstens werde er weitern Bescheid bringen.

Inzwischen, berichtete Dr. Brand weiter, ist der alte Herr bei mir gewesen und hat mich gefragt, wie sich wohl ein Brunnenkuretablissement hier lohnen würde, das ihm Jansen schon früher einmal anzulegen geraten hat. Ich denke, er wird zum Frühjahr mit den Bauten beginnen, und Jansen scheint Aussicht zu haben, als Inspektor angestellt zu werden. Das ist wieder einer von den vielen Fällen, die beweisen, daß für den, der sich nicht scheut, es eine Zeit lang mit den Rauheiten des Lebens aufzunehmen, das Spiel noch nicht verloren ist. Wessen Natur freilich nicht stark genug dazu ist, der geht dabei zu Grunde, und beinahe wäre es auch für Jansen verhängnisvoll gewesen. Je weiter man an die äußerste Westgrenze der Zivilisation kommt, desto häufiger trifft man solche Squatters oder Settler, die sich als Anhängsel eines Stückchen Landes, das mitten auf der Besitzung eines reichen Mannes liegt, durch Not und Mühsal wieder in die Höhe arbeiten. Wer natürlich seine Standesehre nach europäischem Begriff, für die ihm aber hier niemand etwas giebt, hochhalten und nicht auf sie Verzicht leisten will, der kann das nicht. Hätte Jansen nicht ganz und gar mit der Welt abgerechnet gehabt und sich vollständig darüber hinweggesetzt, was die Menschen dazu sagen, so wäre er nie wieder in die Höhe gekommen. So mancher self-made-man hat diesen Prozeß durchmachen müssen.

Das früher kahle Gebäude hatte sich in den wenigen Wochen seit jenem Schreckenstage sehr zu seinem Vorteil verändert; man merkte den Einfluß der ordnenden Frauenhand. An den Holzsäulen, die das Vordach trugen, rankten sich schon dunkelblaue Winden und wilder Wein empor, die Wände waren frisch mit Ölfarbe gestrichen, und auf einem kleinen Rasenrondel vor der Treppe blühten schon allerhand Sommergewächse. Die Sonne, die noch hoch über der be-

waldeten Berglehne stand, vergoldete das liebliche Idyll mit ihren Strahlen. Alles atmete Freude und Lebenslust.

Hatte ich die anmutige Frauengestalt, die überall hier Wandel geschafft hatte, schon vorher wegen ihres Liebreizes bewundert, so war ich jetzt, wo ich den Zauber sah, den sie um ihr Heim zu verbreiten wußte, des Staunens voll. Ich stand wie vor einem Rätsel: diese kleine, zarte, rührige Frauenhand, die so sanft pflegen, so zärtlich trösten konnte, hatte man für fähig gehalten, eine Mordwaffe gegen eine ganze Familie zu schleudern? Dieses süße Geschöpf, das nichts als Hingebung und Aufopferung kannte, sollte den berechnendsten Advokaten übertrumpft haben?

Ich sprach das Dr. Brand gegenüber aus, als wir nach dem Kaffee, den wir auf der Veranda getrunken hatten, einen kleinen Spaziergang durch das neu angelegte Gärtchen machten, während Jansen den beiden Frauen gefolgt war, die sich mit dem Kinde ins Haus zurückgezogen hatten.

Das ist die richtige Amerikanerin, erwiderte er; sie kann nur beglücken oder verderben. Den Mann, den sie haßt oder verachtet, zieht sie hinunter ins Verderben; den Mann, den sie liebt und achtet, macht sie zum Glücklichsten, sie läßt ihn nicht sinken, sie zieht ihn herauf zu sich, wenn er überhaupt noch etwas gutes in sich hat. Sie müssen übrigens die Sache mit der Dynamitbombe richtig ansehen, fuhr er nach einer kleinen Weile fort, als wir am Ende des Gartens bei einer Laube, die einen schönen Fernblick gewährte, angelangt waren. Nach dem, was ich in der letzten Zeit von Frau Jansen gehört habe, würde ich die Sanfteste einer solchen That für fähig halten. In dem Hause des Millionärs, in dem sie die Stelle einer Gouvernante bekleidete, wurde sie wie eine Dienerin behandelt. Der älteste Sohn des Hauses

that, als ob er sich ihrer in dieser entwürdigenden Lage annehmen wollte. Während er ihr eine Besserung ihrer Stellung nach außen verschaffte, entzog er ihr zugleich alle Mittel, sich daraus zu befreien. Er zeigte ihr gefälschte Briefe, worin es hieß, daß ihr Bräutigam, dem er sie abspenstig machen wollte, sie verlassen habe. Ja als er damit sein Ziel nicht erreichte, flunkerte er ihr mit Briefen und Zeitungsausschnitten, die er ihr zurecht machte, vor, der Deutsche, den sie heiraten wollte, sei tot. Er bewachte sie auf Schritt und Tritt, machte es ihr unmöglich, das Haus zu verlassen, hielt sie wie eine Gefangne. Als das alles nichts nützte, suchte er ihr seine Liebe mit Gewalt aufzudrängen. Aber auch das mißlang. Sie wissen, wie häufig ein solcher Versuch in Amerika durch grausames Lynchen geahndet wird. Als es ihr dann endlich gelungen war, zu fliehen, und er sich, um dem Skandal ein Ende zu machen, gleich darauf mit einer reichen Erbin verheiratete, da geschah, was bei jeder Amerikanerin die selbstverständliche Folge des Geschehenen gewesen wäre. Die Amerikanerin duldet alles, aber ihr Selbstgefühl, ihre Frauenwürde läßt sie nicht ungestraft antasten; sie läßt sich alles rauben, nur nicht ihren guten Ruf.

Daher die vielen, allein in der Welt umherirrenden Amerikanerinnen? bemerkte ich.

Gewiß, Sie werden nie sehen, selbst wenn Sie in die Hütten der Armut blicken, daß sich eine Amerikanerin bis zu dem Grade der Verkommenheit erniedrigt wie die Irländerin oder die Deutsche. Sie trägt alles und überwindet alles, solange noch die Liebe im Spiele ist; sie thut selbst die niedrigsten Handreichungen, aber alles mit einem gewissen Rest von Frauenwürde, durch die sie Herrin und Gebieterin in ihrem Castle bleibt, und wenn dieses Castle auch nur eine elende Shanty, eine Bretterbude, ist.

Ist sie aber nicht mehr imstande, den Mann, der sie, verschuldet oder unverschuldet, hinabgezogen hat, durch ihre Aufopferung wieder zu sich heraufzuziehen, dann erlischt eher ihre Liebe als ihre Menschenwürde, ihr Selbstgefühl. Wenn sie zur Einsicht kommt, daß sie es mit einem Gesunknen zu thun hat, dem nicht mehr zu helfen ist, so verläßt sie ihn; ja sie bestraft ihn, auf das Naturrecht bauend, das in der Moral des Volkes schlummert. Dadurch unterscheidet sich die Amerikanerin von der Deutschen. Das ist es auch, was die Frauenfrage hier in Amerika zur Entscheidung drängt. Der Charakter der Amerikanerin läßt ein Zusammenleben ohne Liebe weniger zu, als es bei andern gang und gäbe ist. Getrennte Ehen gehören hier zur Tagesordnung. Jederzeit ist die Frau bereit, auf sich selbst zu stehen. Darum der Wettstreit um die Ämter der Männer. Darum wird aber auch das Gefühl der Frauenwürde die Frauen schließlich davor bewahren, zu weit zu gehen. Wenn die Frauen in dem Kampf ums Dasein nicht den häuslichen Herd als ihre eigentliche Domäne aus dem Auge verlieren, so wird trotz aller scheinbaren, augenblicklichen Ausschreitungen auch diese Frage einst in der neuen Welt in würdiger Weise gelöst werden.

Während wir noch in der Laube plauderten, kamen auch die andern, voran die Frauen in eifrigem Gespräch, rechts die etwas blasse, blonde Deutsche, links die blühend aussehende Deutschamerikanerin mit ihren langen Wimpern und ihren schöngeschweiften, dunkeln Augenbrauen. Sie hatte etwas königliches in ihrem Gang und Wesen, während die Deutsche mehr anschmiegsames Sichunterordnen verriet. Sie mußten beide eben in einem eifrigen Streit sein, denn sie schickten das Mädchen mit dem Kinde in das Haus zurück. Dann kamen sie eilenden Schrittes auf uns zu, daß wir ihren Streit entscheiden sollten; Jansen,

der ihnen erst lachend gefolgt war, hatte, wie es schien, die ihm zugemutete Entscheidung von sich abgewälzt und kehrte zur Wohnung zurück.

Sage einmal, Fritz, wandte sich die flinke Frau Dr. Brand voraneilend an ihren Mann, sind wir evangelisch oder nicht? Doch erst mußt du wissen, um was es sich handelt. Wir kamen von einem Dienstmädchengespräch auf ein Religionsgespräch. Frau Jansen wundert sich, daß wir ein irländisches, oder richtiger gesagt, ein katholisches Mädchen angenommen hätten. Die stünde auf so niedriger Stufe, daß man nie wissen könne, wie man mit ihr dran sei. Und bei der Gelegenheit —

Ich bitte, meine Worte nicht falsch auszulegen, sagte Frau Jansen unterbrechend. In der letzten Zeit ist man in den bessern Kreisen davon abgekommen, irländische Mädchen zu mieten, weil sie in der That ganz die Werkzeuge des römischen Priesters und ihrem Beichtvater in jeder Beziehung untergeben sind. Dieser Mangel an Selbstgefühl hat für eine Amerikanerin wirklich etwas abstoßendes, beschämendes. Diese irländischen Dienstmädchen stehen moralisch entschieden auf einer niedrigern Stufe; da sie nicht ihre eigne Moral haben, sondern von der Moral eines andern, noch dazu eines Mannes abhängen, empfindet es die amerikanische Frau als eine Verletzung der weiblichen Würde, diese unberechenbaren geistigen Sklavinnen um sich zu haben.

Richtig, so war es, fuhr Frau Dr. Brand fort, und als ich darauf Frau Jansen fragte, ob sie denn nicht als Schwester im Dienste der Geistlichkeit selbst katholisch sei, lachte sie mich aus und sagte: Das war nur ein rein geschäftliches, vorläufiges Arrangement; übrigens gehöre ich — wie wir alle, hoffe ich — zur Religion aller Denkenden. Sie meinte damit, sie sei im Grunde weder protestantisch noch katholisch,

sondern auch ohne Konfession religiös, wie es viele Menschen mehr oder weniger, oft ohne es zu wissen, auch seien. Als ich das bestritt, meinte Frau Jansen: du sollst entscheiden, ob sie Recht hat, wenn sie sagt, alle denkenden, vernünftigen Menschen gehörten stillschweigend zu derselben Religion, die weder protestantisch noch katholisch, noch sonst bekannt und genannt sei.

Also darum werde ich plötzlich gefragt, ob wir evangelisch sind? erwiderte Dr. Brand lachend, indem er mich ansah, als ob er sagen wollte: Diese Amerikanerinnen! An allem rütteln sie! Um wieviel ist denn gewettet worden? setzte er hinzu.

Das muß Ihnen als Schiedsrichter, der die Wahrheit sprechen soll, ganz gleichgiltig sein, versetzte Frau Helene.

Nun dann, wenn mir kein Ausweg gelassen wird, so vernehmt meinen Schiedsspruch: Wir mögen gehen, zu welcher Kirche wir wollen, als denkende Menschen unsrer Zeit sind wir imstande, die katholische wie die protestantische und die dreiundsechzig andern Kirchen der Welt zu begreifen und zu würdigen und dabei ein jeder das seinige sich zu denken und im stillen der einen, großen Religionsgemeinschaft anzugehören, der jeder vernünftige Mensch angehört.

Und welche ist das? fragte seine Frau.

Das sagt eben ein vernünftiger Mensch nicht, erwiderte der Doktor.

Bravo, Doktor; wie gut Sie Ihren Lord Beaconsfield kennen! Diese Stelle aus dem „Endymion" ist mir auch unvergeßlich, rief die junge Frau und klatschte in die Hände.

Ach, du bist ein böser Mann, schmollte die Deutsche; nun habe ich deinetwegen die Wette verloren.

Das freut mich im Interesse deiner schönen Freundin. Lerne von ihr!

Damit gingen wir zur Veranda zurück, den wiederholten Rufen Jansens folgend, der dort eine duftende Bowle bereitet hatte.

Es ist Zeit, daß wir gehen, ließ sich plötzlich, als wir kaum den erfrischenden Trunk gekostet hatten und nun das erste Glas auf das Wohl des jungen Ehepaares leeren wollten, die Stimme des irischen Dienstmädchens vernehmen.

Da haben wirs! Sie muß gewiß heute abend noch zur Vesper oder Beichte, bemerkte Frau Dr. Brand unwillig.

Natürlich muß ich zur Vesper, sagte die Irin, indem sie sich ungefragt ins Gespräch mischte.

Und ich hatte gerade gehofft, daß sie Ihnen bei den Umständen, die wir Ihnen heute machen, behilflich sein würde, fiel Frau Dr. Brand ein. Nein, diese Unzuverlässigkeit und Anmaßung der Dienstboten! Man kann sich doch nicht das geringste Vergnügen erlauben.

Seien Sie unbesorgt, erwiderte Frau Helene, was ich heute noch zu thun habe, kann ich allein machen. Schicken Sie den Quälgeist nur fort; mit der Kleinen werden wir schon fertig; das ist besser, als im Hintergrunde solch eine irische Bridget zu wissen, die fortwährend zum Gehen drängt.

Dieses Talent, sich mit Grazie in alles zu finden, erhöhte den Reiz, der die ganze Erscheinung Helenes umgab. Wir waren alle in gleicher Weise von ihr bezaubert und verstanden unsern Freund Jansen vollständig, als er sein Glas erhob, seiner Frau die Hand drückte und mit einer Thräne im Auge die schon begonnene Rede mit den Worten abbrach: Worte fehlen mir — ihr wißt, was ich sagen will, ihr alle seid Zeugen gewesen, was sie für mich gethan hat!

Dann klangen die Gläser an einander, und das

Gespräch drehte sich nun weiter um die Zukunfts-pläne des jungen Paares.

Da fuhr ein Gefährt, ein eleganter Landauer, von zwei reich beschirrten Rappen gezogen, den ein-samen Waldweg herauf und hielt gerade vor der alten Hütte am Feuerquell. Der Negerbursche sprang vom Bock. Ein alter Herr stieg aus der Kutsche und kam rüstigen Schrittes auf unsre Veranda zu.

Hier bringe ich Ihnen die Grundeigentumspapiere von unserm Besitztum, sagte der Alte zu Jansen, nachdem er uns flüchtig durch ein Nicken des Kopfes begrüßt hatte.

Sobald wir diesen in englischer Sprache ge-sprochnen Satz gehört hatten, schlug auch die Unter-haltung ins Englische um, wie das in jeder deutsch-amerikanischen Gesellschaft geschieht. Der alte Herr schien es eilig zu haben und wollte sich erst von Jansen gar nicht bewegen lassen, Platz zu nehmen. Doch als es diesem endlich gelungen war, seinen Gönner auf die Bank zu drängen, auf der auch die beiden Damen saßen, hielt er seine Ecke fest und that den Zutrinkenden herzhaft Bescheid. Schon daran war zu erkennen, daß er kein Yankee war. Noch viel mehr aber daran, daß er zu meiner Verwunderung plötzlich aus dem Englischen ins Deutsche umschwenkte und sagte: Aber, meine Damen und Herren, weshalb sprechen Sie denn meinetwegen englisch? Sie sind doch ebenso gute Deutsche wie ich. Ich habe in dem Malefizmalhörika die schlechte Angewohnheit ange-nommen, wenn ich geschäftlich zu thun habe, mit wem es auch sei, immer englisch zu sprechen. Es ist kürzer. Das hat sich denn nach und nach bei mir so festge-setzt, daß ich mehr englisch als deutsch spreche und mein gutes Deutsch schon ein wenig verlernt habe. Das ist ja ein Fehler von uns allen, wenn wir lange hier sind. Sitzen sechs oder acht Deutsche an einem

Tische zusammen, und es kommt ein Franzose oder Engländer nur in die Nähe, so hält sich jeder sofort für verpflichtet, in dessen Sprache zu „parlieren" oder zu „talken." Das brauchen Sie aber mit einem alten Achtundvierziger und Rastatter Kasemattengefangnen nicht zu thun. Prosit, es lebe das einige, freie Deutschland!

Damit war er aufgetaut. Wir stießen mit ihm an und ließen den Wohlthäter unsers Freundes Jansen und unser liebes, altes Vaterland hochleben.

Er erzählte nun vom Jahre 1848, wie er herübergekommen war, und was er alles hatte durchmachen müssen. Inzwischen fing es an, zu dämmern, und Frau Helene zündete ein Windlicht an, was kaum nötig gewesen wäre, da die ewige Fackel unten im Grunde, die Jansen in alter Gewohnheit schon vorher in Brand gesetzt hatte, mit ihrem seltsamen Rhythmus die Umgegend durchflackerte und erleuchtete. Als nun aber Frau Dr. Brand, die von ihrer Dienstmagd so schnöde im Stich gelassen worden war, für ihr Kind besorgt an den Heimweg mahnte, da bot der alte, gemütliche Herr uns allen sein Fuhrwerk zur Rückfahrt an, und aus dem plötzlich geplanten Aufbruch wurde vor der Hand nichts. Der Alte wurde bei der Bowle, für die er selbst dem jungen Paare den Rheinwein gesandt hatte, immer gesprächiger.

Als er hörte, daß ich reisefertig sei, um für immer ins alte Vaterland zurückzukehren, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: Wer es kann, der thue es! Ihnen gehts da gerade umgekehrt, als es mir gegangen ist. Nachdem ich lange, lange Jahre hier geweilt hatte, trieb mich ein unendliches Heimweh hinüber; und als ich das alte Vaterland wieder begrüßt hatte, mußte ich wieder zurück nach der neuen Welt. Ich hatte das Knownothingtum so satt, ich

konnte es nicht mehr ausstehen. Schlimmer als das Nichtswissenwollen der Yankees ist noch das der Deutschamerikaner; sie suchen den Yankee noch zu überbieten.

Siehe das deutsche Hospital in Kansas City! warf Dr. Brand unwillig dazwischen.

Was versteht ihr eigentlich unter Knownothingtum? fragte Frau Dr. Brand.

Von andern nichts wissen wollen, antwortete der alte Herr. Eigentlich ist jede Nation, soweit sie Nationalitätsdünkel hat, etwas damit behaftet, die eine mehr, die andre weniger; und mancher Nation, die zu wenig davon hat, wäre zu wünschen, daß sie etwas mehr davon hätte. Ich gebe zu, fuhr er in sich hineinlachend fort, indem er sein Glas drehte und in dem Flackerlichte funkeln ließ, daß eine Nation von Überläufern, denen es in der alten Welt nicht mehr behagt hat, sich für ganz besonders dazu berechtigt hält, von der alten Welt nichts mehr wissen zu wollen. Darum kehrten es besonders die hervor, die kurzer Hand die neue Welt für ihr Eigentum erklären wollten, ehe sie noch völlig besiedelt war, die aus England herübergekommnen Überläufer mit ihrem altenglischen Pluck und ihrer irischen Kurzangebundenheit. Diese Yankees sind die Erfinder des Knownothingtums. Sie kehrten es gegen alle übrigen, die auch Teil an der neuen Welt haben wollten, die aber in der Minderzahl waren, und deren Konkurrenz ihnen nicht paßte, besonders gegen die in der Fremde stets sehr findigen Deutschen. Nichts ist aber alberner, als wenn sich nun die Deutschen in Amerika, um es den Yankees gleichzuthun und als echte Amerikaner zu gelten, auch mit diesem bornierten Knownothingtum hervorzuthun suchen. Natürlich hat der Deutsche, der Europa für immer den Rücken gekehrt hat, dasselbe Recht, von der alten Welt nichts mehr wissen

zu wollen, wie der Franzose, der Tscheche, der Russe und jeder andre; aber das Knownothingtum in der spezifischen John-Bullform nachzuahmen, steht dem Deutschen schlecht; er verspottet sich nur selbst damit. Ich hatte mich hier längst häuslich niedergelassen, in Texas angekauft und konnte zufrieden sein. Da trat mir auf Schritt und Tritt diese elende Maske des deutschamerikanischen Knownothingtums entgegen und widerte mich in ihrer Abgeschmacktheit an. Wo im Rate der Deutschamerikaner eine Stelle zu vergeben war, wenigstens hier im Westen, entschieden stets Männer darüber, die über ihre Hobelbank und ihren Schraubstock wenig hinausgeblickt hatten. Die Professur an einem neuen College, die Direktorstelle an einem Hospital fiel nicht einem zugewanderten, mit den besten Kenntnissen und Zeugnissen ausgerüsteten deutschen Gelehrten zu, nein, einem Yankee. Was wußte der Schuster oder Schreiner von deutschen Zeugnissen! Er wollte gar nichts davon wissen. Aber auch die wenigen Gebildetern verkrochen sich bei solchen Gelegenheiten, um nicht anzustoßen. So kam es z. B., daß unser Freund hier, Dr. Brand, wie mir erzählt worden ist, jahrelang warten mußte, ehe er als geprüfter deutscher Arzt auch Arzt am deutschen Hospital in Kansas City werden durfte. Ebenso ging es mit Architekten und Ingenieuren. Die Deutschen hier im Westen sind durch ihre Nachäfferei des Knownothingtums selbst schuld, wenn sie ihr Licht nicht leuchten lassen können, wenn so mancher großartige Brückenbau in Amerika erst von deutschem Geiste ersonnen und dann von amerikanischen Technikern ausgeführt worden ist. Die Deutschen besorgen mit ihrem Märtyrertum, das sie unter diesen Verhältnissen dulden, die geistige Überbrückung von der alten zur neuen Welt; aber ausgenutzt wird ihre Arbeit von andern. Kurz, um mich hier beim Wein

nicht wieder in den Ärger hineinzureden — denn die Galle läuft mir über, wenn ich an alle diese Dinge denke — ich bekam es satt, das englische wie das deutsche Nichtswissertum hier, und machte eine Erholungsreise nach Deutschland. Aber siehe da, da lernte ich erst recht kennen, was Knownothingtum ist!

Das müssen Sie uns auch noch erzählen! hieß es nun von allen Seiten. Man ließ ihm mit Kreuz- und Querfragen keine Ruhe, es mußte alles heraus, was das neue deutsche Reich nach mehr als dreißigjähriger Abwesenheit auf ihn für einen Eindruck gemacht hatte.

Seine demokratischen Ideen schleift man ja am besten ab, wenn man die Beamtenkorruption der Republiken fortwährend im Auge hat, sagte er, als er nun seine Freude an Kaiser und Reich und seinen Stolz als Deutscher im alten Vaterlande schilderte. Durch die republikanische Korruption wird man der beste, konservativste Ordnungsmann und schwärmt für die heilige Ordnung der Monarchie. Freilich kam mir trotzdem manches im Anfang komisch vor, so z. B. das Eingesperrtwerden in den engen Eisenbahnkupees, die Reverenzen vor der roten Dienstmütze des Bahninspektors, das ewige Soldatenspielen in den Städten, die Trinkgelder, das viele, viele Beamten- und Schreibertum! Aber alles ging gut und war wunderschön, bis ich mit den Leuten über die neue Welt ins Gespräch kam. Touristenschilderungen — das war alles, was man da zu hören bekam! Von Leuten, die jahrelang in Amerika gelebt und dort ehrlich ihr Brot verdient hatten, hatte man sich selten oder nie die Wirklichkeit schildern lassen; die sind nie zu Worte gekommen. Warum nicht? Weil Amerika nur zum Geldmachen gut ist. Wozu wäre es auch sonst da!

Ganz so, wie ich Ihnen erzählt habe, fiel Jansen dem Amerikaner ins Wort, indem er den Arm seiner

Frau einen Augenblick losließ und dem alten Herrn zutrank. Von einem, der von Amerika nicht viel mitbringt, wollen sie nichts wissen und hören.

Ganz recht, erwiderte der Alte, und gerade deshalb machte ich mir nun den Spaß, so zu thun, als ob ich nichts hätte. Aber was das schlimmste war: die Leutchen im neuen deutschen Reich, das mir so imponiert hatte, entpuppten sich bald als die größten Ignoranten fremder Verhältnisse, die ich je kennen gelernt hatte. Wenn ich früher auf meinen Reisen von San Antonio nach Mexiko so oft über die Unwissenheit mexikanischer Damen in europäischer Geographie gelacht hatte, in der höchstens noch die Französinnen mit ihnen wetteifern können, so geriet ich jetzt in Berlin oft geradezu in Verlegenheit, wenn die gelehrtesten Leute zuweilen Texas und Mexiko verwechselten oder Mexiko als einen Teil der Vereinigten Staaten von Amerika ansahen, wenn gar Dom Pedro mit Maximilian, Brasilien mit Mexiko verwechselt wurde! Daß das lateinische und das englische Amerika zwei himmelweit verschiedne Welten sind, die gar nichts mit einander gemein haben, daß in der einen dieser Welten Zeremoniell, Pariser und Madrider Etikette und der alte Kastengeist herrscht und in der andern alle Klassenunterschiede der alten Welt ausgewischt sind, die äußere Form nichts bedeutet und alles nivelliert ist, daß sie das nicht wußten, das hätte ich ihnen noch zu gute halten wollen. Daß sie aber Kolonialpolitik treiben wollen und dabei die leitenden Kreise sich in völliger Unwissenheit befinden über die Kräfte, die mit jedem Auswandrerschiff nach dem Westen gehen, in völliger Unwissenheit über deren Verbleib, ihr Weiterwirken, ihre Weiterverwendung im Haushalt der Völker und über ihre Mission, das schien mir geradezu empörend. Also nach Afrika sollen die Überzähligen, wo sie dem Fieber erliegen müssen,

nicht nach Südbrasilien oder Nordmexiko! Und warum nicht? Weil man von Amerika in den leitenden Kreisen nichts weiß; weil Amerika in Berlin nicht in Mode ist, wohl aber es zum guten Ton gehört, über Afrika Bescheid zu wissen. Ich fragte, wessen Ressort es denn im deutschen Reiche sei, über Amerika etwas wissen zu müssen. Niemandes! Da müsse das Reich erst offiziellen Kolonialunterricht anordnen. Das Strebertum hat so um sich gegriffen, daß jeder neue Gedanke als polizeiwidrig, womöglich als „Schrulle" angesehen wird. Mutet man den Leuten zu, sich etwas mehr mit der Außenwelt zu beschäftigen, so heißt es gleich: Was kommt dabei heraus? Avancement? Anstellung? Welchen Instanzenweg muß man denn da einschlagen? Kurz, man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß dem richtigen Berliner Amerika heute das reine Tohuwabohu ist. Das Streben nach Kenntnis des Auslandes hat im neuen deutschen Reiche erschreckend abgenommen, in demselben Maße, als das Strebertum zugenommen hat. Man ist so vergnügt über sich selbst und sein schönes Berlin, daß man gar keine Zeit hat, sich um das zu bekümmern, was draußen in der Welt vorgeht. Dazu ist ja das Kolonialamt und die Konsuln da; die werden das schon machen und für uns denken. Geld giebt der Bankier nicht gern für solche „unbekannte" Dinge her, ausgenommen wenn sie vom Ministerium empfohlen werden. Darum konnten auch stets und überall die Engländer und Franzosen den Deutschen die besten Bissen vor der Nase wegschnappen. Kurz, ich war durch dieses reichsdeutsche Knownothingtum so enttäuscht, ja angewidert, daß ich bald wieder zum Wanderstabe griff und in das Land zurückpilgerte, das noch eine Zukunft vor sich hat. Doch wohin gerate ich! unterbrach sich plötzlich der alte Herr; ich erzähle immer nur von mir und ver-

gesse ganz, daß Sie — er wandte sich an Frau Jansen — mich schon einmal vertröstet haben, als ich die Frage an Sie richtete, wie Sie denn hier all das Schöne so schnell hervorgezaubert haben, und wie Sie den pfiffigsten aller Advokaten zur Herausgabe Ihres Vermögens gebracht haben, ob mit List oder mit Gewalt. O, diese frömmelnden Advokaten, diese Kirchenlichter in der Toga, sie sind die gefährlichsten Geschöpfe! Ich bin wirklich gespannt, zu hören, was für Mittel Sie haben anwenden müssen, um zu dem Ihrigen zu kommen, und heute dürfen Sie mich mit der Antwort nicht wieder auf später vertrösten.

Die letzten Worte hatte der alte Herr in dem heitersten, unbefangensten Ton an die junge Frau gerichtet. Errötend suchte sie einen Augenblick eine gewisse Verlegenheit zu bekämpfen, und es kam ihr offenbar sehr gelegen, daß die durch ihre kleine Hauswirtschaft der Welt etwas entfremdete Frau Dr. Brand die Frage dazwischen warf: Kirchenlichtadvokaten? Was ist denn das nun wieder, Fritz?

Während nun Dr. Brand seiner Frau auseinandersetzte, daß die Kirchengesellschaften in Amerika zu den Hauptmitteln der Aufrechterhaltung des guten Tons gehörten, und daß, wer sich um ihn verdient machen wolle, wer als Führer der Gesellschaft zu gelten wünsche, sei er nun Prediger oder Arzt, Lehrer oder Jurist, Litterat oder Kaufmann, vor allem jenen ganzen Reigen von Kirchenpicknicks, Buchstabierfesten, Sonntagsschulen, Betstunden mitmachen müsse, in dem eine Religionsgemeinschaft die andre zu überbieten bemüht sei, war es interessant zu sehen, was in Frau Helene vor sich ging, da sie nun noch einmal alle die Seelenkämpfe durchmachen sollte, die sie eben glücklich überstanden hatte. Während Dr. Brand zu seiner Gattin sprach, stützte sie ihren Kopf auf die Hand, als ob er schmerzte.

Du besinnst dich doch auf die große Lampion-illumination neulich im Vorgarten des herrlichen Palastes, wo die reiche Familie Barron wohnt, nicht weit von unserm Häuschen? fragte Dr. Brand.

Freilich, erwiderte seine Frau, das große Fest, wo Arme und Reiche geladen waren, und wo alles so anständig, ruhig und still herging, daß es uns auffiel; natürlich besinne ich mich.

Nun, dieses Fest, fuhr der Kollege fort, war von den Barrons hauptsächlich mit Hilfe eines solchen Kirchenlichtadvokaten, des bekannten Herrn Mc Shane, veranstaltet, der in der Gründung frommer und wohlthätiger Gesellschaften und Vereine im Interesse der Baptistenkirche unermüdlich ist.

Helene hatte sich gefaßt. Bei Nennung des Namens Mc Shane kam es über sie wie ein Drang, sich das, was sie noch drückte, vom Herzen herunterzureden. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn und begann, indem sie ihr dunkles Haar zu beiden Seiten zurückstrich, erst kühl, dann immer erregter zu erzählen, bis sie am Ende mit einem Feuer der Begeisterung sprach, wie jemand, der über einen Sieg berichtet, der schwere Kämpfe gekostet hat.

Dieser Mc Shane war es, mit dem ich abzurechnen hatte, um zu unsrer ihm anvertrauten Habe, meinen Ersparnissen und denen meines Mannes, zu kommen. Sie würden das Ganze nicht recht verstehen, wandte sie sich zu Frau Dr. Brand, wenn ich nicht vorausschickte, in welcher bedrängten Lage ich mich —

O, das hat mir mein Mann schon erzählt.

Desto besser, dann wissen Sie, daß dieser Herr, der gewohnt ist, über die ersparten Gelder seiner Sonntagsschulzöglinge, seiner Vereinsbrüder und Schwestern zu verfügen, stets bereit ist, Bedrängte in den Schoß seiner Baptistenkirche zu führen und ihnen dann durch seinen unglaublichen Einfluß eine

Stellung zu verschaffen. Überall spielt er den Liebenswürdigen, den Vermittler; er weiß alle Streitigkeiten zwischen Mitgliedern seiner Kirche zu schlichten; kurz, er ist für alles, was die Baptistengemeinde betrifft, der Mann. Auch mir kam er in schwerer Zeit entgegen. Durch seine Vermittlung hatte ich die Stelle als Gouvernante bei Barrons erhalten; er erbot sich auch, meinen Prozeß zu führen, als ich unter schwerem Verdacht verhaftet worden war. Damals vertraute ich ihm unsre Ersparnisse an, die zugleich eine Sicherheit für seine Honorarforderungen für die Führung des Prozesses bilden sollten. Seinen Bemühungen gelang es verhältnismäßig schnell, daß das Verfahren gegen mich eingestellt wurde. Aber ich schöpfte schon damals Verdacht gegen den Advokaten. Ich sah ihn zu häufig in der Gesellschaft meines Todfeindes, des jungen Barron, in dessen Haus er mich zurückzuführen suchte. Das war der Grund, weshalb ich ihm den Rücken kehrte und um Aufnahme als Krankenpflegerin im Hospital bat. Damals ahnte ich allerdings noch nicht, daß Mc Shane seinem Freunde Barron behilflich gewesen war, mich durch die gefälschten Papiere und Dokumente zu täuschen. Das erfuhr ich erst später, als mich eine junge Frau, der Barron noch schlimmer als mir mitgespielt hatte, im Hospital aufsuchte und mir verschiedne Schriftstücke einhändigte, aus denen hervorging, daß sich der Advokat Mc Shane nicht nur von beiden Parteien in einem Prozeß bezahlen ließ, sondern auch mit den ihm anvertrauten Geldern betrügerische Spekulationen trieb. Ich habe jene Frau, der ich tiefstes Schweigen versprechen mußte, nur noch einmal wiedergesehen; das war an dem Abend, wo das Dynamitattentat auf das Barronsche Haus gemacht wurde. Ich ging an dem Hause vorüber, wie ich es oft that, da ich hoffte, gelegentlich eines der Familienglieder zu treffen, das ich bitten

könnte, mir meine bei der Flucht zurückgebliebnen Habseligkeiten zuzustellen. An jenem Abend huschte eine Gestalt, die, wie ich, in einen dunkeln Mantel gehüllt war, scheu an mir vorüber. Ich erkannte die unglückliche Frau. Zu Hause angekommen, verglich ich ihre Schriftstücke mit einer Reihe von andern, die ich dem jungen Barron entrissen hatte, als er mich mit seinen Anträgen verfolgte. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: der Totenschein meines Bräutigams trug dieselben Schriftzüge, auch er war von Mc Shane gefälscht. Er hatte sich auch in meinem Fall von Barrons Schweigegeld geben lassen, um den Prozeß niederzuschagen. Mit diesen kompromittierenden Schriftstücken, die ich in einer kleinen, aber starken Handtasche trug, trat ich nun vor einigen Wochen in das Büreau des Advokaten, fest entschlossen, zu meinem Ziele zu kommen und die Herausgabe unsrer Ersparnisse zu erzwingen. In hochfahrendem Tone wies er zuerst mein sehr deutlich und energisch ausgesprochnes Ansinnen ab. Doch seine Sprechweise änderte sich, als er bei dem erregten Zittern meiner Stimme den Blick an mir heruntergleiten ließ und das Täschchen bemerkte, auf das ich mit den Worten hinwies: Hier habe ich etwas, was Sie zwingen würde, meinem Verlangen nachzugeben. Jetzt wurde er plötzlich liebenswürdig und versuchte mich zum Sitzen und Ablegen zu nötigen, um womöglich das Täschchen in seine Gewalt zu bekommen. Aber ich durchschaute ihn und drang nur um so energischer auf die sofortige Aushändigung meines Geldes. Seine Ausflüchte: es wäre augenblicklich nicht so viel im Geldschrank, er wolle es in einer Stunde schicken, ich hätte es doch für die Kirche bestimmt gehabt, nützten ihm nichts. Ich hielt ihm gewisse Papiere vor, die er und sein Freund Barron so lange vergeblich gesucht hätten. Ich mache von ihnen

Gebrauch, sagte ich; sie werden Ihren Verrat an Ihren Klienten, Ihre Fälschungen und Unterschleife beweisen. Ich werde der Welt zeigen, in wessen Händen die Angelegenheiten der Baptistengemeinde ruhen, und wozu sie benutzt werden. Er mußte mich meiner Tracht wegen wohl für ein Mitglied eines katholischen Ordens halten und einen rücksichtslosen Krieg fürchten, in dem er durch die allmächtige Presse bloßgestellt werden konnte. Schlotternd vor Angst öffnete er endlich den Geldschrank. Langsam zählte er den vollen Betrag des ihm anvertrauten Geldes auf den Tisch. Dann versuchte er sogar gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er wollte einlenken. Er sprach von meinem Übertritt zu einem andern Glaubensbekenntnis, von der Härte in meinem Wesen, und fing an, salbungsvoll von Glaube, Liebe, Demut und Geduld zu reden. Da konnte ich denn, nachdem ich das mir zukommende zugleich mit den kompromittierenden Schriftstücken in meinem Täschchen geborgen hatte, nicht länger an mich halten. Die Worte quollen mir heraus, ich weiß selbst nicht wie; aber ich sagte ihm unumwunden meine Meinung.

Nachdem die Erzählerin geendet hatte, dauerte die atemlose Stille, mit der wir ihr gelauscht hatten, noch einige Augenblicke fort. Ihr Gatte war aufgestanden, war hinter sie getreten und drückte einen Kuß auf ihre weiße Stirn. Sie war überrascht, betroffen und wollte ihn abwehren. Er aber nahm ihren schönen Kopf in seine beiden Hände und sagte: Was für ein Kleinod ich an dir habe, das weiß ich erst jetzt! So oft du mir auch in den letzten Tagen diese Vorgänge erzählt hast, so wie heute haben sie mich doch noch nie ergriffen. Das giebt mir neuen Mut, mich mit dir in dieser Welt durchzukämpfen.

Diesen Worten des Wiedergenesenen schloß sich der alte Achtundvierziger an. Rasch sprang er von

seinem Sitz auf, öffnete die Rolle, mit der er die ganze Zeit über hastig gespielt hatte, und überreichte sie den Liebenden.

Kinder, sagte er, ihr habt mir durch das alles, was ich eben gehört habe, eine solche Freude bereitet, daß ich euch nicht nur den Eigentumstitel für euer Häuschen hier, das ich euch ja schon früher zugedacht hatte, schenke, sondern auch den für die daranstoßenden Felder und Weingärten. Ich behalte mir nur das Land vor, das ich zur Anlage der Brunnen, Bäder und Promenaden brauche, über die ich Sie, mein lieber Herr Jansen, als Oberverwalter einsetze, und wenn die Sache einmal soweit ist und Sie einwilligen, Sie, Herr Dr. Brand, als Brunnen- und Badearzt.

Als wir dann voller Freude über die schönen Zukunftspläne die Gläser klingen ließen, schloß er mit den Worten: Wenn ich solche Stunden verlebe wie heute, dann wird mein altes Achtundvierzigerherz wieder jung, und ich kann im Hinblick auf Vergangenheit und Zukunft unser altes Bundeslied wieder anstimmen:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus!





18

Rückblick und Schluß

Vierzehn Tage nach jenem denkwürdigen Abende saßen wir wiederum auf dem Deck des eleganten Hamburger Schnelldampfers „Augusta Viktoria“ und sahen die Freiheitsstatue mit dem Hafen von New York am westlichen Horizont versinken.

Das Mannichfaltige, das Großartige, das Widerspruchsvolle, was uns in den letzten Wochen auf Schritt und Tritt umgeben, das Seltsame, das wir erlebt hatten, kam erst ganz allmählich beim gleichmäßigen Plätschern der Wogen, die unsre Schiffswand umspülten, zu einiger Übersichtlichkeit. Das Miteinander und Durcheinander klärte, ordnete und glättete sich wie die am Schiffsrumpf brandenden Wellen sich in das hellgrün schäumende Kielwasser zurückbetten mußten.

Der gleichmäßige Schlag der großen Maschine erinnerte mich im Anfange an den Pulsschlag der Feuerquelle im Walde, und mahnte mich an den großen Weltenpulsschlag des mit jedem Dampfer sich über Amerika ergießenden Auswanderungsstroms. Aber bald wurde dieses Getöse zur monotonen, einschläfernden Musik, die man kaum mehr hörte. Erst wenn es einmal stockt, kommt einem zum Bewußtsein, daß man das

stete Einerlei zwar beständig hört, aber doch nicht mehr mit dem geistigen Ohr vernimmt. —

Wie leicht man doch den ewiggleichen Pendelschlag der großen Zeitenuhr vergißt, wie unempfindlich man im monotonen Lärm des Gewaltigen, Wunderbaren, das uns umgiebt, gegen das Auffällige der großen Zeitströmungen wird! —

Da kommt ein andres gewaltiges Auswandrerschiff an uns vorüber, es steuert der vielgelobten, neuen Welt zu. Es salutiert, wir grüßen wieder, dann läßt unser Hamburger Matrose am Stern die eben emporgehißte Flagge wieder sinken. Auch drüben sinkt der schwarz-weiß-rote Wimpel hinab und nach wenig Minuten ist jene Masse von vielen hunderten armer Hilfesuchender nur noch ein dunkler Punkt am Horizonte, wo im Westen hinter der sich herabsenkenden Rauchwolke unsers Dampfers rosagoldige Wolken sich zu Luftschlössern auftürmen und so vielen goldne Berge versprechen. Der braungraue Dampf lagert sich langsam in weiter Ferne über der in grünem Gischt schillernden Schlange, die sich unter unserm Fahrzeug dahinzieht und immer schmäler werdend, bis zum Horizont, ja bis zur andern Welt hinzuwirbeln scheint, die wir verlassen haben.

Von meinem ruhigen Plätzchen hinter dem messingnen, blankgeputzten Kompaß, am Geländer dicht über der Schraube, wo man so ungestört dem Spiel der Wellen zuschauen kann, sehe ich in der schräg über den Wasserspiegel herabsinkenden Rauchwolke sich allerhand Gesichter und Gestalten zusammenballen und wieder auflösen, die wie ein langer Zug von Geistern hinabgrüßen in die Tiefe, aus der andre ihnen entgegenwinken. Grinst nicht dort, wo die Rauchklumpen sich über den Wolkenluftschlössern zusammenballen wollen, leibhaftig das Gesicht des Börsenfürsten mit dem Sparkassenmunde hervor? Nun ist es eine alte Frau mit einem Mops und endlich zerfließt es zu einem

langen Gebilde wie ein Fährmann auf schwankem Nachen, von einigen durchblitzenden Sonnenlichtern wie von Irrlichtern umgeben.

Aus dem Schaum des Kielwassers taucht das bartlose Gesicht des Hypothekenpastors, der die vor ihm fliehende blendende Schönheit, sanft und edel wie eine Lilie, zu erhaschen strebt und immer wieder versinkt, während sie weithin entschwindet. Dort taucht der Neger mit dem Beil, und dort der Konsul, der deutsche Schulmann und der Sportmann auf. Ein paar Schweinfische scheinen die unheimliche Nähe der Spukgestalten zu fliehen. Aufgescheucht schnellen sich die graubraunen Ungetüme über weite Strecken des Wassers empor, als wenn sie flögen, und begleiten eine Zeit lang, halb schwimmend, halb springend, unser Schiff. Die Gedanken an all das Erlebte umdrängen mich, und wie ich all die in der Dollarhetze sich tummelnden Gestalten sehe und die letzte Spur des Auswandrerschiffs am Horizonte verschwunden ist, frage ich mich: Ist es recht, daß man so vielen dem Vaterland den Rücken kehrenden Kräften gar keine Wichtigkeit beilegt? — Trotz alles bizarren, das uns dort entgegentritt, ist es doch eine neue sich bildende Weltmacht, ein neues Rom, und sind nicht die Deutschen darunter die Kulturmacht der neuen Welt? — Aber warum fühlt man sich auf die Dauer nicht heimisch in jenem Wirrwarr? Warum drängen sich dem, der nicht gezwungen ist, dort drüben sein Leben zu beschließen, trotz aller Großartigkeit des raschen Fortschritts immer wieder Heimwehgedanken auf, als wenn bei aller Mannichfaltigkeit der Neuerungen der neuen Welt doch ein Etwas fehlte, ohne das sich der in Europa aufgewachsene auf die Dauer verwaist und vereinsamt fühlt? Was ist dieses fehlende Etwas? — Ich sinne und sehe wie in einem Gleichnis von dem Gestade eines großen Wassers, wo das große Besitztum eines alten erlauchten Geschlechts liegt, sich eine Anzahl

Barken mit dem Gesinde der Herrschaft entfernen, hinüber nach dem andern Gestade jenseits des breiten Flusses. Immer zahlreicher werden die Kähne, die vom Gestade abstoßen. Ein großer Teil der Dienerschaft verläßt die alte Herrschaft, trotz der Liebe zur Herrin, die sie die Allgütige nennen. Denn sie können sie, die immer von den drei gewaltigen Fronvögten umgeben wird, nie mehr zu Gesicht bekommen und müssen den drei Gewaltigen soviel opfern, daß sie sich selbst zu retten und sich aus eigner Machtvollkommenheit jenseits des Wassers anzusiedeln beschlossen haben.

Das Gesinde baut sich dort ein Heim, weit schneller und bequemer, als das alte Heim drüben vor langen Zeiten erbaut wurde. Denn sie wissen alle gut mit Axt, Hobel und Meißel umzugehen und haben es in kurzer Zeit dahin gebracht, daß ihr neues Asyl weit großartiger wird und weit prächtiger aussieht und wohnlicher erscheint als das Heim drüben bei der alten Herrschaft.

Dies fiel auch einem der Söhne des alten Heimwesens auf, der sich eines Tages in Begleitung seines alten Haushofmeisters vom Fährmann hinüberrudern ließ, um die neuen Einrichtungen zu sehen.

Der alte Haushofmeister stieg in einer Nacht mit dem Sohne der Herrschaft ans neue Gestade und leuchtete ihm mit seiner Lampe voran auf allen Wegen. Alles erschien ihm prächtig und höchst nützlich, er ging Tag und Nacht bei allen herum und sprach seine Anerkennung über vieles offen aus, als er aber gefragt wurde, ob er nicht in dem neuen Lande zu bleiben gedächte, konnte er sich nicht enthalten, den Guten, die ihn mit aller Liebe zu bleiben mahnten, zu erwidern: Vieles gefällt mir. Alles scheint eine große Zukunft zu haben und doch fehlt mir ein Etwas, ohne das ich mich nun einmal auch hier nicht heimisch fühlen kann. Und als sie in ihn drangen, es zu sagen, was dies

Etwas wäre, was ihm hier fehlte, stellte er zuerst die Gegenfrage: Sagt mir erst, weshalb seid ihr von der alten Heimat weggezogen?

Alles war gut in der alten ehrwürdigen Heimat, antworteten sie, solange es uns vergönnt war, sie, die Allgütige, die hohe Herrin selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihr selbst zu nahen. Sie hatte so viel liebes und vornehmes in ihrem Blick, sie erwärmte unsre Herzen mit ihrer ewigen Jugend, wir nannten sie nicht anders als die schöne Lilie. Aber durch die drei Gewaltigen, die unsre Fronherren wurden und durch die alte Schaffnerin, die Frau mit dem Mopse, die die Schöne von uns trennte, wurde alles anders.

Ist es nicht wie ich Euch sagte, fiel der Mann mit der Lampe zu dem Jüngling gewandt, ein: auch mich hat die Alte von der schönen Lilie zu trennen gewußt: da saß sie und spann und spann drei verschiedne Garne, ein schwarzes, ein blaues und ein rotes und umgarnte die Lilie, daß sie uns nicht mehr sichtbar war und umgarnte mit ihrem Lügengarn, das sie ihr „System" nannte, auch mich, sodaß ich ihr Untergebner wurde, während die drei Fronvögte ungestört schalten und walten konnten, und sich immer mächtiger brüsteten, bis sie sich die drei gewaltigen Statuen errichten ließen, die goldne, die silberne und die eiserne, vor denen geopfert und gefront werden mußte und wir von der guten, schönen Herrin, der Lilie, nichts mehr zu sehen bekamen, wir waren nur noch willenlose Werkzeuge, wie seelenlose Gliederpuppen.

Ganz so ist es auch uns ergangen, bestätigten die andern, darum fehlte uns Glück und Wärme und die Vornehmheit, die allein von dem Antlitz der hohen Herrin ausstrahlte und darum verließen wir jenes Gestade.

Aber eben dieses unnennbare Etwas ist es, das auch hier fehlt, erwiderte der Sohn der Herrin. Hier wird es mir erst klar, wieviel meine hohe Mutter mir

war mit ihrer Nähe, die ich früher immer genießen konnte, und die ich hier so herb vermisse.

Du hast hier aber doch sonst alles, was der Sinn begehrt, hieß es.

Ihr habt alle Reichtümer der Welt, aber an allem haftet der Schweißgeruch, und was mir der Mann mit der Lampe in den abgelegnen Teilen Eures Besitzes diese Nächte gezeigt hat, das war so abstoßend, daß ich mich von hier fortsehne.

Und nun erzählte er von dem Molochsaltare der Mammonspriester, von dem Börsenfürsten mit dem Sparkassenmunde, dem sie alle opferten, von dem Neger mit dem Beil und dem Kettenmanne voll Blut und Schweiß, und von dem Konsul, von den Mammonspriestern, die alle ihre Hände in dem Bottich der Unschuld wuschen, und von dem Beil, auf dem geschrieben stand: Geld ist Macht.

Er erzählte von den Verwüstungen, die diese Priester des Mammonkultus im ganzen Bereiche anrichteten, so schrecklicher Art, daß er sich hinwegsehnte von hier. Da vereinigte der Mann mit der Lampe seine Bitte, dazubleiben, mit den Bitten der Menge.

Harret aus, ich hole Hilfe, sagte er und verschwand mit Fährmann und Nachen, umtanzt von Irrlichtern, noch ehe der Jüngling ihn zurückrufen konnte.

Da saß nun der Sohn der frühern Herrschaft vereinsamt unter dem frühern Gesinde und die Molochsdiener trieben es ärger als je zuvor: denn triumphierend bestieg ein Mann mit einer Wage in der Hand den breiten Rand des Bottichs, der von Blut und Schweiße troff und rief: Hier wird nur das Geld gewogen: Geld ist Macht, Geld allein hat Nettowert Geist und Herz sind Tara. Und hohnlachend predigte der Hypothekenpastor seine Hypothekenpredigt in die Menge hinein, daß die Bessern, die es hörten, sich abwandten.

Da mit einemmale hörte man es vom Flusse her mächtig rauschen: eine gewaltige blaugoldig glitzernde Schlange wölbte sich über den Fluß wie eine Brücke und heranglitten auf dieser Wölbung ein schöner, hoher, ritterlich gekleideter Mann mit schwermütigen, edeln Zügen, in der Hand ein Banner, das sich um einen an hohem Stabe befestigten Spiegel schlang und im Winde flatterte. An der Seite trug er ein goldnes Schwert, darauf stand das eine Wort: Wahrheit. Voran leuchtete ihm der Mann mit der Lampe. Es umtanzten sie aber viele Irrlichter. Sie kamen auf den Molochsaltar zu in Windeseile, der heldenhafte Genius zerstörte Götzenbilder, Altäre, Bottich und alles, was er mit seinem Banner berührte und wohin sein Banner flatterte, da lebten die von den Mammonspriestern geopferten wieder auf und alles gewann neues Leben, wo vorher unter dem Scepter des Mammons Tod und Seuchen geherrscht hatten.

Kaum aber hatte der Held seinen Spiegel auf langer Stange aufgepflanzt, so spiegelte sich der ganze Umkreis darin. Dann umwickelte er das Spiegelbild mit seinem Banner als wolle er es so bewahren, und trat die Rückfahrt nach dem Gestade, von dem er gekommen war, wieder an.

Doch sowie der Held und der Mann mit der Lampe den Rücken gedreht hatten und auf der Schlangenbrücke dem alten Gestade wieder zueilten, begann das Treiben der Molochsdiener schrecklicher als je zuvor, sodaß dem Sohne der Herrschaft, der sich nun wieder allein und verlassen vorkam, bange zu Mute wurde.

Denn er mußte sehen, wie die Molochsaltäre wieder aufgerichtet wurden und wie alles, was noch eben zu neuem Leben erwacht war, unter den Hohnrufen des Börsenmannes mit der Wage und des Hypothekenpastors aus lebenden, fühlenden Menschen sich plötzlich in seelenlose Zahlen und Ziffern verwandelte.

Dem Jüngling entrang sich ein Weheschrei, der weit über das Wasser hinübertönte, wie ein Hilferuf.

Da scholl es wie ein Echo zurück: Harret aus, wenn die drei Glockenschläge ertönen, kommt die Erlösung.

Der heldenhafte Genius aber, der diese Trostesworte, den Wunderspiegel hochschwingend, hinübergerufen hatte, trat bei seiner Ankunft drüben festen Schrittes vor das Garngehege, das die Alte mit dem Spinnrocken um das Heiligtum der schönen Lilie gezogen hatte. Dort vor den goldnen, silbernen und ehernen Standbildern, vor der sich duckenden Alten mit dem Mops und mitten unter den ringsumher wimmelnden seelenlosen Gliederpuppen pflanzte er den Wunderspiegel auf und rief: Schaut euer eignes Zerrbild und Zukunftsbild in diesem Spiegel, ihr Gliederpuppen, dort sehet, was aus euch wird, wenn ihr des Zaubers der schönen Lilie entbehren müßt: seelenlose Zahlen und Ziffern.

Darauf zertrennte er mit dem Schwerte das Garngehege, das die heuchlerische Alte um das Allerheiligste gezogen hatte, worin die schöne Lilie in totenähnlichem Schlafe lag.

Dann berührte er mit dem Schwerte das eherne Standbild, das sie den eisernen König nannten. Es sank mit Krachen unter einem tiefdröhnenden Glockenton zusammen. Doch die Schöne rührte sich nicht.

Und er berührte mit dem goldglänzenden Schwerte, worauf das einzige Wort „Wahrheit" eingemeißelt stand, den silbernen König. Es gab einen Klang wie Schild- und Schwertgerassel. Doch auch bei diesem zweiten Glockenschlage, mit dem dies andre Standbild zusammenbrach, wollte die schöne Lilie noch nicht erwachen.

Da zerschmetterte der Held das Riesenstandbild des goldnen Königs, während die Alte murrend und frech sich herzudrängte. Das Bild brach unter gellendem Glockenton zusammen und zerschmetterte alle

Gliederpuppen ringsumher. Drollig aber war es anzusehen, wie bei jedem Schwertschlage aus jeder der hohlen Statuen der darin verborgne Fronvogt sprang und sich hurtig unter die übrigen Gliederpuppen mischte, wo er verschwand. Die Alte mit dem Mops aber drängte sich dicht an den Helden, der wie sie unberührt blieb von den Trümmern, und nun erwachte die Allgütige von langem Schlummer.

Sie richtete sich auf, blickte mit dankbarem Blick zum geharnischten Helden auf und spähte dann ängstlich nach der schwarzen Gestalt der Alten mit Spinnrocken und Mops, die sich dicht an den Sieger genestelt hatte. Als der Held diesen Blick gewahrte, verscheuchte er die Alte. Wie wenn Nachtgetier beim Morgengrauen entflieht, hub sie sich von dannen.

Der Mann mit der Lampe, der dem Helden treu zur Seite gestanden war, leuchtete der Alten nach in ihren Schlupfwinkel zu ihrem Spinnrocken und begleitete dann den heldenhaften Genius mit der Lilie ans Gestade, wo die schillernde Schlange sich wie eine breite Brücke über den Fluß wölbte. Irrlichter tanzten dem schönen Paare voran. Der Mann mit der Lampe ging ihm zur Seite und ganz weit im Hintergrunde sah man etwas dunkles dem Zuge folgen.

Voller Angst und Zagen hatte unterdessen der Sohn der Lilie in all den Wirrnissen, die ihn umgaben, die verheißenen drei Glockentöne herangesehnt. Er kam sich vor wie ein Lebender unter lauter Toten, wie eine einzige fühlende Brust unter lauter gefühl- und seelenlosem Gewürm. Trotz alles Fortschritts, aller äußerlichen Vervollkommnungen, sagte er sich, ist hier alles ohne Vornehmheit, ohne sie, die Edle, die Mutter, die Allgütige, die ewig junge, die schöne Lilie. Ohne sie — sterbe ich.

Und angewidert von den ihn umgebenden seelenlosen Ziffern und Zahlen wollte er, als die Glocken-

schläge noch immer nicht ertönten, matt und müde von all dem Seltsamen, Überwältigenden, Großartigen und doch Abstoßenden, schon hinsinken, um nichts mehr um sich zu sehen und zu hören, da dröhnte der erste Glockenschlag durch die Lüfte. Er faßte Mut. Dann der zweite; er raffte sich auf, und beim dritten stand er ausspähend am Ufer.

Da scholl eine Stimme vom Wasser zu ihm herüber: Die Form ist zerfallen. Es ist an der Zeit. Er erkannte die Stimme des Mannes mit der Lampe, der ihn zu trösten und aufzurichten vorangeeilt war, und im Nu sah er sich umgeben von dem herrlichen Paare und dem Alten und dem Fährmann mit den Irrlichtern, die der Lilie das Geleit gaben.

Der sieghafte Held, der den Wunderspiegel als Wahrzeichen seines Sieges an der Trümmerstätte des alten Heimwesens zurückgelassen hatte, hielt in der Linken sein Banner, mit der Rechten hatte er sein Schwert „Wahrheit" gefaßt, während die Lilie, ihre Linke auf seine Schulter legend, ihn begleitete und siegesbewußten Blickes das Treiben vor sich überblickte.

Wieder lebte alles vor dem wehenden Siegespanier auf, was vorher niedergestreckt war, und selbst die in merkwürdiger Hast herumirrenden Ziffern hielten in ihrer Flucht inne. Viele davon erstarrten und blieben wie Wegweiser mitten im Lauf stehen als Denkzeichen einer überwundnen Zeit, andre schienen sich wieder ihres frühern Zustandes zu erinnern, bekamen Seele und Wärme und schlossen sich als bekehrte Menschen dem Zuge an. Der Mann mit der Lampe aber führte den einsamen Jüngling seiner Mutter zu, der allgütigen Herrin, deren Antlitz beim Anblick des lange vermißten in lilienhafter Schöne aufleuchtete. Er küßte in der Freude des Wiedersehens die Lippen der Lilie, und in dem Momente hörte man von der Kuppel des Kapitols, das sich vor ihnen ausbreitete, die Zeitenuhr ausheben,

und sie klang zwanzigmal, während der Zug die Stufen des Kapitols betrat. Dem Retter mit Banner und Schwert dankte der Sohn voll Inbrunst, als das Paar sich auf dem Thronsessel niedergelassen hatte, und alles Volk spürte, wie Segen und Glück von den Einziehenden ausging.

Ohne daß es des Schwertes bedurft hätte, waren die Blutaltäre verschwunden und an ihrer Stelle die der Wissenschaft und der Kunst geweihten Heiligtümer emporgeblüht.

Dem treuen Alten, dem Mann mit der Lampe aber übergab der Sieger das Schwert „Wahrheit," um die schwarze Alte, die mit ihrem Mops nachgehinkt war, zurückzuweisen und in Schranken zu halten, damit weiteres und erneutes Unglück durch ihre Ränke vermieden würde.

Auf die rings um sie wie aus einer Betäubung zu neuem Leben erwachenden blickte die Lilie mit freundlich sanftem Blick und zu allem Volk gewandt sprach sie die Worte:

Brechet mit der Lüge, dann werdet ihr genesen.

Da verhallte der letzte der zwanzig Schläge der Weltzeitenuhr von der Zinne des neuen Kapitols.

* *
*

Der Schall hallte so lange nach, daß ich mich verwundert aus meiner träumerischen Lage im Streckstuhl hinten am Stern unsers Dampfers aufrichtete und, aus meinen Träumen zu mir kommend, mich besann, daß es nicht die Weltenuhr, sondern die Schiffsglocke und das zum Abendessen rufende „Gong" war. Wie viel man doch in solch ein paar Sekunden zusammenträumen kann, dachte ich, denn die ziemlich auf die Minute mit der Schiffsglocke zusammenfallende Mahlzeitsglocke war doch offenbar die Ursache dieses

Schlusses meines Traumes gewesen. Ich hatte Goethes Lilienmärchen, das ich vorhin aus der Schiffsbibliothek entliehen hatte, und das noch aufgeschlagen neben mir lag, weitergeträumt, und es war zu einer Allegorie der Zukunft der neuen Welt geworden. Der Heros war der Genius der Menschheitsseele, der die zwischen Absolutismus, Hierarchie und Anarchie von dem System der Lüge festgebannte Lilie, die Allgütige, — die Natur, die Kunst, die Poesie, die Gottesahnung, das Ideale — wieder befreit und ihr in einer neuen Welt weitere und bessere Sphären eröffnet, wo Kirche und Aberglauben nicht abgeschafft, aber unter die Hut des Mannes mit der Lampe, der Wissenschaft, gestellt werden, um abermaliges Unheil und Rückschritte zu verhüten.

So hatte ich träumend das gesuchte „Etwas" gefunden, das dem Sohn europäischer Gesittung heutzutage auf die Dauer noch in der neuen Welt fehlt und ihm Heimweh verursacht.

Es war der Geist der Vornehmheit, der, das Endprodukt langer mühevoller Geistesentwicklung, durch keine Äußerlichkeiten der Technik und des Luxus ersetzt werden kann. Erst nach längerer Kulturentwicklung der neuen Welt, wenn das von der alten Welt ererbte von ihr selbst genügend erworben sein wird, um bleibendes festes Besitztum zu werden, erst dann wird auch in diesem neuen Rom der Geist der Vornehmheit Einzug halten, der im treuen Hegen und Pflegen des geistig Erworbnen, im frommen Hüten der Heiligtümer vor dem Rohen besteht.

Die Vereinigten Staaten sind unfertig. In vielen Dingen haben sie die alte Welt längst überflügelt, in andern schmachten sie noch im Mittelalter des Aberglaubens. Die Widersprüche, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, das Unfertige, das überall kraß zu Tage tritt, macht dem Gebildeten den dauernden Aufenthalt im Lande so schwer und hat auch mich

trotz vieles Großen und Herrlichen, dem ich meine Bewunderung nicht versagen kann, wieder weggetrieben. Aber Männer wie Held haben Recht. Noch harren weltumgestaltende Aufgaben der Lösung, und unzweifelhaft sind es die Deutschen, die die Aufgabe haben, die Kulturgedanken der alten Welt, befreit vom Banne der drei Fronvögte, nach der neuen zu tragen und mit ihrer Hilfe den Götzen des Mammons, der heute dort alles in seinen Banden hält, zu vernichten, um so ein neues Reich aufbauen zu helfen, das einst wirklich ein Weltreich sein wird — ein neues Rom.





Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang, 1894

Wöchentlich ein Heft. Preis für das Vierteljahr 9 Mark

Die Grenzboten sind die älteste und angesehenste aller jetzt bestehenden deutschen Zeitschriften. Als Wochenschrift geschützt vor der Hast, Überstürzung und Verfrühung der Tagespresse, brauchen sie doch nicht, wie Monatsschriften, auf alle sogenannte Aktualität zu verzichten; die Grenzboten sind so aktuell, wie es eine Wochenschrift nur sein kann. Dabei sind Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit in der Sache, Sorgfalt in der Form, Klarheit und Schönheit in der Darstellung Forderungen, die sie unerbittlich an sich selbst und an alle ihre Mitarbeiter stellen. Aber während das Vorzüge sind, die jede andre Wochenschrift auch aufweisen könnte und sollte, stehen die Grenzboten durch einen Vorzug einzig in ihrer Art da: durch ihre völlige Unabhängigkeit. Sie sind vor allem auf keine politische Partei eingeschworen. Wer sie nur aus der Tagespresse kennt, könnte sie bald für liberal, bald für konservativ, bald für regierungsfreundlich, bald für oppositionell, bald für sozialistisch, bald für antisemitisch halten. Wer sie regelmäßig liest, weiß, daß sie nichts von alledem oder alles zugleich sind, weil es ihnen immer und überall nur um die Sache zu thun ist. Erscheint ihnen die Sache gut und richtig, für unser Volk ersprießlich und notwendig, so treten sie ebenso warm dafür ein, wie sie eifrig dagegen kämpfen, wenn sie ihnen gefährlich oder verwerflich erscheint. Nicht Parteipolitik, sondern Realpolitik in echt Bismarckschem Sinne wollen sie treiben. Und wie auf dem politischen Gebiete, so halten sie es auf allen andern Lebensgebieten, die sie in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen. Auf dem der Volkswirtschaft oder der Rechtspflege, der Kirche oder der Schule, der Geistes- oder der Erfahrungswissenschaften, der schönen Litteratur oder der Künste, stehen sie, wie in der Politik, allem Parteitreiben, allem Cliquenwesen, allen Schulmeinungen fern; sie haben auf niemand Rücksicht zu nehmen, sie haben nach allen Seiten hin freie Hand, und so ist es ihnen unverwehrt, auch hier die Sache stets über alles andre zu stellen. Sie sind einzig und allein bemüht, dem Vernünftigen gegen das Unvernünftige, der Wahrheit gegen den Schein, der bescheidnen, aber echten Größe gegen die aufdringlichen Tagesgötzen, dem guten Geschmack gegen die Narrheit der Mode, allem Hohen und Edeln, allem, was deutsch und des Deutschen würdig ist, gegen niedrige, unsers Volkes unwürdige, materialistische Strömungen zum Siege und zur Anerkennung zu verhelfen.

Es giebt keine zweite Zeitschrift, die mit solchem Ernst und Freimut die Fragen und Erscheinungen unsrer Tage bespricht, wie die Grenzboten. Deshalb sollte sie jeder lesen, insbesondre jeder, der an den größten und schwierigsten Aufgaben unsers Volkes und unsrer Zeit, den sozialen und den wirtschaftlichen, Anteil nimmt; über sie Aufklärung zu verbreiten und damit zu ihrer Lösung beizutragen, sind die Grenzboten seit Jahren bemüht gewesen und werden sie auch in Zukunft für eine ihrer Hauptaufgaben betrachten.

und wirtschaftlichen Kämpfen handelt, unklar, verworren, unlösbar erscheinen, weil sie keine ausreichende oder genaue Kenntnis von den Formen des öffentlichen Lebens in Reich, Staat und Gemeinde haben, und weil ihnen auch keine Hilfsmittel zu Gebote stehen, aus denen sie sich in allen den wichtigen Streitfragen über Verfassung, Recht, Steuerwesen, Militär, Wirtschaftspolitik u. s. w. sogleich Aufklärung verschaffen könnten.

In der vorliegenden Bürgerkunde haben die Verfasser, denen eine längere richterliche und lehramtliche Praxis zur Seite steht, dem deutschen Volke ein solches Hilfsmittel, ein kleines Handbuch des politisch Wissenswerten geboten. Es ist ihnen gelungen, den schwierigen Stoff, die verwickelten Fragen des staatlichens Lebens, in einer klaren Form, in einer gemeinverständlichen, gediegnen Sprache darzustellen, sodaß ein zweckmäßiges Handbuch für jedermann entstanden ist. Jedermann heißt bei diesem Buche aber in der That jeder Mann jedes Standes. Der Arbeiter wie der Handwerker, der Kaufmann wie der Landwirt, der Beamte wie der Gelehrte, alle stehen im öffentlichen Leben und haben darin mitzuwirken, und für jeden giebt das Buch klaren Aufschluß über hundert Fragen, die an ihn herantreten.

Vor allem sei es auch den Lehrern der höhern und der Volksschulen dringend empfohlen, denn von ihnen hängt es ab, ob die Jugend das politische Rüstzeug ins Leben mitbringt, das ihr später ein gesundes, thatkräftiges Mitwirken an den ernsten Aufgaben unsers Vaterlandes ermöglicht. Das Studium der Vergangenheit ist wertvoll, aber noch wertvoller ist es, wenn der deutsche Staatsbürger

die Formen des öffentlichen Lebens seiner eignen Zeit gründlich kennt. Und diese Kenntnis sollte auf allen Schulen wenigstens angebahnt werden. Es giebt nichts, was geeigneter wäre, die jungen Leute zu scharfem logischen Denken zu schulen, sie von selbst zum Respekt vor den historisch gewordnen Zuständen zu führen und in ihnen ein gesundes, kräftiges Nationalgefühl zu erwecken, als die Beschäftigung mit dem Staatsleben unsrer eignen Zeit. Deshalb sollte auch das Buch in die Hand der reifern Schüler selbst gelegt und als Hilfsmittel für den Unterricht gebraucht werden.

Die Verfasser haben nicht vom Standpunkt irgend einer politischen Partei aus geschrieben. Sie sind der festen Überzeugung, daß sich mit der wachsenden Kenntnis der Grundlagen in unserm Staatsleben auch die Parteigegensätze mildern und sich die Liebe zum Vaterlande und deutsches Staatsbewußtsein kräftigen werden, und so hoffen sie, daß sich diese „Bürgerkunde" als ein rechtes Volksbuch für das ganze Volk erweisen wird.



Bestellzettel



Bei der Buchhandlung von ....

....

bestellt aus dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

.... **Deutsche Bürgerkunde**

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten von Hoffmann und Groth. Gebunden 2 Mk.

Name:

....

Ort:

....

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Beitrag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pf.

Gleich den erwähnten frühern Schriften des Verfassers zeichnet sich auch die vorliegende Schrift durch tiefes Durchdringen des Stoffes, Reichtum an selbständigen Gedanken und große Klarheit bei musterhafter und fesselnder Schreibweise aus. Äußerst wohlthuend ist dabei die Wärme der Überzeugung und des Mitgefühls für die unter den Nachteilen der heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung Leidenden. Und was die Ausführungen Jentschs sowohl in seiner Kritik als auch in seinen Vorschlägen besonders wertvoll macht, ist seine genaue, auf eigner Anschauung beruhende Kenntnis der heimischen Verhältnisse. . . . Zur Heilung der wirtschaftlichen und sozialen Schäden unsrer Zeiten ist zunächst die klare Erkenntnis dieser Schäden und ihrer wahren Ursachen erforderlich. Diese Erkenntnis in den weitesten Kreisen zu fördern, erscheint die Jentschsche Schrift, namentlich in ihrem kritischen Teil, in hohem Grad geeignet. (Allg. Ztg.)

. . . Dabei wird eine wirklich tiefgehende Kritik geübt, in blitzartiger Beleuchtung, mit scharfem Witz, originellen Aufstellungen und den Kennzeichen einer gründlichen kulturgeschichtlichen Bildung. Eine unendliche Reihe trefflichster Bemerkungen und beherzigenswerter Wahrheiten ließe sich aus dem nirgends langweiligen und überall fesselnden Buche zusammenstellen. (Kons. Monatsschr.)

Das vorliegende Werk steht nicht nur hoch über den vorstehends besprochnen Schriften, sondern überragt auch im allgemeinen die landläufige Flugschriftstellerei sowohl durch seinen Umfang als durch die Bedeutung seines Inhalts bei weitem. Es stammt aus der Feder des bekannten Autors der in dem gleichen Verlage erschienenen „Geschichtsphilosophischen Gedanken“ und zeigt die bekannten Vorzüge des letztern. Auch in seinem vorliegenden Werke giebt sich der Autor als einen Mann zu erkennen, der mit offnem und scharfem Blicke in die Welt der Erscheinungen zu schauen versteht und die gewonnenen Erfahrungen nicht nur mit jener unbeugsamen Wahrheitsliebe des echten Forschers wiedergiebt, sondern auch mit Einsicht und Verstand zu einem übersichtlichen System zu vereinigen und zur Grundlage bedeutsamer praktischer Folgerungen zu benutzen weiß. . . . Der Kenner dagegen wird das Buch von Carl Jentsch nicht nur mit Genuß, sondern auch mit wahrhaftem Gewinn lesen, denn aus seinen Blättern spricht ein durch und durch edler, vornehmer Geist, der auch dem Gegner ebenso Anerkennung abnötigt, wie er seinerseits ihm volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. . . . Man braucht kein gelernter Diplomat zu sein, um zu erkennen, daß es eine Perspektive gewaltiger Kämpfe, ja eines Kampfes auf Leben und Tod ist, die der Verfasser hier vor uns aufthut. Er freilich ist in seinem stolzen Patriotismus über den Ausgang des Kampfes nicht im Ungewissen. . . . Man mag diese Pläne des Verfassers phantastisch nennen, eine gewisse Größe ist ihnen nicht abzusprechen, und wenn das Glück der deutschen Zukunft nicht ohne Kampf geboren werden kann, dann ist es immer noch besser, die Waffen gegen den äußern Feind zu tragen, als im innern Bruderkampfe der Revolution unsre Volkskraft zu verbluten. (Leipziger Zeitung)

. . . Wenn man über ein so gehaltvolles Werk wie das vorliegende ein kurzes, summarisches Urteil fällen darf, so würde man es wohl dahin zusammenfassen dürfen, daß der Verfasser in seiner bekannten kernigen, urdeutschen Sprache in frischer, lebendiger Weise den Leser an dem Labyrinth kleiner Einzelfragen vorbei geradeaus mitten hinein in den Kern des weltbewegenden und eventuell die Welt aus ihren Angeln hebenden Grundübels führt und mit strenger Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit das Messer der Kritik ansetzt an die herrschenden Zustände und die bisherigen Bestrebungen zur Besserung derselben. (Reichsbote)

Druck von Carl Marquart in Leipzig



Druck von Carl Marquart in Leipzig